

NEITAH



EIN MÄDCHEN IM HOHEN NORDEN





EDITH KLATT

NEITAH

ein Mädchen
im hohen Norden



ALTBERLINER VERLAG LUCIE GROSZER

Fotos: Anna Riwkin-Brick
Einband und Schutzumschlag gestaltete unter freier Verwendung von Zeichnungen aus Lappland Herbert Bartholomäus

Für Mädchen von 12 Jahren an
11.–25. Tausend · Alle Rechte vorbehalten · Lizenz-Nr. 369 · 110/24/57
Copyright 1956 by Altberliner Verlag Lucie Groszer, Berlin
Gesamtherstellung: Philipp Reclam jun. Leipzig

In der Gamme

Der Fosbakhof lag hoch über dem Tal, an der höchsten Stelle, an der überhaupt noch eine Siedlung möglich war. Es war ein herrlicher Platz. Mit noch unberührtem, urkräftigem Boden schmiegte er sich dicht in den Schutz der hohen Berge und hatte einen weiten, freien Blick über das ganze Tal hinunter bis über den Fjord hinaus, an dessen äußerstem Ende an klaren Tagen das Glitzern des Meeres zu sehen war.

Der Platz hatte auch immer wieder landsuchenden Männern gefallen, und schon drei Neusiedler hatten versucht, dort zu roden und einen Hof zu errichten. Aber sie waren mit den Schwierigkeiten da oben nicht fertiggeworden. Immer wieder brachen die Raubtiere aus dem Gebirge in ihre Herden ein, immer wieder jagten die Stürme über den Paß und vernichteten ihre geduldig aufbauende Arbeit, jedes Frühjahr wieder stürzten die wilden Wasser über ihre Felder zu Tal, schwemmten die Ackerkrume fort und streuten schwere Gesteinsbrocken über ihre mühsam geebneten Ackerfelder.

Erst Ol Olsa war es gelungen, sich da festzusetzen und den Fosbakhof aufzubauen. Er war ein junger Mann, stark, zäh und zu jeder Arbeit geschickt, als er auf Landsuche von Schweden heraufkam hier in das freie Land, das noch niemandem gehörte. Aber er wurde alt, ehe er es geschafft hatte; ehe er sich einen Weg geschaffen hatte hinunter zu den anderen Menschen und ein Mahlhaus, in dem das

Korn seiner Felder gemahlen werden konnte. Da erst wurde die Arbeit leichter auf dem Hof, und es war so herrlich dort oben in dem wetterumtosten Haus zwischen den Erlen, in der freien, vom Rauschen des Wasserfalls durchbrausten Luft, daß ihn die überschwere Arbeit eines ganzen Lebens nicht reute und er mit keinem König getauscht hätte.

Als das Allergröbste überstanden war, hatte Ol Olsa sich ein Mädchen aus seinem Heimatdorf zur Frau geholt, die sich mit ihm in die Arbeit teilte und dort in Wetter und Einsamkeit neben ihm schaffte und aushielt. Und Karen war ihrer beider ältestes Kind und einziges Mädchen. Danach waren dann noch drei Brüder gekommen, die Karen betreute als sie klein waren, und die dem Vater immer mehr zur Hand gingen, je älter sie wurden.

Eines Tages, als sie neun Jahre alt war, wurde Karen mit einer eiligen Bestellung bis ganz hinunter nach Tenevolden geschickt; das liegt schon am Fjord. Es war ein weiter und nicht ungefährlicher Weg, aber ein neunjähriges Kind ist schon ein zuverlässiger, verantwortungsvoller Mensch in der Einöde, wo jeder mit seiner ganzen Kraft zu der gemeinsamen Arbeit beisteuern muß. Außerdem kannte Karen den Weg von manchem früheren Botengang. Jeder Stein und jeder Busch am Weg, jede Biegung und jeder Ausblick waren ihr vertraut. Sie freute sich auf Tenevolden, auf die Menschen dort und die Häuser, auf das Leben und Treiben und auf den Krämerladen, in dem einfach alles gestapelt war, was es nach ihrer Erfahrung überhaupt gab in der Welt. Aber vor allem freute sie sich auf ihre Freundin Lena, mit der sie nach ewig langer Zeit endlich einmal wieder würde schwatzen und lachen können. Sie war neugierig darauf, was Lena alles an Erlebnissen und Ereignissen erzählen würde.

So sauste sie, wenn die schwierigeren Geländestrecken überwunden waren, in immer neuen Schußfahrten zu Tal und tauchte jedesmal

tiefer hinein in das Land, hinter dem sich die Berge und mit ihnen der Fosbakhof immer steiler auftürmten.

Sie richtete ihre Bestellung aus und lief dann mit ihrer Freundin in Tenevolden umher, besah sich alles wieder, Altes und Neues, schwatzte und lachte, ließ sich erzählen, schaute hinein in die Häuser, wo sie von früheren Botengängen her alles und jeden kannte, mußte berichten, was inzwischen auf dem Fosbakhof geschehen war, wurde bewirtet und lief mit Grüßen und kleinen Bestellungen weiter.

Nach dem Mittagessen bei ihrer Freundin machte sie sich wieder auf den Heimweg.

Zwar hatten die Eltern ihr gesagt, sie solle aufs Wetter achten und unten bei der Freundin übernachten, falls es inzwischen umschlagen sollte. Aber es war klar und schön wie am Morgen und sie wußte, daß die Mutter sie oben brauchte.

So machte sie sich vergnügt wieder auf den Heimweg, den Kopf voll mit allem, was sie gesehen und erlebt hatte.

Sie beachtete es nicht weiter, als auf halber Höhe einzelne Schneeflocken zu fallen begannen. Es gefiel ihr, wie sie leicht und leise durch den matter werdenden Sonnenschein schwebten. Und auch als späterhin die Sonne ganz verschwand und ein leichtes Schneetreiben einsetzte, machte sie sich weiter keine Gedanken darüber. Sie war da gerade bei der steilen Stufe im Gelände angelangt, wo sie angestrengt klettern und gut auf den Weg achten mußte, und das tosende Brausen des Wasserfalls, mit dem der Fluß sich über die Geländestufe in die Tiefe stürzte, lenkte ihre Aufmerksamkeit auch noch dazu ab. So kam es, daß sie sich, als sie schließlich auf der Höhe angekommen war und nun eine freie Strecke ebenen Weges vor sich hatte, ehe der Weg wieder anstieg, plötzlich in einem Schneetreiben befand, das immer dichter wurde.

Das Wetter hatte sie unversehens dort oben überfallen. Nun hatte

sie den Wind gegen sich und kam nur noch schwer auf den Schneeschuhen voran. Jetzt noch umzukehren hätte keinen Zweck mehr gehabt; denn die größere Wegstrecke lag hinter ihr, und in dem dichten Gestöber wäre der Abstieg zu Tal gefährlicher gewesen als das Weitergehen. So kämpfte sie sich unverdrossen Schritt um Schritt vorwärts. Auf dem Fosbakhof war man wüstes Wetter aller Art von klein auf gewöhnt, sie kannte es gar nicht anders.

Auf diesem beschwerlichen Weg lief lange Zeit ein fremder grauer Hund neben ihr her. Er kam ganz dicht heran und schnappte nach ihr, aber sie schlug mit dem Skistock nach ihm, wenn er ihr zu nahe kam. Schließlich vertrieb sie ihn ganz und lief weiter, ohne zu ahnen, daß es ein Wolf gewesen war, mit dem sie da gekämpft hatte.

Plötzlich tauchte aus dem Schneegestöber ein Mann vor ihr auf. Da erschrak Karen nun doch. Sie schrie auf, aber als der Mann sie anrief, erkannte sie den Nachbarn, den Wohnlappen Boares-Lalle, der sich Lars Jakobson nannte, seitdem er hier oben seine Gamme errichtet und Land unter den Pflug genommen hatte.

Karen war völlig erschöpft. In ihrem Schreck fiel sie dem Mann einfach in seine ausgebreiteten Arme. Lars fing die Taumelnde auf und brachte sie zu seiner in der Nähe liegenden Gamme.

Dieser Lars Jakobson war einer von den fortschrittlichen Lappen, die eingesehen hatten, daß die Zeit für das Nomadenleben vorbei war und die deshalb anfingen, seßhaft zu werden und nach dem Beispiel der Bauernvölker Acker unter den Pflug zu nehmen. Es hatte sich eine ganze Gruppe von gleichgesinnten Lappen weiter unten im Tal angesiedelt. Sie wurden „Wohnlappen" genannt, zum Unterschied von den „Wanderlappen", die noch an der alten Lebensweise festhielten und weiter mit ihren großen Rentierherden durch das noch freigebliebene Land zogen, von einem Weideplatz zum andern. Sie klammerten sich zäh an ihre alte Lebensweise, obgleich dieses Wanderleben immer beschwerlicher wurde, denn immer mehr

Land wurde in Bauernland umgewandelt, und die umherziehenden Nomaden kamen infolgedessen immer häufiger mit den ansässigen Bauern in Konflikte. Einmal wegen der Durchzugserlaubnis für die Herden durch das Bauernland und dann wegen des Flurschadens, den die durchziehenden Herden verursachten. Es gab all die vielen Schwierigkeiten, die zwischen zwei so grundverschiedenen Lebensweisen entstehen müssen, wenn sie auf einem zu engen Raum zusammengedrängt sind.

Lars Jakobson hatte zunächst mit den anderen Wohnlappen zusammen weiter unten im Tal gesiedelt, wo das Land offen war und große, ebene Flächen für Äcker und Weiden bot. Dort hatten sie miteinander ihre Gammen errichtet: Erdhütten, halb in die Erde gegraben, halb über der Erde aus behauenen Baumstämmen errichtet und mit Grassoden als Dach abgedeckt. Sie halfen sich gegenseitig aus bei der ungewohnten Arbeit, und vieles taten sie auch von vornherein gemeinsam, wie sie es seit jeher gewohnt waren.

Lars hatte dort seine Gamme inmitten schöner, fruchtbarer Felder auf einem Hügel gehabt. Aber unglücklicherweise hauste ein großer Schuhu in der Nachbarschaft. Jeden Abend kam er ans Fenster geflattert, sobald bei Lars Licht angezündet wurde, und saß dicht vor seinem Fenster und schrie.

Nun gilt bei den Lappen der Schuhu als ein Vogel, der Tod und vielerlei Unglück bringt, und Lars Jakobsons Frau war schüchtern und abergläubisch und fürchtete sich zu Tode. Sie wurde schließlich ganz krank, konnte nichts mehr tun und nicht mehr schlafen vor Angst.

Lars versuchte auf jede Weise den Vogel zu fangen oder zu verjagen, aber es gelang ihm nicht. Endlich blieb ihm nichts anderes übrig, als die ganze Gamme abzureißen und an einer anderen Stelle wieder aufzubauen, und so war es zu der Nachbarschaft mit Ol Olsa gekommen.

Auf dem neuen Platz kam nun kein Schuhu mehr an die Fenster. Aber dafür war es hier, so hoch oben und dicht am Gebirge, viel schwieriger zu wirtschaften. Und auch viel gefährlicher als weiter unten, wo das Tal breiter und fruchtbarer war und wo die anderen Lappen alle beieinander wohnten. Der Winter in diesem oberen Teil des Tales war streng und lang und ohne Sonne. Meist hingen Nebel um die Berge, und noch spät im Frühsommer gingen die Lawinen zu Tal. Wenn solch eine Lawine stürzt, wird es vom Schneerauch finster wie die Nacht. Die Wege sind versperrt, und wenn jemand verschüttet wird, findet man ihn erst wieder, wenn im Hochsommer der Schnee abschmilzt.
Auch Lars lernte schon im ersten Jahr hier oben eine Lawine kennen. Es war zur Johannizeit, der Schnee auf den Feldern war schon lange verschwunden und Lars fuhr mit seinem Fuhrwerk von der Lappensiedlung nach Hause, als plötzlich ein kalter Wind durch das Tal ging. An der über 1500 Meter hohen Großzinne war der Eisfirn von der obersten Wand abgebrochen und polterte nun in zerschmetterndem Sturz und mit entsetzlichem Gedröhn über die Steinreißen herunter zu Tal. Der Luftdruck warf alles zur Seite und Pferd und Wagen verschwanden vor Lars' Augen. Er selber wurde beiseite geschleudert, flog in hohem Bogen in den Schnee und blieb dort betäubt liegen. Viel später erst raffte er sich mit Mühe auf und erreichte auch glücklich seine Gamme, zu erschöpft und zerschlagen, um noch einen Gedanken fassen zu können. Und kurz darauf wieherte seine schwarze Stute draußen! Sie hatte die Deichseln zerbrochen, ihre Mähne war gesträubt und ihre Augen blutunterlaufen und wild vor Angst, aber sonst war sie nicht weiter zu Schaden gekommen. Nur die Fuhre war verloren. Einige Überbleibsel tauten im Spätsommer aus den Lawinenresten heraus.
Es war schwer für Lars, hier oben zurechtzukommen ohne die Gesellschaft und Hilfe der anderen Lappen, und auch der jungen,

furchtsamen Frau fiel es nicht leicht, hier so allein zu hausen. Erst, als sie ihr erstes Kind bekam – ein Töchterchen, das sie Sara nannten –, wurde es erträglicher für sie.
Zwar war der Fosbakhof nicht allzuweit ab, aber Schweden und Lappen vertrugen sich im allgemeinen nicht recht in jenen Übergangszeiten. Nur sehr langsam kam zwischen Ol und Lars ein gutes Verhältnis zustande, obgleich die beiden Männer kameradschaftlich miteinander umgingen, wie es ihre abgelegene Lage und ihre gleichartige Arbeit ergab. Ol Olsa war Lars behilflich und vorbildlich in allem, was die Bauernarbeit anbetraf, die dem Lappen noch ungewohnt war und schwer in den Händen lag. Er selber lernte von Lars vielerlei, was ihm wichtig war, um die Besonderheiten des Landes und des Wetters zu bewältigen und dessen Möglichkeiten auszunutzen, worin wieder die Lappen seit Anbeginn Meister waren. So wurde mit der Zeit aus dieser gegenseitigen guten Nachbarschaft eine Freundschaft über die Volksgrenze hinaus, und das war damals noch unerhört selten. Lars verehrte Ol Olsa sehr, nahm ihn sich überall und in jeder Hinsicht zum Vorbild und rechnete es sich nicht besonders an, was er selber dem Ol Olsa alles half und zeigte.
Und an diesem Spätnachmittag nun rettete er Karen Olstochter das Leben. – – –
Als Lars aus dem Schneegestöber auftauchte, war Karen am Ende ihrer Kräfte angelangt. Sie wäre bestimmt nicht mehr bis nach Hause gekommen, und an den näherwohnenden Lars hatte das ermüdete Kind nicht gedacht.
Als sie merkte, daß es Lars war – kein Schneegespenst, das über sie herfallen wollte –, sank sie völlig erschöpft in seine Arme und ließ sich von ihm mehr zu seiner Gamme tragen, als daß sie selber noch ein Bein vor das andere gesetzt hätte.
Sie merkte auch zunächst nicht, daß er seine Frau rief, die sie aus

den nassen Kleidern schälte, sie trocken und warm rieb und auf ein Lager an der Erde unter Felle steckte. Erst, als sie ihr die Tasse mit Kaffee an die Lippen hielt und der heiße Trank ihr belebend durch die Glieder floß, kam sie wieder so weit zu sich, daß sie ihre Umgebung mit Bewußtsein wahrnehmen konnte.

Sonderbar kam ihr alles vor, was sie da erblickte, ganz anders als zu Hause und in den Häusern der Bekannten unten in Tenevolden. Es war recht dunkel in der Gamme, nur ein Herd in der Mitte gab etwas Licht und gute Wärme. Hinter ihm lief ein Balken quer durch den Raum. Er bildete die Bettwand und trennte die Schlafstätte, wo sie eingepackt lag, von dem übrigen Raum. Die Lappenfrau hatte sich wieder an den Herd gesetzt und spann beim Licht des offenen Feuers, aber nicht auf einem Spinnrad, wie die Mutter daheim, sondern auf einer Handspindel. Ein kleines Mädchen saß bei ihr und spielte mit einem Holzstück, um das sie ein Stück Fell gebunden hatte – das war Sara, die Tochter.

Als sie merkten, daß Karen wieder wohlauf war, steckten sie sie in einen Lappen-Fellanzug, der der Frau gehörte und dem Mädchen viel zu groß war, so daß alle lachen mußten. Und bei diesem freundlichen Lachen blieb es dann auch, denn mit Sara und der Frau konnte Karen sich nicht verständigen; nur Lars warf ihr bei seinem Hereinkommen und Hinausgehen immer einmal ein freundliches Wort in seinem seltsam klingenden Schwedisch zu. Aber mehr war auch nicht nötig, um es Karen behaglich zu machen. Sie war wieder durchgewärmt und frisch und sperrte die Augen auf, um zu sehen, was es hier Seltsames gab und wie anders hier alles gemacht wurde.

Zunächst fing die Frau an, kleine Brote zurechtzukneten und sie auf Steinplatten über dem Herd zu trocknen. Nachdem sie von beiden Seiten angebacken waren und rundherum eine harte Kruste bekommen hatten, stellte sie sie, an Bretter gelehnt, aufrecht rund um das

Feuer auf, damit sie so, ohne Backofen, durchbacken konnten. Dazu mußten sie aber von Zeit zu Zeit umgewendet werden, damit auch die hintere Seite immer wieder einmal dem Feuer zugekehrt wurde und auch gar werden konnte. Die Arbeit war umständlich, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie damit fertig war. Inzwischen waren Karens Kleider wieder trocken. Sie zupfte sie zurecht und schlüpfte hinein, und dann setzten sie sich alle auf den Bettbalken und aßen zusammen. Es schmeckte Karen gut, obgleich es lauter Speisen waren, wie sie sie noch nie gegessen hatte.

Danach gingen sie alle zusammen schlafen auf der gemeinsamen Schlafstätte hinter dem Balken. Karen legte sich ohne Scheu mitten zwischen sie und schlief herrlich die ganze Nacht hindurch, obgleich hier alle miteinander auf dem Fußboden lagen, der mit Birkenreisigbündeln ausgelegt und mit behaarten Rentierfellen bedeckt war. Sie mußte hier, wie alle anderen, in einen Schlafsack aus Schaffellen kriechen und sich dann noch mit Fellen von Schafen und Rentieren zudecken; während sie doch zu Hause ihr eigenes kleines Bett hatte mit weißen Laken und warmen Federkissen.

Am Morgen wurde die Gammentür geöffnet, und die klare Winterluft drang herein. Davon wachte Karen auf und konnte sich zunächst gar nicht zurechtfinden, so tief und gut hatte sie geschlafen. Lars war hinausgegangen, um nach der Zeit und dem Wetter zu sehen. Er kam wieder herein und sagte, es sei ganz klar und still geworden, der Karlswagen* schimmere hoch über ihnen, und es würde nun bald dämmern. Dann öffnete er das Rauchloch und entzündete auf dem Herd mit Stahl und Schwamm das Feuer, holte einen gefrorenen Hasen aus einer Schneewehe und zerteilte ihn mit einem Messer. Die Stücke warf er in den Kessel mit Schnee, den er an

* Karlswagen, der schwedische Name für das Sternbild, das wir „Großer Bär" oder „Großer Wagen" nennen.

einem von oben herunterhängenden Haken über dem Feuer aufhängte.

Als das Essen weichgekocht war, setzten sie sich wieder alle auf den Bettbalken wie gestern abend, und Lars verteilte das Fleisch und gab jedem ein Stück Gerstenbrot dazu. Den Kopf behielt er für sich selber. Es schmeckte Karen wieder alles wunderbar gut, obgleich sie es doch so anders gewöhnt war.

Als dann das Tageslicht kam, bedankte sie sich, band sich die Schneeschuhe fest und machte sich wieder auf den Heimweg. Sie hatte noch eine lange Strecke zu laufen bis nach Fosbak, aber sie war ja nun gut ausgeruht und kam bei dem wieder schön gewordenen Wetter wohlbehalten zu Hause an.

Der Raub

Sara hatte mit Karen nicht sprechen können, sich auch nicht an sie herangetraut, sie hatte sie nur immer aus einem Winkel, hinter Mutters Knie hervor, angeschaut und angestaunt.

Als Karen sich verabschiedet hatte und auf dem Heimweg bergzu immer kleiner wurde, blickte Sara ihr nach, solange auch nur noch ein Pünktchen von ihr zu sehen war.

„Wer war das, Mutter?“

„Das Mädchen vom Fosbakhof.“

„Von wo sich der Vater neulich Saatgetreide geliehen hat?“

„Ja. Aber er wird es wiedergeben nach der Ernte.“

Sara nickte nur dazu. Und nach einer Weile sagte sie, tief in Gedanken: „Ihre Haare sind so hell – wie – wie die Sonne, Mutter. Hat sie immer so helle Haare?“

„Ja“, lächelte die Mutter, „immer.“

„Auch in der Nacht?“

„Ja, auch in der Nacht.“

„Und ihre Augen sind ganz blau. Warum sieht sie so aus, Mutter?“

„Weil sie ein Schwedenmädchen ist. Alle Schweden sehen so aus.“

„Was ist Schweden?“

„Schweden, das ist – – die südlichen Länder eben. Wo es immer warm ist. Wo alles wächst. Wo keine Berge sind und keine Stürme und kein Schnee, wo die Sonne auch im Winter scheint – – –“

„Gibt es denn das?“

„Ja. Das gibt es. Jeden Tag scheint da die Sonne. Sommer und Winter. Die augenlosen Mächte aus dem Norden reichen nicht bis dahin und haben gar keine Macht über das Land und die Leute dort. Davon sind sie so hell und stark."
„Gar kein Schnee? Das geht doch gar nicht!" wunderte sich Sara.
„Doch", meinte die Mutter. In ihren Augen war Schweden das südliche, das gelobte Land, das Land aller erfüllten Wünsche, sie wußte es nicht anders. „Da ist immer Sommer, und immer wächst Gras da und Blumen und Bäume und alles. Und das Getreide wird so hoch wie ein Mann, und süße Früchte reifen an den Bäumen. Und auch der Kaffee – – –"
„Warum gehen wir denn nicht auch dorthin, wenn es da so schön ist?"
„Wir sind doch hier zu Hause. Und in Schweden ist auch kein Platz mehr für uns."
„Natürlich. Da werden sie schon alle hingelaufen sein. Schon viel früher, noch ehe ich geboren war", seufzte Sara ergeben. Doch dann meinte sie: „Ja aber, Mutter, warum kommen denn die Schweden zu uns, wenn es so schön bei ihnen ist?"
„Sie werden auch keinen Platz mehr haben bei sich zu Hause. Es sind zu viele geworden. Und außerdem will auch immer jeder alles für sich alleine haben."
„Was will jeder für sich alleine haben?"
„Das Land und das Haus. Und alles." Auch der Mutter war es nicht recht klar, wie man Land und Haus und alle Geräte als Eigentum in Besitz haben könne, daß sie nur diesem einen einzelnen gehörten und keiner sonst ein Recht daran hatte. Die Lappen besaßen auch ihr Eigentum: Geräte und Schlitten und die Rentiere ihrer Herden. Sie brannten ihren Rentieren sogar eine Besitzmarke ein und verfolgten mit strengen Strafen die Diebe, die sich ein fremdes Tier aneigneten. Aber das Haus: Lager, Feuer, Essen und Obdach, standen gastfrei offen für jeden, der vorüberkam und eintreten wollte. Schon der Gedanke ließ die Mutter erschrecken, daß man einem Ermüdeten, Durchfrorenen sein Recht als Gast verweigern könne. Durfte man ihn draußen in Nässe und Schneegestöber weitergehen lassen, während man selber warm und trocken saß? Und das Land – – – das Land gehörte doch allen! Oder vielmehr: niemandem! Nirgendwo waren die Grenzen festgewachsen, die diese Fremden willkürlich zogen und verteidigten. Und die Rentiere liefen dahin und dorthin, wo der Himmel ihnen das Futter wachsen ließ.

Lars hatte ja nun auch nach der Art der Fremden Land zum Eigentum genommen und bearbeitet. Er hatte die Gamme, die feste Erdehütte, gebaut, in der man nun immer wohnen würde. Man wohnte ja auch wirklich wärmer, bequemer und schöner darin als in den Zelten, die immer wieder abgerissen und woanders neu aufgeschlagen wurden – viel weniger Arbeit und Plage hatte man so und ein bequemeres Leben.
– – Und sie war ihm ja auch gefolgt, dem Lars – und hielt ihm als seine Frau hier Haus – –.
Aber das Wandern, das Umherziehen in Wetter und Wind, das Zusammensein mit allen anderen, das gemeinsame Arbeiten und Mühen, das Rufen hinüber und herüber, das Plaudern und Lachen lagen ihr noch im Blut. Es fiel ihr schwer, hier in der Einsamkeit nur mit dem Mann zu leben und alle Arbeit allein zu tun, bei der sie sonst mit den anderen Frauen zusammen draußen oder in einem der Zelte gesessen hatte. Sie wußte es nicht, daß es gerade diese Veränderung in ihrem Leben war, die sie so müde und furchtsam machte, daß ein Vogelruf sie zum Krankwerden tief erschrecken konnte und ihr die Tage so still und leer wurden. Sie konnte es auch Sara nicht erklären. Sie sagte nur: „Die Rentiere mögen den Süden nicht. Sie gehen nie dahin."

„Ach so“, sagte Sara zufrieden. Das war Erklärung genug. Wenn die Rentiere nicht dahin gehen mochten – – wie hätte ein Lappe ohne die Rentiere leben können? Undenkbar war das. Sie beide, Lappen und Rentiere, waren eben hier zu Hause, gehörten hierher, mochte auch woanders die Sonne jeden Tag scheinen.

„Gefällt es den Schweden denn bei uns, Mutter? Wenn ihr Land doch so warm und hell ist?“

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls haben sie hier Platz und schaffen sich ihr Eigentum unter uns.“

„Und wenn es nun bei uns auch alles voll wird? Alles voll Schweden? Das ganze Land!“

„Ja, dann – –“, sagte die Mutter hilflos. Aber sie tröstete sich schnell mit einem Blick über das weite, leere Land von einem Horizont zum anderen und sagte: „Bei uns ist ja so viel Platz. So viel Schweden gibt es vielleicht gar nicht. Und wenn hier auch wirklich alles voll wird, dann ziehen wir einfach weiter hin nach dem Norden. Die Rentiere finden auch da noch Futter. Dann ziehen wir wieder mit der Sida* –.“ Sie seufzte froh und erleichtert auf.

Sara sah vorsichtig, bedenklich zu ihr hinüber. Aber die Mutter hatte sich gleich wieder ans Spinnen gemacht und ließ aufmerksam den Faden schwirren.

„Und der Fosbakhof?“ fragte Sara weiter. Sie hatte so lange geschwiegen, als Karen dagewesen war, jetzt sprudelte sie über vor Wißbegierde wie ein gestautes Wildwasser.

* Sida ist der Familienverband der wandernden Lappen, eine Großfamilie: Eltern und die Familien der verheirateten Söhne mit allen ihren Kindern, dazu die angeheuerten Hirten, Wolfsjäger und wer noch sonst zu der Sippe gehört. Sie leben gemeinsam, haben ihre gemeinsamen festen Lagerplätze: im Winter in Schweden und im Sommer in Norwegen, haben eine gemeinsame Rentierherde, mit der sie durch das Land ziehen von einem Futterplatz zum anderen, und teilen sich in die gemeinsame Arbeit. Der Ised, der älteste Mann, meist der Vater der Sippe, ist unbeschränkter Anführer, der die Lagerplätze und die Arbeitsverteilung bestimmt; und die Emed, die Hausmutter, bestimmt im Einverständnis mit ihm die Angelegenheiten der Frauen.

„Ol Olsa ist hergekommen und hat ihn sich gebaut“, erzählte die Mutter. „Ol Olsa ist stark. Er hat die Platten zu seinem Haus aus dem Felsen gebrochen, ganz allein hat er das Haus aufgerichtet, Vater ist erst viel später hier heraufgekommen, da war das große Fosbakhaus schon fertig: unten aus Steinen und oben aus schweren Balken. Und das Wildwasser war auch schon gezähmt und lief als Bach durch die Wiese, wie heute.“

„Ist es denn warm im Fosbakhaus, wenn es ganz frei steht und der Wind überall herankann, Mutter?“

„Ja. Sie haben einen großen Ofen, kein offenes Feuer wie wir. Und der Rauch geht durch einen Schornstein durchs Dach hinaus. Da können sie das Feuer Tag und Nacht brennen lassen; sie brauchen es nicht auszumachen, wenn sie schlafen gehen. Und es kann auch nicht durch das Rauchloch hereinschneien, wenn der Wind nachts die Klappe aufreißt. Es ist kein Rauchloch da und keine Klappe, und sie haben es immer warm, Tag und Nacht.“

„Und was haben sie noch, Mutter?“ Sara war unersättlich.

Tagelang plauderten sie bei ihren Arbeiten über die Seltsamkeiten vom Fosbakhof. „Sie haben einfach alles!“ staunte Sara immer wieder.

„Möchtest du auch dorthin?“ versuchte die Mutter sie zaghaft, aber Sara erklärte entschieden: „Nein. Bei uns ist es besser. Und dann haben sie keine Rentiere. Nur Kühe. Und Pferde. Und viele Schafe.“

„Aber die Pferde sind stark. Die reißen einen Acker an einem einzigen Tag mit dem Pflug auf, hat der Vater erzählt. Denk mal, an einem einzigen Tag!“

„Aber unsere Schwarze ist aus der Lawine gekommen!“ trumpfte Sara dagegen auf. „Und Vater ist auch aus der Lawine gekommen.

Vater ist stärker als die Lawine, und unsere Schwarze ist auch stärker als die Lawine. Das können die Fosbakpferde nicht!"
„Vater hat damals Glück gehabt", seufzte die Frau.
„Nein. Vater hat gewußt, wo die Lawine herunterkommen würde, und die Schwarze hat auch gewußt, daß sie kommen würde, und da haben sie sich am Rand gehalten, wo die Lawine nicht so stark ist!" triumphierte Sara strahlend. Und die Mutter sah sie nur erschrocken an. Sie fand nichts, was sie dagegen sagen konnte.
So plauderten die beiden tagelang, wochenlang von all den Seltsamkeiten auf Fosbak. Jedesmal, wenn der Vater oben gewesen war, mußte er Neues berichten, und das besprachen sie dann ausführlich in den darauffolgenden Tagen. Wenn Ol Olsa gelegentlich auf den Hof kam, staunte Sara ihn aus einem versteckten Winkel heraus an, folgte jeder seiner Bewegungen mit den Augen und erschrak vor seinem laut dröhnenden Gelächter. – –
Sie selber ging nie auf den Fosbakhof. Aber noch lange Zeit, solange ihr die Mutter Geschichten erzählte, nahmen alle Gestalten in diesen Geschichten: der Riese Stallo, der Windgott Biegga-gallas, die Huldinnen und Uldas, die Haldeh Gesicht und Gestalt der Leute auf Fosbak an.
Und während sie neugierig und lebensdurstig wie ein junger Baum ihre Äste nach allem Neuen ausstreckte, wuchsen ihre Wurzeln immer tiefer hinein in ihr eigenes Leben, wurde sie immer sicherer und selbständiger in allem, was rund um sie her ihr Zuhause, ihre Heimat ausmachte.
Damals, als Karen in die Gamme gekommen war, war Sara „halbgroß" gewesen, wie sie das nannte, und genau so wichtig und nützlich wie Vater und Mutter. Einen kleinen Schlitten, mit dem sie die umliegenden Hügel hinunterrodeln konnte, hatte sie schon lange, und nun hatte ihr der Vater Schneereifen gemacht, mit denen man im Frühling, wenn der Schnee weich wurde und nicht mehr tragen

wollte, draußen herumlaufen konnte ohne einzusinken. Nach dem Sommer würde sie ihre ersten Skier bekommen, und dann fehlte ihr gar nichts mehr.
Sie wußte mit allem Bescheid in der Gamme und half der Mutter bei ihren Arbeiten. Sie holte die Späne herbei zum Feuermachen und das Wasser zum Kaffeekochen, sie achtete auf den Kessel, in dem das Essen brodelte, und wendete die kleinen Gerstenbrote am Herd, wenn sie auf der einen Seite gargebacken waren. Sie wußte, wo die alten Kleider lagen, die gelüftet und instandgesetzt werden mußten, und welche Felle für die neuen bestimmt waren. Sie ordnete die bunten Fäden, mit denen eine Mütze bestickt werden sollte, und wickelte die Sehnen auf, mit denen die Mutter die bequemen, wasserdichten Schuhe nähte.
Auch ihren eigenen kleinen Hund hatte sie, den Vaja, der ihr Spielhund war so lange, bis er das Rentierhüten lernte und ein erwachsener Arbeiter werden mußte.
Bald nach Karens Besuch hatte sie ein Brüderchen bekommen. Sara wußte genau, wo es herkam; sie hatte ja der Mutter in der letzten Zeit immer mehr helfen müssen. Sie wußte auch, daß es vom Vater kam. Und sie freute sich so über das kleine Bündel, daß sie es am liebsten ganz alleine besorgt und immerzu herumgetragen hätte. Aber das erlaubte die Mutter nun doch nicht. Zusehen und dabeisein durfte sie immer, wenn die Mutter den kleinen Sivert aufnahm, badete und frisch bündelte. Das tat sie in den ersten Tagen dreimal am Tag, dann nur noch zweimal, und als er schon eine Woche alt war, wurde er nur noch einmal täglich gebadet; später nur noch einmal im Monat. Sara selber wurde überhaupt nicht mehr gebadet, sie war ja schon über zwei Jahre alt und hielt sich längst sauber. Sie wurde nur noch naß, wenn im Sommer der Regen sie durchweichte. Und dann das eine Mal, als sie beim Wasserholen in den Bach ge-

fallen war. Da war sie pudelnaß geworden und laut schreiend zur Mutter gelaufen, aber auch das war schon lange her.
Deshalb schien ihr das Gebadetwerden unerläßlich für so ganz kleine Kinder, die noch nicht fertig waren und noch nichts konnten. Sicher war es das Allerwichtigste für Sivert, damit er wachsen und schnell groß werden konnte, fast ebenso wichtig wie das Trinken, dem sie jedesmal ernsthaft und mit großen Augen zusah.
Aber vor dem Trinken wurde Sivert erst zurück in die Wiege gelegt und warm verschnürt. Für die Wiege hatte der Vater einen Föhrenstamm ausgehöhlt; die Aushöhlung genau so groß, wie das Brüderchen sein würde, und das Kopfende etwas höher als das übrige. Auch dabei hatte Sara zugesehen und aufgepaßt, wie es gemacht wurde. In diese Wiege kam ein heißer Stein, solange Sivert gebadet wurde, und während ihn die Mutter abtrocknete, nahm Sara den Stein vorsichtig heraus und polsterte die Aushöhlung fein gleichmäßig und locker mit Moos. Darüber breitete sie das weiche Rentierkalbfell schön glatt aus, in das die Mutter Sivert einschlug, nachdem sie ihn vorher in Leinentücher eingewickelt hatte. Unter den Kopf bekam er ein kleines Federkissen und darüber das schneeweiße Fell von einem Polarhasen. Dann wurde die gegerbte Rentierhaut, die außen um die Wiege herumgelegt war, fest über ihm zusammengeschnürt mit dem bunten Band, zu dem Sara die Fäden ausgesucht und der Mutter zugereicht hatte, als sie es webte. Nur das Kopfende war noch frei. Dann erst öffnete die Mutter das Kleid und gab ihm zu trinken, und wenn er danach satt und zufrieden einschlief, setzte die Mutter das Halbverdeck über den Kopfteil der Wiege und zog auch darüber noch das gegerbte Rentierfell zusammen, und Sara befestigte es mit einem langen dreisträhnigen Band über die ganze Wiege hinweg am Fußende. Auch dieses Band war aus bunter Wolle. Es waren bunte Perlen hineingewebt, und beim Weben mußte ein besonderes Lied gesungen werden, damit das Kind gefeit war und die Uldas es nicht vertauschen konnten.
Die Uldas, so meinten die Lappen, sind Unterirdische, unsichtbare kleine Zwerge, die wie Menschen leben und auch kleine Rentierherden unter der Erde haben; man kann sie manchmal, wenn man nachts aufwacht, vorbeiziehen hören. Die Uldas sind gutmütig und tun den Menschen nichts Böses, nur die Kinder vertauschen sie gern, weil ihre eigenen sehr häßlich sind. Davor muß man die Neugeborenen unbedingt schützen, sonst hat man plötzlich, ohne daß man es merkt, ein Uldakind in der Wiege, das mißgestaltet ist und nicht wächst.
Bei alledem war Saras Hilfe wichtig und gar nicht zu entbehren, kein Wunder, daß sie sich als „halbgroß“ bezeichnete und innerlich ganz zu den Großen rechnete. Und als nach zwei Jahren noch ein Brüderchen kam, der Malin, wußte sie so gut mit allem Bescheid, daß sie ihn ganz allein hätte versorgen können.
Aber damals geschah ihr das große Unglück, das ihr ganzes Leben in andere Bahnen lenkte, und das kam so:
Einmal, als die Mutter Malin baden wollte, merkte sie plötzlich, daß ihr das Badewasser zu heiß geworden war, und sie schickte Sara an den Bach, schnell ein bißchen kaltes Wasser zu holen. Sie wickelte Malin in ihr Kleid und setzte sich mit ihm an den Herd, um es so lange warm zu haben, denn Sara mußte ja gleich wieder da sein; der Bach floß so dicht vorbei, daß man sein Plätschern in der Gamme hören konnte, wenn es ganz still war.
Sara aber kam und kam nicht wieder. Erst wurde die Mutter ungeduldig, dann ärgerlich, dann ängstlich, schließlich wickelte sie Malin ungewaschen wieder ein, verschnürte ihn in der Wiege und lief hinaus, sich nach Sara umzuschauen.
Sara aber war weit und breit nicht zu sehen. Nur dicht bei der Tür waren einige Fußspuren in dem lockeren Schnee an der warmen

Gammenwand, aber weiterhin hatte der Wind den lockeren Neuschnee verweht, und der darunterliegende, glasharte Harsch hatte keine Trittspur angenommen. Nichts war zu entdecken. Keine Spur an der Schöpfstelle. Und auch sonst nirgends. Nichts war zu hören und zu sehen, weit und breit in der Runde war alles menschenleer und still.

Die Mutter rief und suchte überall, an allen Plätzen, wo Sara gern spielte. Aber es war ja ganz ausgeschlossen, daß Sara den Kessel abstellte und irgendeinem Einfall nachlief, während die Mutter mit Malin auf dem Schoß dasaß und auf sie wartete.

Nirgends fand sich eine Spur, nirgends ein Mensch, den sie hätte fragen können. Sara war wie vom Erdboden verschwunden. Aber die Uldas stehlen nur Neugeborene. Sara war ihnen schon zu groß. Sie war schon ein tüchtiges, selbständiges Kind, das sich wohl gewehrt hätte. Auch der Kessel war nirgends zu erblicken.

In ihrer Not kam die Mutter auf den Gedanken, ob nicht vielleicht Wanderlappen vorbeigekommen wären und das Kind geraubt hätten. Denn es war gerade um die Zeit, da die Rentiere sich zu den Bergwiesen aufmachen und die Wanderlappen in großen und kleinen Sidas ihnen nachziehen. Viele Sidas nahmen den Weg an der Gamme vorbei und über den Bergpaß bei Fosbak. Und die Wanderlappen stahlen manchmal wirklich die Kinder der Ansässigen und verkauften sie dann drüben in Norwegen an Bauern, die Kinder zum Hüten oder zu anderen Arbeiten nötig hatten.

Doch die Mutter hatte ja still gesessen und auf Saras Schritte gelauscht. Bestimmt hätte sie eine vorüberziehende Sida bemerkt. Jedesmal noch hatte sie den Lärm, das Rufen und Juoiken*, die trabenden Rentierhufe, das Geschrei, das Kinderweinen gehört und war hinausgelaufen, um den Vorbeiziehenden Grüße zuzurufen. Es

* Siehe Nachwort, Seite 230.

war undenkbar, völlig ausgeschlossen, daß sie dieses Mal, wo sie still gesessen und auf die wiederkehrenden Schritte Saras gehorcht hatte, all diesen fröhlichen Lärm überhört haben sollte.

Dennoch ließ sie zu Hause alles stehen und liegen, auch die beiden kleinen Jungen überließ sie sich selbst und lief den Weg entlang, den diese Sidas immer nahmen.

Es war ein schwerer Weg, der zuerst steil anstieg und sich dann über steinige Gebirgspfade wand. Der Schnee war verharscht und so hart gefroren, daß keine Spur darauf zu erkennen war, mochten nun soeben Hunderte von Menschen und Tieren drüber hingegangen, oder seit Wochen kein Mensch hier in der Gegend gewesen sein. Sie rannte weiter und weiter, ins Ungewisse hinein und schrie, und die Berge warfen ihre Rufe mit schauerlichem Echo herum, daß es manchmal vielfach, aus den verschiedensten Richtungen her, zurückschallte.

Sie traf natürlich keinen Menschen dort in der weiten Wildnis, den sie hätte fragen können. Das ganze Land war leer, menschenfremd, steinern.

Da sah sie auf einmal Wolfsspuren im Schnee. Sie war inzwischen viele Kilometer weit gelaufen, und es schien ihr selber nicht wahrscheinlich, daß der Wolf, der hier – wer weiß wann – gelaufen war, Kilometer weiter unten ihr „halbgroßes“ Kind ergriffen und weggeschleppt haben sollte – Kessel und alles dazu –, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Dennoch fiel es ihr plötzlich aufs Herz, daß wohl eher ein Wolf als ein Lappe Sara verschleppt haben mochte.

Da kehrte sie weinend um und taumelte den Weg zurück nach Hause. Man trauerte um Sara, alle hielten sie für tot, und dann wurde nach Lappenart nie wieder von ihr gesprochen. Denn die Totengeister gewöhnen sich nur schwer an das Totsein, und sie folgen gern dem leisesten Menschenwort, das ihren Namen nennt.

Nein, man wollte sie nicht zurückrufen, sondern ihrer Seele die Ruhe geben.

Sara aber war gar nicht tot, ihr war es so ergangen:

Sie wußte, daß die Mutter das Wasser schnell brauchte; Malin war ja bereits ausgewickelt, und das Badewasser war viel zu heiß. Sie rannte an den Bach, so schnell sie konnte, füllte ihren Kessel und wandte sich, um zurückzugehen. Da sie mit dem vollen Kessel langsam gehen mußte, hob sie den Kopf und sah sich ein wenig um. Es war ein schöner Tag, klares, sonniges Wetter, man konnte weithin sehen, bis hinunter an den Fjord; von Fosbak aus würde man das Meer am Horizont glitzern sehen können.

Da sah sie auf dem Weg vom Tal herauf einen einzelnen Lappen herankommen. Er war allein und hatte keinen bequemen Weg, denn der Wind hatte den Neuschnee verweht. Nur an den tiefen Stellen lag er noch weich und dicht, und dazwischen stocherten und stießen seine Skier immer wieder über den holprigen, steinharten Harsch. Aber er kam doch recht schnell voran. Offenbar beeilte er sich sehr.

Sara hatte keine Angst vor diesem Mann. Sie wußte, es war die Zeit, wo die Sidas aufbrachen. Wahrscheinlich lief er solch einer Sida voraus, um den Weg zu erkunden. Hinter ihm würden dann die Schlittenzüge mit den vorgespannten Rentieren kommen.

Sara beachtete ihn auch nicht sonderlich, obgleich in der menschenleeren Einöde ein Wanderer jedesmal ein Ereignis war. Sie hatte ja den Kessel bis an den Rand gefüllt und mußte ihn vorsichtig tragen, um nichts zu verschütten.

Da fühlte sie plötzlich ein Tuch, das ihr in den Mund gesteckt wurde. Dann wurde es dunkel um sie von einem Sack, der ihr über den Kopf geworfen wurde. Der Kessel, den sie noch krampfhaft in den Händen hielt, kippte aus und begoß sie von oben bis unten. Sie fühlte, wie der Mann den Sack, in dem sie steckte, aufhob, ihn sich über die Schulter warf und, ohne daß sie einen Laut von sich geben

konnte, mit ihr absauste. Sie strampelte mit den Beinen und hämmerte mit den Fäusten auf dem Rücken des Mannes herum, soweit sie sich bewegen konnte. Aber der Mann hatte den Sack ganz fest gefaßt und stob mit ihr davon.

Bei den Wanderlappen

Nach vielen Stunden erst wurde Sara wieder auf die Beine gestellt. Der Mann zog ihr den Sack über den Kopf, nahm ihr das Tuch aus dem Mund und strich ihr beruhigend über die Wangen. Dazu sagte er etwas in einem Dialekt, den Sara nicht verstand. Wahrscheinlich tröstete er sie, sagte, sie solle nicht weinen, es geschehe ihr nichts Böses – irgend so etwas vielleicht. So klang es wenigstens.

Aber Sara konnte vor Kummer und eingefrorenem Schreck nicht mehr schreien. Auch zum Weinen war sie zu erfroren, denn der Mann hatte sie ja den ganzen Tag durch die Kälte getragen, ohne daß sie irgendwelchen Schutz vor dem Wind gehabt hatte. Sie war ganz steif und stumpfsinnig vor Kälte geworden.

Sie fürchtete sich nicht einmal mehr, und so ließ sie mit sich geschehen, was immer man mit ihr anstellen mochte.

Eine Lappenfrau griff nach ihr, und weil Sara die steifen Beine noch nicht wieder bewegen konnte, nahm sie sie auf den Arm und trug sie in das Zelt, vor dem sie der Mann abgesetzt hatte. Sara hatte es nicht einmal recht gesehen in ihrer Benommenheit.

Die Frau zog sie vorsichtig aus, wie ihre eigene Mutter, und rieb sie mit Schnee ab, bis das Blut wieder zu kreisen begann und sie sich am ganzen Körper glühheiß werden fühlte. Was die Frau dabei sagte, konnte Sara nicht verstehen, aber es klang tröstlich und herzlich, gar nicht beängstigend. Dann zog sie ihr andere, fremde Kleider an und gab ihr zu essen. Sara aß das warme, belebende Fleischgericht in sich hinein, ohne noch allzuviel zu bemerken. Und als die Frau sie danach in einen Winkel des Zeltes legte und warm einpackte, schlief sie schnell ein. Sie nahm gerade noch wahr, daß man einen Hund neben sie legte, murmelte schlaftrunken „Vaja", zog ihn fester zu sich heran und versank in abgrundtiefen Schlaf.

Am anderen Morgen wachte Sara auf von so viel Lärm, Lachen, Getriebe, Durcheinanderwuseln von Kindern und Hunden, Männern, Frauen, Jungtieren, wie sie es in ihrem Leben noch nicht gesehen hatte. Sie war noch ganz betäubt aus dem tiefen Schlaf aufgefahren, hatte nach der Mutter gerufen und konnte sich lange gar nicht zurechtfinden.

Der Hund neben ihr war nicht Vaja, sondern ein ganz fremder Hund, viel größer und ganz schwarz und zottig, mit einem weißen Streifen um den Hals. Aber er war ein freundlicher Hund; er saß ganz still neben ihr, klopfte mit dem Schwanz auf die Erde und lachte ihr fröhlich mit allen Zähnen ins Gesicht. Dann reckte er sich und lief weg, zu den anderen Hunden, die sich vor dem Zelt um einen Knochen balgten.

Sara sah sich um. Das Zelt war eng und düster, obgleich der helle Tag durch das Rauchloch und die hochgeschlagene Türöffnung hereinschien, und es war ein Kommen und Gehen, ein Rufen und Lachen unter all den vielen Leuten, daß Sara zuerst nichts einzelnes unterscheiden konnte. Sie verstand ja auch kein Wort. Wohl war es lappisch, was sie da alle durcheinanderriefen, aber ein Dialekt, den Sara nicht kannte.

Als die Frau merkte, daß Sara wach war, holte sie sie heraus aus dem Winkel und setzte sie neben sich bei dem Herd auf die Felle. Sie gab ihr einen Topf mit heißer Fleischsuppe und dazu ein Stück Brot in die Hand, das dunkel war und anders schmeckte, als die Brote zu Hause, die die Mutter gebacken hatte. Es saßen noch andere Frauen um die Herdstelle mit mancherlei Hantierung, erzähl-

ten, lachten, sprangen auf, liefen hinaus, kamen wieder herein und nahmen etwas anderes zwischen die Hände.

Einmal war auch kurz von Sara die Rede gewesen, denn auf einmal sahen alle sie an, nickten mit dem Kopf und sagten irgend etwas in ihrer unverständlichen, zwitschernden Art. Aber dann hatten sie schon wieder etwas anderes vor und steckten die Köpfe darüber zusammen.

Als sie gegessen hatte, nahm die Frau, die für sie sorgte, Sara bei der Hand und brachte sie zu den anderen Kindern, die vor den Zelten spielten.

Da stand sie nun in einem Haufen fremder Kinder. Große und Kleine, Jungen und Mädchen, bildeten einen Kreis um sie und betrachteten sie lachend und schwatzend von oben bis unten. Sara hatte noch nie so viele Kinder beieinander gesehen. Sie wußte gar nicht, daß es überhaupt so viele Kinder gab. Denen war sie nun ausgeliefert. Zum Weinen war keine Zeit da, das merkte sie, und auch verzagen durfte sie nicht. Es galt, sich unter ihnen zu behaupten.

Sie waren alle gutmütig, es war kein einziges unter ihnen, das bösartig gewesen wäre. Aber sie waren so sehr viele und gehörten alle zusammen. Und sie waren fremd: sie verstanden ihre Sprache nicht und kannten ihre Spiele nicht. Allein stand sie unter ihnen, wie ein verlaufenes Tierchen. Alles, was sie wußte und konnte, galt hier nicht. Alles, was sie gehabt hatte, so sicher, als gehörte es zum Leben selber, war ihr verlorengegangen, war irgendwo in der Welt zurückgeblieben, unerreichbar fern. Es war ein entsetzlich schwerer Augenblick für das Kind, und sie wurde ganz fahl im Gesicht von der Anstrengung, mit der sie all ihre Tapferkeit zusammennahm, auf einen der größten Jungen zuging und ihm die Mütze ordentlich auf den Kopf zurechtsetzte.

„Du darfst nicht so unordentlich herumlaufen", hatte sie sagen wol-

len, wie es ihr zu Hause die Mutter manchmal gesagt hatte, wenn sie von wildem Spiel hereinkam und etwas an ihrer Kleidung in Unordnung geraten war. Aber sie brachte kein Wort heraus, ihre Kehle war ganz ausgetrocknet, sie starrte ihm nur mit brennenden Augen ins Gesicht.

Es hätte auch keiner von ihnen verstanden, wenn sie etwas gesagt hätte. Aber es kam nicht darauf an. Alle Kinder begriffen die Gebärde des heimatlosen Mädchens. Alle spürten sie ihre Angst und ihre Tapferkeit, die ihr so brennend im Gesicht stand und mit der sie sich einen Platz und ein Recht unter ihnen nahm.

Und sie halfen ihr alle in der Folgezeit. Sie weihten sie ein in ihre kleinen Pflichten und Obliegenheiten. Das begriff Sara zuerst. Gearbeitet hatte sie auch zu Hause, bei der Mutter. Hier wurde anderes gebraucht, aber auch hier gab es Kleinere zu hüten – sogar eine ganze Menge –, sie zu pflegen, zu zerstreuen, in den Schlaf zu singen, sie zu ermuntern, wenn sie nach langem Liegen aus den hölzernen Wiegen genommen und ausgewickelt wurden, um die kleinen Gliederchen zu bewegen. Die kurzen Lieder, die die Frau, zu der sie gehörte, dabei sang, lernte sie als erstes. Und so schläferte sie den kleinen Lasse, der so groß war wie Sivert einmal und wie Malin bald sein würde, mit einem Liedchen ein, dessen Text und Herzlichkeit sie beide verstanden.

Und wenn sie ihn aus der Wiege nahm – hier durfte sie das ganz selbständig tun, nachdem die Frau sich überzeugt hatte, wie geschickt sie das machte und wie zuverlässig und freundlich sie mit dem kleinen Kerl umging –, dann ermunterte sie ihn wieder mit einem Lied. Das wurde zwischen ihnen zu einem Signal, einem Zeichen, daß Heiah jetzt Zeit für ihn hatte und mit ihm spielen würde. Lasse begriff es schnell und konnte es gar nicht erwarten, bis sie ihn aus der Wiege genommen und am Herd auf die Felle vor sich hingelegt und freigewickelt hatte. Dann strampelte er vor Entzücken mit

aller seiner Kraft und sang so begeistert auf seine Weise mit, daß jeder, der gerade im Zelt war, mit ihnen lachen und schäkern mußte. Auch wenn die Frau Späne brauchte zum Feueranmachen und Wasser für den Kessel, begriff Sara das ohne weiteres – zumal es ihr eigener Kessel war, der damals im Sack mitgekommen war und nun neben dem andern am Herde hing, ihr einziges, letztes Besitztum – soweit es ihr noch gehörte. Sie lernte auch schnell die Wörter für alle diese Dinge und Hantierungen und tastete sich an der Arbeit hinein in das fremde Leben und die neue Sprache. Und auch in die Herzen der neuen Menschen schlüpfte sie mit ihrem tätigen, freundlich bereiten Wesen, so daß alle fast vergaßen, daß sie fremd war und zu welchem Zweck sie geraubt worden.

Auch die Spiele der Kinder lernte sie bald; zuerst noch unter dem Schutz und der Anweisung von Osko, dem großen Jungen, dem sie damals die Mütze zurechtgesetzt hatte, aber bald fand sie sich allein zurecht. Sie wurde sogar eine der flinksten beim Stallospiel, bei welchem Stallo, der Riese, der Menschenfresser, das Gespenst, plötzlich hinter einem Busch auftaucht und in die zusammenstehenden Kinder fährt, die vor Angst laut schreiend auseinanderstieben, bis er eins von ihnen gefangen hat, das nun an seiner Stelle Stallo sein und die anderen jagen muß.

Noch lieber mochte sie das andere Spiel der Lappenkinder, das Rentierspiel. Man mußte dazu alte Rentiergeweihe haben, viele, immer noch mehr. Die wurden darum eifrig gesammelt unter den Kindern. Sie wurden im Spiel hintereinander angebunden, zu langen Sidas, die mit Geschrei und Gesang vorwärtsgetrieben wurden über das Gebirge, tief nach Norwegen hinein. Oder sie wurden zu großen Herden aufgestellt und im Gebirge bewacht. Da mußte man mit den Hirtenhunden schreien und ihnen befehlen, Wölfe brachen ein und mußten gejagt werden, und dann war man im Winterlager und es wurde gezählt, geschlachtet – es war ein unglaublich viel-





seitiges Spiel mit immer wieder neuen Einfällen. Und es war immer ein Geschrei und Gerenne dabei, daß die wirklichen, erwachsenen Hirten mit ihren Hunden die reinen Waisenkinder dagegen waren. Einige hatten auch Lassos bei diesem Spiel, und ihre Würfe rasselten so zielsicher in die Geweihe, wie die Würfe der Erwachsenen in die lebendigen Herden. Es dauerte lange, bis Sara sich dieselbe Zielsicherheit angeeignet hatte, so eifrig sie auch bei jeder Gelegenheit übte.

Einmal kamen die großen Jungen dabei auf den Gedanken, sie wollten nach einem lebenden Ziel werfen, das vor der Schlinge weglaufen würde. Aber die Hunde merkten die Absicht und suchten mit eingezogenem Schwanz das Weite. Da fingen sie sich ein Kälbchen ein, das jagten sie zwischen die Zelte, und nun fingen sie an, die Lassos nach dem Kälbchen zu werfen. Sie trafen auch gut und immer besser, und kaum löste einer seine Schlinge vom Hals des unglücklichen Kälbchens, so sauste schon die Schlinge des Nächsten heran und legte sich um den Hals. Das Kalb zerrte und blökte und schrie; und es wäre sicher dabei totgespielt worden, wenn nicht plötzlich die Frauen dazwischengekommen wären und mit lautem „Vui! Vui!"-Rufen das Kälbchen befreit und die Kinder auseinandergejagt hätten.

Bei diesen Spielen gaben die Kinder auch Sara ihren neuen Namen, den sie bis an das Ende ihres Lebens behielt. Sie riefen sie „Neitah!" – Wie sollten sie anders? Neitah heißt Mädchen. Und ein fremdes, namenloses Mädchen war sie ja hier unter ihnen, wenn sie sich auch schon einen anerkannten Platz in der Kinderschar erobert hatte und ihn behauptete.

Aber dieses alles kam erst allmählich, im Laufe ihres Herumziehens mit der Sida, zu der sie nun gehörte. Damals, an ihrem ersten Morgen, begriff sie noch nichts davon. Sie fühlte nur, daß sie die Kinder gewonnen, daß sie sich einen berechtigten Platz unter

ihnen erobert hatte, daß man sie dort gelten lassen und ihr helfen würde, sich zurechtzufinden. Das war schon sehr viel für den Anfang, von da aus würde sie in all das andere hineinwachsen können, was jetzt noch fremd und unverständlich war. Und so schaute sie nun schon viel getroster um sich her.

Sie merkte, daß es heute in und um die Zelte kein alltägliches Treiben war. Man rüstete zum Aufbruch, zum Weiterziehen. Es war ja Njuktia, März, der Schwanenmonat, und die große Wanderung der Herden hinauf in die Berge begann. Der Harsch bedeckte die Niederungen, so daß die Rentiere sich nicht bis ans Moos darunter durchscharren konnten, und so wurden denn die Winterwohnplätze verlassen. Man zog hinauf, den Bergen entgegen. Sara wußte nicht, daß der Platz, den sie heute verließen, einer der vielen Rastplätze auf diesem Wanderweg war. Sie wußte noch gar nichts. Sie staunte nur, stand herum in all dem lebhaften Durcheinander, dessen Sinn und Ordnung sie noch nicht begriff, und sah hier und dort Einzelheiten, die sie sich nicht zusammenreimen konnte. Niemand kümmerte sich besonders um sie. Man hatte sie einfach zu den anderen Kindern gesteckt und ebenso gut und freundlich behandelt wie jene. Manchmal schlug noch die Verlassenheit über ihr zusammen und stieg ihr heiß in die Augen, wie sie da so herumstand, aber im Grunde hatte sie gar keine Zeit zu weinen und Heimweh zu haben, sie mußte sehen, wie sie sich in diesem fremden Leben zurechtfand.

An diesem Morgen hatte Westwind gegen die Zelte geklatscht. Der Himmel war klar, die Schneefläche dehnte sich weithin, hart und befahrbar. Ein Bote war von den Rentierwächtern gekommen mit der Nachricht, daß die große Herde weitergezogen sei, den Wäldern am Meer entgegen. So mußte die Sida das Lager abbrechen und der Herde folgen.

Der Ised, der Älteste, Hausvater und Führer der Sida, hat das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Dann wimmelt alles durcheinander, jeder kennt seine Obliegenheiten, jedes Ding hat seinen bestimmten Platz auf einem der Schlitten, damit man es auch in der tiefsten Dunkelheit, im wüstesten Sturm wiederfindet, ohne suchen zu müssen. Alles hat seine Ordnung und Reihenfolge.

Zur Nacht, wenn der Harsch am besten trug, sollte aufgebrochen werden. Bis dahin mußte alles bereit sein.

„Ihr Leute, brecht nun heute auf!“ so hatte es am Morgen von den Nachbarn her herübergerufen in dem hellen, starken Rufgesang der Lappen, dem Juoiken, das weithin über das Land klingt. Und jubelnd, glückwünschend, herzlich und strahlend kam es hinterher: „Lebt wohl, mögt ihr Glück haben, wir kommen auch, wir treffen euch wieder – euch oder andere! Valla! Valla!“

Aller Jubel, alle Lebensfreude war in dem unübersetzbaren Wort „Valla“ enthalten, mit dem sie sich über meilenweite Entfernungen hin zu begrüßen pflegten.

Die Umziehenden hatten geantwortet, wieder und wieder zurückgerufen:

„Ja pierkóv ja piepmoit ja vuolkav, vai vaja vaja vaja vaja jattet varrai ja addat vuomin.“

„So spanne ich nun den Rentierochsen vor den Schlitten, verschnüre den Fahrschlitten, lege in die Fuhrschlitten den Kochtopf, Schaffelle, Rentierhaut und ein wenig Fleisch und andere Eßwaren und fahre, fahre, fahre, fahre, um in die Berge zu ziehen und in den Wäldern zu schlafen.“

Sara hatte die Worte nicht verstanden. Aber sie sah zu, wie die Schlitten gepackt wurden. Sie wurden in der Reihenfolge aufgestellt, in der sie nachher fahren sollten. Als erster stand da der Fahrschlitten, als zweiter kam der Schlitten für die Kinder und die jungen Hunde, der mit allem vorbereitet wurde, was unterwegs warmhalten konnte. Auf den dritten Schlitten wurden die Hausgeräte

geladen, auf den vierten die Schlafsachen, dann kam der große Schlitten, der das ganze Zelt tragen sollte. Das Zelt stand noch da, aber es war schon ausgeräumt, nur die kleinen Kinder waren noch drin in seiner Wärme. Aber dann wurde die eine Hälfte des Zelttuches heruntergezogen und gut gefaltet, danach die andere, und während die Männer die Zeltstangen zusammenlegten und fest auf dem Schlitten verschnürten, gaben die Frauen den kleinen Kindern das letzte Mal für lange Zeit die Brust. Dann verpackten sie sie warm und sicher auf dem Kinderschlitten, auf dem die jungen Hunde sich schon winselnd und jaulend in die Streu und die Pelze verkrochen hatten.

Auch die Hunde müssen immer gut warmgehalten werden, sie sind das Wichtigste für den Lappen; ohne sie kann er seinen lebenden Reichtum, die Herde, nicht zusammenhalten. Deshalb werden sie mit derselben Sorgfalt wie die Kinder gepflegt und mit ihnen zusammen versorgt. Und es ist schon bisweilen vorgekommen, daß eine Frau einen eben unterwegs geborenen kleinen Hund im Kittel an der Brust tragen mußte, wenn sie auf der Wanderung waren und nicht anhalten konnten, um ihn zu den anderen in den warmen Schlitten packen zu können.

Als die Schlitten fertig beladen dastanden, wurden die Rentiere angeschirrt. Diese Zugrentiere standen schon alle in der Schlittenreihe, mit dem Halsriemen an den vorderen Schlitten angebunden. Sie wußten, was ihnen bevorstand, und sie hatten keine Lust, die Schlitten zu ziehen. Sie sahen böse und dickköpfig aus, traten und zerrten hin und her und versuchten sich loszureißen und zu entkommen. Kumt und Bauchriemen waren schon an den Schlitten befestigt und lagen bereit. Jetzt kam es darauf an!

Jerpe, der alte Ised, griff die Riemen ruhig auf, kratzte mit dem Messer das Eis und den Schnee herunter, griff dem Rentier leicht an den Hals und redete ihm dabei leise gut zu, und mit einer gleich-

mäßigen ruhigen Bewegung hatte er das Kumt übergelegt und ordentlich zugezogen, den Bauchriemen hinter den Vorderbeinen unter dem Bauch durchgeführt und festgemacht. Er legte den Zugriemen sorgfältig so beiseite, daß er sich nicht verwickeln und dem Tier nicht um die Beine legen konnte, und schritt dann ruhig hinüber, um an der letzten Glut der halberloschenen Feuerstelle sich seine Pfeife anzuzünden.

Das alles war schnell gegangen und hatte ganz einfach und mühelos ausgesehen, als ob nichts weiter dabei wäre. Die anderen Männer kamen nicht so gut damit zurecht. Die Rentiere wehrten sich und versuchten auszubrechen, stürzten sich mit den Geweihspitzen und den scharfen Hufen auf die Männer und versuchten auf jede Weise freizukommen. Erst wenn sie sich abgestrampelt hatten und einen Augenblick mit hängendem Kopf ausruhten, gelang es einem Mann nach dem andern, sein Tier zu überlisten und es einzuspannen. Einem der jüngeren hatte ein Hieb mit dem Geweih die Backe aufgerissen, das Blut lief ihm übers Gesicht, aber er achtete nicht weiter darauf. Er wurde schließlich als letzter mit seinem Tier auch noch fertig und ging hinüber zu den anderen Männern, um ebenfalls seine Pfeife an dem erlöschenden Feuer anzuzünden.

Dann kam Gela, die Frau, zu deren Zelt Sara gehörte, und setzte sie zum Reiten auf das Rentier, das den Zeltschlitten zog und das sie selber führte. In allen fünf Zügen, mit denen diese Sida wanderte, führte die Hausfrau jedesmal den Schlitten, der ihr Zelt trug. Die anderen älteren Kinder saßen schon da und dort auf den Reittieren und warteten, bereit zum Abfahren. Die Hunde hielten sich mucksmäuschenstill an der Seite des Zuges. Sie wußten, daß die Rentiere erschrecken, auf und davon gehen und den ganzen Zug in Unordnung bringen würden, wenn sie jetzt auch nur im geringsten herumschnüffelten und Laut gäben, und sie wußten aus eigener, bitterer Erfahrung, daß es dann ganz entsetzliche Prügel gab.
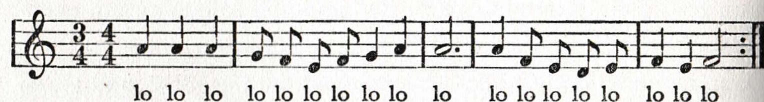
Als alles so weit war, rief der alte Ised: „Ho!“ und setzte seine Skier in Gang. Er führte den ersten Zug: zwölf schöne, große Rentiere mit ihren Schlitten. Nach ihm kamen der zweite, der dritte, vierte und fünfte Zug, alle hintereinander in einer Reihe.

So zogen sie dahin in den Abend. Allmählich wurde es dunkler und die Sterne kamen heraus, einer nach dem anderen, und es fiel Sara plötzlich ein, wie der Vater ihr die Sterne gezeigt und Geschichten von ihnen erzählt hatte. – –

Der Vater –

mit seinen lustigen Augen und seiner herzlichen Stimme, mit der er immer etwas Liebes, Zärtliches, Neckisches sagte, so ganz im Vorbeigehen, als ob er es gar nicht so recht ernst und wichtig meinte.

Jetzt endlich, allein auf dem dahinstiebenden Reittier, allein in der dunklen Nacht, deren Kälte schon empfindlich auf sie eindrang, wurde Sara von der ganzen Wucht ihres Heimwehs und Kummers überfallen, und sie weinte still vor sich hin, daß es sie schüttelte. Kein Mensch merkte etwas davon und keiner war da, der sie hätte trösten können.



„Lo, lo lo, lo lo lo . . .“ kam da mit einem Male Gelas Stimme tröstend zu ihr herüber. „Lo lo, lo lo lo . . .“

Gela glitt hinter ihr, nahe am Schlitten. Sie hätte nicht zu ihr hinkommen können, ohne den Schlitten anzuhalten und den ganzen Zug in Unordnung zu bringen. Aber sie wußte, sie sah es wohl an Saras Haltung, wie diesem einsamen Kind zu Mut sein mußte in der Nacht. Sie hätte sie mit Zureden auch nicht trösten können, sie verstand ja ihre Sprache nicht. So sandte sie ihr ihre warme, mitfühlende Stimme leise und tröstend durch die Nacht: „Lo, lo lo . . . –

Weine nicht, kleines Mädchen, wir werden gut zu dir sein. Und wir reisen. Wir reisen über die Berge dort hinten, und hinter den Bergen ist der Sommer.“

So tröstlich legte sich diese Stimme um Sara, daß ihre Erregung abklang und sie zwischen Müdigkeit und Kälte sich gerade noch oben hielt auf dem Reittier, die lange Nacht hindurch, bis die Sterne verblaßten. Daß Guova-naste, der Morgenstern, hinter ihnen aufging, merkte sie schon nicht mehr.

Dann hallte Jerpes Stimme über den Zug hin. Sie waren am Rastplatz angekommen.

Sara war es wie im Traum, als sie heruntergenommen wurde. Sie stand einfach so da und merkte nicht, wie die andern die Rentiere abschirrten und die Kote, das Zelt, aufstellten; merkte nicht, wie die Frauen im Wald verschwanden, um Birkenreisig zu hauen, mit dem sie den Boden der Kote dick auslegten, ehe sie die Felle zum Schlafen darüber breiteten; sah nicht, wie sie dann Feuer machten. Erst als man auch sie hineinzog und aufwärmte, kam sie wieder ein wenig zu sich. Sie bekam eine Tasse heißen Kaffee und ein Stück Brot, aber sie schlief in ihrem Winkel ein, noch während sie es kaute. Sie schlief den ganzen Tag bis in den Abend, und als sie dann aufwachte, hatte sie noch den süßgekauten Bissen im Mund und den Rest vom Brot in der Hand. Auch die anderen schliefen bis zum Abend. Aber dann kam das Leben wieder in Gang mit Essen und Kinderversorgen, mit Lachen und Schelten und Weiterschlafen bis spät in den nächsten Morgen hinein.

Freundschaft mit Per

So zogen sie langsam von einem Rastplatz zum andern, vor der Herde her oder neben oder hinter ihr, wie es gerade kam. Sara hatte noch manches Mal auf dem Reittier gesessen und war morgens durchgefroren auf ihren neuen Schlafplatz gekrochen, sie war ganz „Neitah" geworden und hatte sich eingelebt. Das Vaterhaus fing an, in ihren Gedanken zu verblassen, als eine neue Begegnung nach ihr griff, die sie ganz gefangennahm und die sie hineinzog in ein Leben, das schön und spannend wie ein Märchen war.

Und das kam so:

Bei der großen Herde, der die Sida folgte, waren zwei Rentierwächter, Per Svonni und Olof Rasu, die sich regelmäßig ablösten. Müde und hungrig kam der eine zur Kote, aß und legte sich in einen Winkel auf die Felle, wo er schlief wie ein Toter und nicht zu erwecken war, was auch immer um ihn vorgehen mochte, zwanzig Stunden lang. Dann taumelte er aus tiefem Schlaf hoch, aß noch einmal erstaunlich viel und ging fort, den Kameraden abzulösen, der nun seinerseits müde und ausgehungert zur Kote kam, aß und schlief und wieder aufbrach.

Neitah beobachtete sie mit großem Interesse. Ihr schien es wunderlich und geheimnisvoll, wie sie kamen und gingen, und unheimlich, daß sie so schlafen konnten, daß nichts, aber auch gar nichts sie weckte, selbst wenn die Kinder über sie hinwegsprangen.

Sie waren sehr verschieden von einander: Olof Rasu war schmal

und geschmeidig. Auch wenn er müde ankam, war sein Gang ganz leicht und alle seine Bewegungen so still und fließend, daß man ihn gar nicht merkte. Er aß langsam, geradezu feierlich, ohne zu sprechen, ohne jemanden anzusehen, und wenn er schlief, ging sein mächtiger Atem ganz leicht und leise und füllte dennoch die ganze Kote aus, so daß sie alle stiller und rücksichtsvoller umhergingen, obgleich das gar nicht nötig war, denn er schlief abgrundtief, wie auch Per. Zu seiner Zeit wachte er von selber auf, aß wieder und ging, oft, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben. Aber er war da, wie sonst kein Mensch. Er sah die Leute, auch die Kinder, voll an, mit seinen umfassenden, tiefdunkelblauen Augen; das ging bis ins Herz hinunter und war mehr, als ein langes Gespräch. Er bildete, solange er da war, den ruhenden Mittelpunkt in all ihrem Tun. Jeder liebte ihn bedingungslos, wäre ohne Nachdenken für ihn durchs Feuer gegangen, obgleich er keinem nahestand und so bedürfnislos war, daß er nie etwas brauchte und es schwer war, auch nur ein Wort zu finden, mit dem man ihn hätte ansprechen können. Neitah schien jedesmal das Herz stehenzubleiben vor glücklichem Schreck, wenn er sie so anblickte mit seinem Gesicht, das ganz ernst war und doch von Herzlichkeit und Gutmeinen überfloß. Sie versuchte, unter den Kindern und auch unter den schwatzenden Frauen etwas über ihn zu erfahren. Aber man sprach nicht über ihn, gerade, daß sie seinen Namen erfuhr. Olof war da. Olof war bei der Herde. Fertig. Mehr nicht. Aber die Stimmen der Frauen wurden schwingend, wenn sie dieses Wenige sagten. Es war ein großes Geheimnis um ihn, aber es war nicht faßbar und war doch beglückend, wie Sommerluft.

Per Svonni dagegen war breit und lustig. Wahrscheinlich hatte er riesige Kräfte, und er prahlte mit sich, wo er ging und stand. Er mochte noch so müde sein – wenn er kam, juoikte er schon von

weitem und schwang seine langen Arme, sowie er die Kote erblickte oder jemanden, den er anrufen konnte:
„Valla, valla, valla . . .“ rief er ihnen zu. Das war sein Begrüßungslied. Dann hieß es in der Kote: „Per kommt!“ und mit Erwartung und Lachen wurde der Kessel noch besser ins Feuer gehängt.
Wenn er sehr übermütig war und gerade ein Mädchen um den Weg war, sang er ihr wohl auch ein Liebeslied:
„Paate, tatna tjappa neitah – komm du schönes Mädchen!“ sang er wohl von weither einer zu: „Lapa lautakav; ale muvva kukev tanne vuorteta! – Öffne das Zelttuch, laß mich hier nicht lange warten! – Ja man lav aktok tanne, ja peive i vela paite munji. – Ich bin hier allein und mir leuchtet noch nicht die Sonne. – Man kaukakav tanne; paate maritistjalmi! – Ich langweile mich hier, komm mit morgenfrischen Augen!“
Laut juoikend und mit den Händen schon von weitem her grüßend, stob er heran auf seinen Skiern, und die Mädchen kicherten und lachten. Keine war darunter, die ihn nicht gerne gut empfangen hätte.
Aber es war alles nur Scherz. Wenn er heran war und ihnen übermütig lachend in die Gesichter sah, dann lachten sie wieder und liefen weg. Denn Per war schon alt, an die Vierzig, mit weißen Fäden im straffen, schwarzen Lappenhaar, und er war ein eingefleischter Junggeselle. Nie würde er im Ernst ein Mädchen lieben, nie würde er mit einer Frau zusammenziehen.
Er war als armes, elternloses Lappenkind nach Norwegen geraten, so erzählten sie sich untereinander, und bei einem Bauern als dessen eigener Sohn aufgezogen worden. Er ging auf die norwegische Schule und wurde auf norwegisch konfirmiert, und dann lernte er den Ackerbau auf die landesübliche Art, so daß er ganz ein norwegischer Bauernsohn wurde. Aber als er erwachsen war und den Bauernhof hätte übernehmen sollen, da war er plötzlich fort, auf und davon

gegangen. Er tauchte später bei den Wanderlappen auf, zusammen mit Olof Rasu, mit dem er befreundet war und mit dem er von Ort zu Ort wechselte, bis sich schließlich beide hier als Rentierwächter verdingten. „Ein guter Wächter ist er“, hieß es von ihm, „die Herden vermehren sich gut unter seiner Pflege, und fast alle Kühe nehmen ihr Kälbchen an.“ Von Olof Rasu dagegen sprachen die Mädchen auch dann nicht. Olof war da, auf geheimnisvolle, eindringliche Art gegenwärtig.
Wenn Per angelangt war, sank er lachend, stöhnend zusammen, die Hand auf dem Magen, so daß sie ihn schleunigst in die Kote führten, ihm vorlegten und zusahen, wie er Unmengen von dem Essen verschlang. Dabei redete er fast ununterbrochen. Erzählte von der Herde, vom Wetter, von kleinen Vorkommnissen beim Hüten, dies und das. Und ebenso eifrig hörte er auf alles, was die Frauen ihm berichteten. Geradezu gierig schluckte er deren Erzählungen, Klatsch und kleine Wichtigkeiten mit dem Essen zusammen ein.
Dann rollte er sich in seiner Ecke in die Felle und fiel augenblicklich in einen schweren Schlaf. Er schnarchte und stöhnte, daß man es draußen vor der Kote hören konnte und man mußte ihn lange rütteln, wenn es Zeit für ihn war, aufzuwachen. Dann aber fuhr er plötzlich hoch und war in einem Nu hellwach.
„Ja richtig, Olof muß herein!“ rief er, stürzte sich noch einmal über das bereitgehaltene Essen, zündete seine Pfeife am Herd an und sauste davon, um den Kameraden abzulösen.
So war Per. Neitah sah ihm jedesmal lange nach, wenn er davonging, und ihr Zwerchfell hüpfte dabei immer noch von all dem Lachen, das er um sich herum verschüttet hatte.
Es gehörte zu Neitahs Obliegenheiten, das Lager der Rentierhirten in Ordnung zu halten: die Felle zu lüften nach ihrem gewaltsamen Schlaf und wieder zurechtzulegen für den anderen, der ja bald kommen mußte. Früher oder später, je nachdem, wo und unter welchen

Umständen der ablösende Kamerad ihn angetroffen hatte. Manchmal hielt die Herde noch an der alten Stelle, manchmal war sie weitergezogen und er mit ihr, und der Ablösende mußte den Spuren nachgehen, um den Kameraden und die Herde zu finden. Oft mußte er auch lange suchen, so daß manche Stunde, gelegentlich gar der ganze Tag, darüber hinging, ehe er sie fand und den übermüdeten Kameraden zum Essen und Schlafen heimschicken konnte.

Eines Morgens, als Neitah die Felle draußen vor der Kote ausschüttelte, fiel Pers Pfeife heraus.

„Daß er die beim Aufbruch nicht vermißt hat!“ wunderte sie sich und steckte sie zu sich, um sie ihm beim nächsten Mal zu geben.

Olof kam bald darauf herein, aß und legte sich schlafen. Ohne daß es gesagt worden wäre, erkannten sie daran: die Herde war am alten Platz geblieben und war ruhig. Und dieses Mal lagerten sie auch so nahe an der Herde, daß man sie sehen konnte.

Neitah blickte mehrere Male hinüber. Deutlich war auf die Entfernung nichts zu erkennen, nur ein großer, grauer, sich leise bewegender Teppich schien über die weiße Halde gebreitet.

Sie dachte an Per, der dabei war, und daß er seine Pfeife vermissen würde. Und plötzlich entschloß sie sich, ihm die Pfeife zu bringen, schnürte die Skier fest und machte sich auf den Weg. Keiner hatte ihr das aufgetragen. Und wenn sie gefragt hätte, hätte es ihr jeder verboten. Aber sie fragte nicht, sie zog einfach los.

Es war doch sehr viel weiter, als sie gedacht hatte. Sie war recht müde, als sie endlich in die Nähe kam und an der Herde entlangglitt, aufmerksam umherspähend, wo sie Per entdecken konnte.

Unversehens kam sie einem der Tiere nahe. Das jagte erschreckt hoch und stob davon, einen Teil der in der Nähe äsenden Tiere mit in seine Flucht hineinreißend. Und sofort war ein großer, grauzottiger Hund da, sprang an ihr in die Höhe und bellte und drohte fürchterlich.

„Musti!“ wehrte sie sich tapfer. „Laß doch, Musti! Geh weg! Ich will dem Per seine Pfeife bringen!“

Der Hund erkannte sie und wedelte mit dem Schwanz, aber er fuhr fort zu bellen und sie zu jagen, bis er sie ein gutes Stück von der Herde weggetrieben hatte.

Erst da klang vom andern Ende her Pers Ruf:

„Komm her, Musti, komm zurück!“

Und zu Neitah grollte er hinüber:

„Böses Mädchen, Mückenmädchen, jagt die Rentiere auf! Kommt hierher und stört die Rentiere!“ schrie er wütend immer wieder herüber. Es klang sehr böse. –

Musti hatte auf Pers Ruf sofort von Neitah abgelassen und sprang freudig zu Per hin, dessen Lob für seine Wachsamkeit einzuheimsen. Und Neitah fuhr eingeschüchtert hinter ihm her. Aber sie dachte nicht daran, sich einfach wegscheuchen zu lassen.

„Ich bin kein böses Mädchen!“ stand sie trotzig vor ihm, der noch die Hand lobend an Mustis Hals hatte. „Und auch kein Mückenmädchen. Ich habe die Rentiere nicht gejagt, sie sind von alleine weggelaufen. Ich habe dir deine Pfeife gebracht.“

Erstaunt sah Per sie an: ihre trotzigen Augen, ihre klare, selbstbewußte Stimme – so kleinwinzig war sie neben ihm und fürchtete sich nicht ein bißchen!

„So“, sagte er, wahrhaftig etwas verlegen, weil er gar zu freudig zugegriffen hatte. „Die Pfeife. Wer schickt dich denn damit?“

„Keiner.“ So sagte sie nur und machte einen deutlichen Punkt hinter das Wort. Auch sie war böse. Sie hatte Dank und ein lustiges Lachen erwartet. Aber Per war ein anderer hier bei der Herde, als unten in der Kote, das hatte sie auf den ersten Blick gesehen.

„Und wer hat sie dir gegeben?“ fragte Per weiter.

„Keiner!“ sagte sie wieder. Und weil ihr ihr Trotz nun schon ein

bißchen leid tat – hier oben in der freien Weite, so hoch über der ganzen Welt – fügte sie hinzu: „Niemand!" – aber mehr nicht. Ihre Augen waren immer noch hart vor Enttäuschung.
„Ja, wo hast du sie denn her?" fragte Per verwundert.
„Ich habe sie gefunden."
„Gefunden? Wo denn?"
„Auf deinem Lager."
„Was hast du auf meinem Lager zu suchen?" fragte Per, nun ganz mißtrauisch.
„Zu suchen?" Neitah begriff nicht. „Gar nichts. Ich habe die Felle ausgeschüttelt. Da fiel sie raus!"
„Du hast die Felle ausgeschüttelt?" Per begriff überhaupt nichts mehr. „Ja, warum denn?"
„Soll vielleicht Olof in deinen vollgeschlafenen Fellen liegen?" fragte Neitah empört. „Da würde er schön was träumen, wo du sie immer so vollschläfst und dabei schnaufst und stöhnst und schnarchst, daß man es bis draußen hören kann."
Es war ein regelrechter Zank zwischen ihnen und Per war drauf und dran, sich geschlagen zu geben. So etwas hatte ihm noch nie einer gesagt.
„Machst du das öfter?" fragte er, geradezu matt.
„Immer!" triumphierte sie. „Jeden Tag. Und dann lege ich die Felle wieder ganz glatt und locker zurecht. Hast du das nie gemerkt?"
„Nein", sagte er verblüfft. „Ich habe nie darüber nachgedacht!"
„Siehst du!" schloß sie. Vor Überlegenheit war nicht einmal mehr Triumph in ihrer Stimme.
Per drehte denn auch verlegen die Pfeife zwischen den Händen. Dann gab er sich einen Ruck. Was da vor ihm stand: aufrecht, mit blanken Augen und straffen Schultern, mit breiten, zuverlässigen Wangenflächen und dem graden, sicher geschlossenen Mund, – das

war kein Kind mehr, kein belangloses kleines Mädchen, über das er immer lachend und scherzend hinweggesehen hatte, ohne es weiter zu beachten, – das war ein richtiger Mensch, den man ernst nehmen mußte. Wie einen Hund etwa. Oder wie einen Freund.
In diesem Augenblick entschloß sich Per, Neitahs Freund zu sein und um ihre Freundschaft zu werben.
„Ich danke dir sehr, Neitah", sagte er ganz ernst, geradezu feierlich, „daß du sie mir hierhergebracht hast und daß du allein daran gedacht hast. Ich habe die Pfeife sehr vermißt. Wirklich. Ich dachte schon, ich hätte sie verloren. Ich war ganz traurig. So."

ja ja ja ja ja ja ja ja ja ja ja
jaa ja ja ja ja ja ja ja ja ja ja ja
ja ja ja ja ja ja ja ja jaa jaa ja

Er lachte verschmitzt. Und Neitah lachte fröhlich zurück: „Armer Per. Da ist es ja gut, daß ich sie dir gebracht habe." So schlossen sie Freundschaft. –
„Komm, bleib ein bißchen bei mir", bat Per, als Neitah sich zum Fortgehen wandte. „Setz dich ein wenig. Wir sehen den Rentieren zu." Er machte ihr einen schönen Sitzplatz frei auf einem Stein, von dem aus man talab die ganze Herde übersehen konnte. Dann setzte er sich neben sie und fing an, mit Stahl und Feuerschwamm seine

Pfeife in Gang zu bringen. Als sie endlich brannte, sagte er: „Musti hatte aber recht, Neitah, du hast wirklich die Rentiere erschreckt. Wenn sie nun alle davongelaufen wären?“

Musti hatte sich dazugesetzt und sah ihnen aufmerksam ins Gesicht. Er wußte, daß er dazugehörte und jeden Augenblick auf dem Posten zu sein hatte. Als er nun hörte, daß von ihm die Rede war, lachte er stolz und klopfte mit seinem Schwanz ganze Wirbel auf den Boden.

„Ich habe sie aber gar nicht gesehen“, sagte Neitah, während sie Musti anerkennend den Rücken klopfte und damit auch mit ihm endgültige Freundschaft schloß. „Ich war selber ganz erschrocken, als das erste dicht neben mir hochging und abstob.“

„Ja, sie erschrecken leicht. Man muß ganz ruhig in ihrer Nähe sein, so mit leichten, leisen Bewegungen, – wie Olof. Aber, wie du angesetzt kamst, – sie haben sicher gedacht, es wäre der Wolf.“

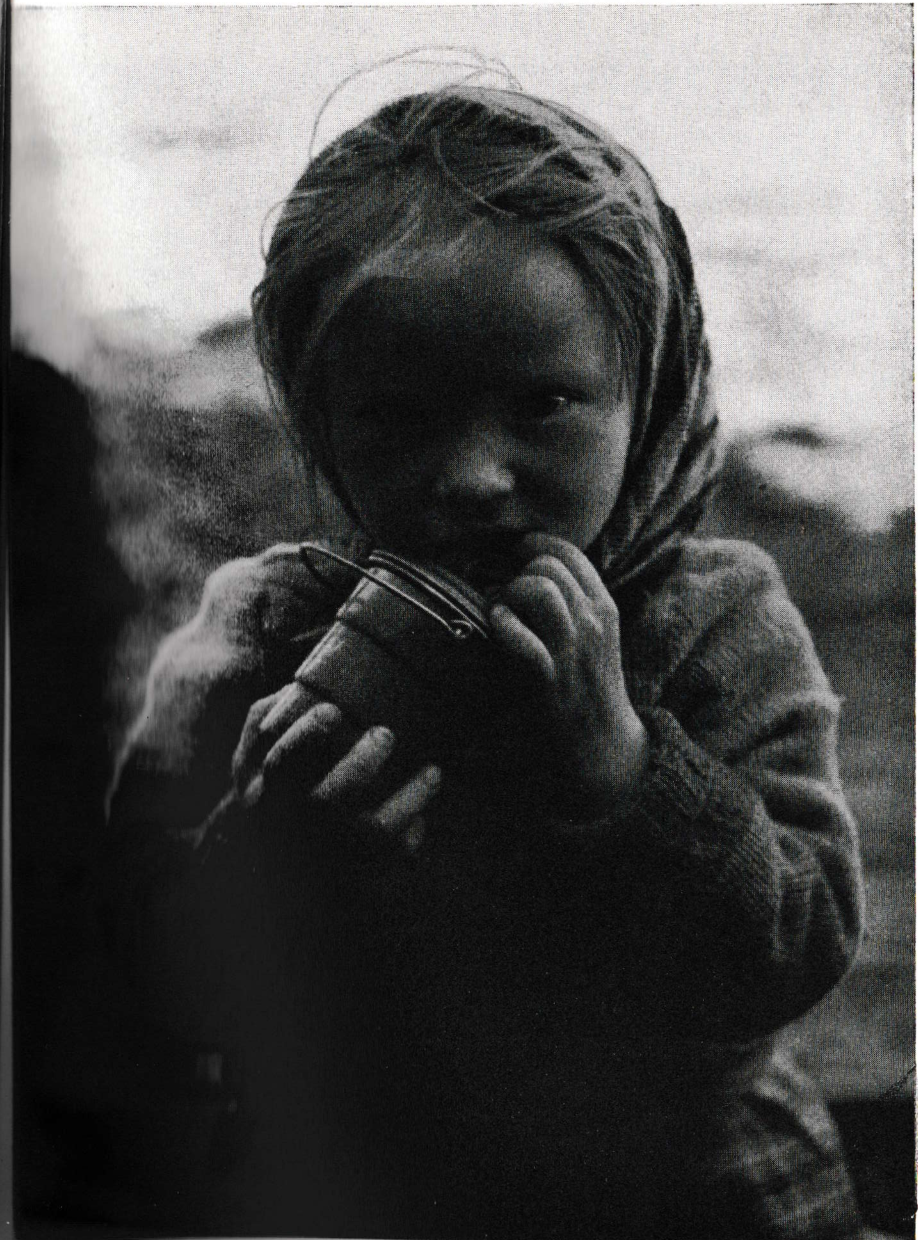
„Aber ich bin doch kein Wolf, das müssen sie doch sehen!“

„Sie sehen gar nicht hin. Sie springen bei jeder Gefahr gleich auf und davon. Wenn sie sich jedesmal erst umgucken wollten, wäre der Wolf inzwischen längst über ihnen.“

Das sah Neitah ein.

„Sie sind sowieso unruhig auf der Wanderung, wo sie das Land nicht so genau kennen. Laufen dahin und dorthin, man muß immer hinterher. Erst in den Bergen kommen sie ein wenig zur Ruhe“, seufzte Per.

„Aber sie sind doch ganz ruhig!“ meinte Neitah und blickte auf die Herde hinab. Die Tiere hatten sich alle in einer Richtung aufgestellt, mit der Nase gegen den Wind, der talabwärts wehte. Sie hielten sich eng beieinander, Hirsche und Kühe weideten zusammen. Jedes Tier hatte sich ein tiefes Loch gescharrt, darin stand es nun mit den Vorderbeinen, Kopf und Schultern tief in die Grube gesenkt, und schwelgte in den Flechten. Nur die Hinterteile sahen über die Schneedecke hinaus. Gelegentlich kam es zu kleinen Rei





reien zwischen ihnen, wenn z. B. eine Renkuh einen guten Futterplatz aufgescharrt hatte und ein Hirsch sich da mit hineindrängen wollte. Aber der Hirsch wich dann doch jedesmal vorsichtig und schnell beiseite, denn die Hirsche hatten alle keine Geweihe mehr und wichen den Kühen lieber aus, die die ihren alle noch trugen.

Nachdenklich sah Neitah auf die wippenden Hinterteile hinunter und fragte: „Warum wandern die Rentiere denn immerzu, einmal hinauf ins Gebirge und dann wieder in die Täler hinab? Sie könnten doch immer da bleiben, wo das beste Futter ist?“

„Das geht nicht so einfach. Wenn im Frühjahr die Sonne steigt, dann erreicht sie zunächst in den Ebenen die obersten Schneeschichten. In den Nächten ist es dann noch kalt und der aufgetaute, matschige Schnee gefriert wieder; er hat dann eine glasharte Harschkruste. Wenn das einige Male so tagsüber getaut hat und über Nacht wieder festgefroren ist, ist diese Harschschicht so dick und hart geworden, daß die Rene sie nicht mehr mit ihren Hufen zerschlagen können. Dann sind sie von dem Futter darunter abgeschnitten und müssen höher hinauf, in die Föhrenwälder, wo es kühler ist als in den Ebenen, und wo deshalb der Schnee noch nicht getaut und wieder zusammengefroren ist, sondern noch weich und locker liegt.

Wenn es auch dort zu tauen beginnt, müssen sie wieder höher hinauf, immer höher, bis ins Hochgebirge. Im Hochgebirge ist die Schneedecke immer dünn, weil der Wind den Schnee verweht, so daß er nicht überall in gleichmäßiger, dicker Lage liegt wie unten in den Ebenen. Und an manchen Stellen dazwischen ist es auch ganz schneefrei, da können sie immer irgendwo weiden.

Im Sommer wieder mögen sie lieber Gras fressen. Dann wandern sie dorthin, wo Gras wächst. Aber wenn im Spätsommer das Gras anfängt welk zu werden, dann schmeckt es ihnen nicht mehr, dann suchen sie wieder die Stellen, wo Flechten wachsen. Dann wollen sie wieder nach Schweden hinüber, denn Norwegen ist ein Gras-

land, dort wachsen keine Flechten. Dann wandern sie wieder zurück."

„Ach, so ist das!" begriff Neitah.

„Ja, so ist das. Es kommt auch noch dazu, daß im Sommer die Mücken über den Mooren sind. In ganzen Wolken fallen sie über die Rene her, saugen sich an ihrem Blut voll und quälen sie so, daß die Tiere ganz krank und mager werden. Und auch deswegen laufen sie weg in die hohen Gebirge, wo es keine Mücken gibt. Dafür sind in den Bergen wieder die Wölfe. Aber die sind nicht immer da und nicht an allen Stellen. Wegen der Wölfe ist dort das Wachen schwer und anstrengend, aber die Rentiere haben es gut."

„Ja", meinte Neitah. „Und jetzt ziehen wir über die hohen Berge nach Norwegen, ins Grasland?"

„Ja. Wo bist du denn her, daß du das nicht weißt?"

„Von Hause", sagte Neitah mit so verschlossenem Gesicht, daß Per nicht weiter fragte.

Sie saßen noch eine Weile stumm beieinander, und es gefiel Per immer besser, wie ruhig und verständig Neitah um sich schaute, wie sie alles bemerkte und wie sie schweigen konnte.

Dann schickte er sie wieder zurück, damit man sie nicht vermißte und nach ihr suchte. Aber es hatte sie niemand vermißt. Bei der großen Kinderschar, die spielend und lärmend um die Zelte wimmelte, war es gar nicht aufgefallen, daß eins davon eine Zeitlang gefehlt hatte.

Rentierhüten

„Ich würde Neitah nicht verkaufen", sagte Per zu Gela, als er sich das nächste Mal vor dem Weggehen unten in der Kote am Herd die Pfeife anzündete. „Sie wird ein vorzügliches Hirtenmädchen. Sie ist geschickt und geschmeidig, zuverlässig und tapfer und kann gut mit allem Lebendigen umgehen."

„Das ist wahr", sagte Gela nachdenklich.

„Ich könnte sie anlernen", meinte Per nebenbei, „es macht mir nichts aus."

„Meinst du?" fragte Gela, aufmerksam in sein Gesicht sehend. Aber das war ganz ernst und aufrichtig. Es steckte dieses Mal keine Spur von Scherz und Gelächter dahinter, wie sonst eigentlich meistens bei Pers Einfällen. Daher meinte sie: „Du kannst es ja versuchen. Man wird dann sehen. Und wenn Heikka zurückkommt, mag er es entscheiden. Nimm sie nur immer mal mit, wenn es gerade so paßt. Sie ist zwar noch sehr klein – aber wenn du meinst –."

Per lachte noch einmal hinter sich, ergriff ein dickes Schaffell und sagte: „Nimm die Skier und komm, Neitah."

„Verkauft soll ich werden?" fragte Neitah, ganz blank vor Entsetzen, als sie nebeneinander auf die Weidewiesen zuliefen. „Ja, wem denn? Hat man mich dazu von Hause weggestohlen?"

„Ach, laß das doch, Neitah. Jetzt bist du erst einmal mein Mädchen. Wir werden zusammen die Rene hüten, auf und ab durch das herrliche, weite Land. Du sollst sehen, wie schön das wird. Und was

es alles gibt in der Welt! Alle die Tiere und Bäume und Wetter und Wolken und Wind. Und – – – und überhaupt alles. Es wird so schön werden, – – es ist so herrlich hier in unserem Lappland!“

„Ja, aber – – dürfen sie denn das? Mich einfach stehlen und verkaufen?“

„Was willst du machen, Kind? Sie haben dich doch. Du findest nie wieder nach Hause zurück. Selbst, wenn du genau die Wege wüßtest, könntest du allein niemals hingehen. Die Welt ist so groß. Und so voll von allem möglichen Unheil, wenn man klein ist. Mich haben sie auch verkauft, als ich klein war. Verschleppt und verkauft. Übrigens habe ich es gut gehabt. Drüben in Norwegen war ich. Einen Bauernsohn haben sie aus mir gemacht. Ich bin in norwegischen Kleidern herumstolziert und hatte dicke, silberne Knöpfe am Rock. Und las in einem Buch. Jawohl. Auch das habe ich gelernt. Aber dann bin ich ihnen doch entwischt. Gerade noch vor Toresschluß, ehe es ernst wurde. Auf und davon.

Hierher. In die Weite und das Wetter. Zu den Rentieren. Eben hierher zurück, wohin ich gehöre. Verstehst du das? –

Alt bin ich darüber geworden. Aber nun bin ich da. Die Fremde ist reich, das ist wahr. Reich und üppig und bequem. Aber leben, – so wie der Same sich leben fühlt, – das kann man nur hier!“

Atemlos hatte Neitah zugehört. So wild und gefährlich war das Leben! Sie hatte geglaubt, nur ihr wäre dieses widerfahren. Sie hatte es heruntergeschluckt und hinter sich gebracht und war fest entschlossen, nun hier unter den Kotenleuten fest anzuwurzeln und ihr Leben zu leben wie die anderen auch. Sie hatte schon angefangen zu vergessen, wie sie als Sara in der Gamme gelebt hatte, mit Sivert und Malin und Vaja und mit der Mutter – – und Lars, Lars! – –

Daß es auch anderen Kindern so ging! Und daß die Unsicherheit nie aufhörte, immer weiterging, – daß man sie auch hier wieder

herausreißen konnte und hineinwerfen in ein anderes Leben, das wieder neu und fremd und anders war, in dem sie sich wieder ganz von neuem würde zurechtfinden müssen! – –

„Und wer ist denn Heikka? Was hat er damit zu tun, ob ich verkauft werden soll oder nicht?“ fragte sie, wild aufgeregt.

„Heikka ist Gelas Mann“, sagte Per vorsichtig. „Der älteste Sohn vom alten Ised. Er hat dich gebracht.“

„Gestohlen hat er mich!“ schrie Neitah heraus.

„Gewiß, Kind. Nur sage das nicht vor den Leuten, solange du klein und wehrlos bist. Man muß schweigen können. Bis man stark genug ist, das auch zu vertreten, was man sagt. Du mußt vor allen Dingen wachsen, stark und geschickt werden.“ Er lächelte tröstend zu ihr hinunter. „Es sieht alles anders aus, wenn man sich erst wehren kann.“

„Ist es denn kein Unrecht, bloß weil ich klein bin?“

„Doch. Aber du kannst nichts dagegen machen. Du gehörst jetzt dem Heikka und er bestimmt über dich.“

„Ich gehöre niemandem“, sagte Neitah verbissen. „Ich gehöre nur noch mir selber!“

„Damit mußt du noch warten, Kind. Vorläufig sind die anderen stärker.“

„Aber du behältst mich doch jetzt, Per? Und ich lerne das Rentierhüten bei dir? Und ich bleibe immer, immer bei dir, ja, Per?“ fragte sie so dringend, daß er erschüttert antwortete:

„Alles, was bei mir steht: ja! Ich lasse dich nicht wieder ins Ungewisse hinausschwimmen, Neitah. Sowie Heikka kommt, werde ich mit ihm reden.“

„Wann kommt denn Heikka? Wo ist er jetzt?“ drängte Neitah.

„Er geht der Herde vorauf. Er prüft die Wege und die Futterplätze, den Übergang über den See und die Furten, das Wetter, die Lagerplätze. Er ist stark und geschickt. Er weiß und kann viel.“

‚So', dachte Neitah erbittert. ‚Er kann alles. Er kann mich stehlen und verkaufen oder behalten. Und ich kann nichts dabei tun. Gar nichts!' Laut aber fragte sie, denn sie hatte es sich gemerkt, daß man schweigen muß, wenn man klein und schwach ist: „Geht denn die Herde nicht jedes Jahr denselben Weg? Was ist denn da noch zu prüfen?"

„Genau denselben Weg geht die Herde nie, nur ungefähr. Die Tiere laufen hierhin und dahin, wie es ihnen gerade in den Sinn kommt. Man muß sie leiten. Und dazu muß man die besten Wege wissen. Und die Wege sind auch nicht gleich in jedem Jahr. Manchmal sind sie verschüttet vom Wildwasser im Frühling oder von Winterstürmen – mit Schnee, mit Steinen. An manchen Stellen sind Lawinen 'runtergegangen. – –

Wir müssen auch zur rechten Zeit über den großen See kommen, solange der noch so fest ist, daß wir gut hinüberkönnen mit der Sida und mit allen Tieren. Die Eisdecke muß noch dick genug sein, daß sie trägt. Uns und all die anderen Sidas, die drüberziehen. Und er muß auch wissen, wie die anderen ziehen, damit wir allein an den See und an die Furten kommen, sonst laufen unsere Rentiere mit den fremden durcheinander und wir haben dann tagelang schwere Mühe, sie wieder auseinander zu sondern."

„So ist das", meinte Neitah versonnen. „Und das macht Heikka?"

„Ja, er hat den Kopf dazu. Und er ist stark und wendig, er kann allein im Gebirge durchkommen. Ihm wird nichts zustoßen."

Einen Augenblick wünschte Neitah brennend, daß er umkommen sollte: eine Lawine sollte über ihn niedergehen, eine Wächte abbrechen, auf die er hinausgelaufen war, ein Bär sollte kommen oder Wölfe, viele Wölfe. –

Da aber sagte Per: „Wenn du ein gutes Hütemädchen wirst, wird Heikka dich nicht verkaufen. Dann sind sie alle froh, daß sie dich

haben, dann lassen sie dich nicht wieder los, auch wenn du gehen möchtest."

„Ich will alles lernen, was du mir sagst und zeigst, Per", versprach sie da aufatmend. Vielleicht würde es nicht so schlimm werden. Vielleicht würde sie sich hier halten können. Wenn sie ein tüchtiges Hütemädchen würde . . .

„Vor allem mußt du lernen, mit den Hunden umzugehen", sagte Per später, nachdem er mit einem Gruß und ein paar Worten die Wache von Olof übernommen hatte und sie nun beide mit den Hunden die Runde um die Herde liefen. „Du mußt sie alle einzeln kennenlernen: was jeder kann und braucht und versteht, wie stark und wie geschickt er ist, was er denkt und wonach es ihn gelüstet. Du mußt mit ihnen sprechen können, geradezu die Hundesprache mußt du lernen. Und dann mußt du bedenken: die Hunde waren ja früher wilde Tiere, ehe sie zu den Lappen kamen und das Hütehandwerk lernten. Das steckt immer noch in ihnen drin. Und es bricht aus, wenn man nicht aufpaßt: im Frühling, wenn sie wild werden vor Freude auf den Sommer und ein leichtes Leben, oder wenn eine besondere Verlockung zum Wildern da ist. Oder auch, wenn man nicht streng genug mit ihnen ist. Und auch sonst. Du mußt immer denken, daß das Raubtier in ihnen auf der Lauer liegt und ausbricht, wenn du ihnen nicht dagegen hilfst. Du mußt ganz gut und gleichmäßig zu ihnen sein, nie launenhaft, immer ganz gerecht, du mußt ihnen mit Gutsein und mit Strenge helfen, das Raubtier in sich niederzuhalten und ihre Pflicht zu tun. Sie sind sehr willig, sie tun gerne ihre Pflicht, wenn du sie dafür richtig lobst und belohnst. Sie sind sehr anhänglich, sie brauchen deine Liebe. Aber du mußt sie so lieben, wie sie geliebt sein wollen, wie sie es brauchen. Du darfst sie nicht verzärteln, niemals ärgerlich werden, niemals dich gehen lassen, wie man es manchmal möchte. Sie dürfen dir aus deiner Macht schlüpfen. Und sie müssen immer ganz genau

wissen, was sie tun sollen. Du mußt ihnen das in jedem einzelnen Fall ganz deutlich sagen. Wirst du das können?"
„Ja", sagte Neitah fest. „Ich hatte zu Hause auch den Vaja." Sie war entschlossen, alles zu können, was dazugehörte.
„Du mußt aufpassen, wie ich es mache. Und mußt immer so bei der Sache sein, als ob du allein mit der Herde wärst und ganz allein damit zu Rande kommen müßtest.
Wenn Ruhe ist, spielen wir auch und erzählen und machen uns eine gute Zeit. Es ist nicht immer harte Arbeit dabei. Aber man muß immer aufpassen, immer bereit sein für alles, was auch geschehen möge."
„Ja, Per. Das verstehe ich gut. Dazu sind wir ja hier." Sie sagte „wir", als ob sie schon jahrelang mit dabeiwäre. Und das gefiel Per. Er sah sie darauf anerkennend an und sagte nun gar nichts mehr.
Unterwegs trafen sie einen anderen Mann. Per tauschte Gruß und Bemerkungen mit ihm, sie blieben ein Weilchen beieinander stehen, steckten ihre Pfeifen neu an und gingen dann jeder in seiner Richtung weiter.
„Wer war das, Per?"
„Sunna Spiek. Ein anderer Hirt."
„Sind denn noch mehr Hirten hier außer uns?"
Wieder sagte sie „uns", so ganz selbstverständlich, daß Per nur verstohlen dazu lächelte, während sein Blick über die kleine Gestalt hinstrich, die neben ihm herglitt auf ihren Kinderskiern, als hätte sie zeitlebens nichts anderes getan.
„Ja", sagte er ernsthaft, „wir sind sieben. Sechs Männer und du. Es sind ja über tausend Rentiere, und wir sind auf der Wanderung, wo es viel Unruhe und Gefahren gibt. Wenn wir zur Ruhe gekommen sind, im Lager, dann können Olof und wir sie wohl allein hüten. Aber jetzt müssen die anderen dabei sein."
„So viele Tiere!" staunte Neitah.

„Ja. Der alte Jerpe ist reich. Aber wenn es ans Teilen geht, später einmal – er hat vier Söhne –, da kommt auf jeden gerade so viel, daß sie knapp auskommen. Dreihundert Tiere muß man haben, wenn man mit der Familie davon leben soll."
„Hast du auch welche, Per?"
„Ja, dreißig, die habe ich mir verdient, beim Hüten. Sie sind mit zwischen der Herde. Es sollen mehr werden, – aber bis ich damit selbständig leben kann, ist es noch lange hin. Man müßte Glück haben – – –"
„Wie denn, Per?" drängte Neitah eifrig. – Glück konnte man auch haben? Und schnell selbständig werden?
Aber Per wehrte ab: „Man muß aufpassen und es am Schopf fassen, wenn es kommt. Es sieht mal so, mal anders aus."
Sie kreisten weiter um die weidende Herde, den ganzen Tag lang. Sie trafen noch auf den anderen Hirten, Jonas Hurra; einen kleinen Mann mit krummen Beinen, der ein ganz scheußliches Biest von Hund bei sich hatte. Er begrüßte Neitah freundschaftlich, als Per ihm das neue Hirtenmädchen vorstellte.
„Das ist recht, das ist recht", versicherte er strahlend immer wieder, „komm nur zu uns! Man kann gar nicht früh genug anfangen mit dem Wächterleben. Per ist ein guter Wächter, paß nur gut auf, wie er es macht. Und wachs recht schnell!"
Per sagte ihm darauf etwas von „selber noch ein bißchen wachsen" oder so, Neitah verstand es nicht ganz, denn sie lachten schallend dabei, und wenn sie untereinander sprachen, war es für Neitah immer noch schwer, richtig mitzukommen.
„Der war nett", sagte Neitah, als sie weiterliefen.
„Ja. Aber er ist nicht stark. Und er wird leicht ungeduldig und hastig mit den Tieren. Und dann werden sie scheu und ungebärdig und man hat viel Arbeit, bis man sie wieder beruhigt hat. Er ist

nur zur Aushilfe dabei. Er will dann in Norwegen bleiben und zu den Fischern gehen. Auf Lofotfang im Winter.“ – –

So kreisten sie mehrmals beobachtend um die Herde, die langsam, in eifrigem Äsen, weiterzog. Einmal hatten einige Tiere sich von der Herde getrennt und waren in ein kleines Seitental abgebogen. Aber Per rief die Hunde an:

„Tjakki halit! Tjakki halit! – Treibt sie zusammen!“

Und wie aus der Flinte geschossen sausten Harras und Rill davon und trieben sie zurück.

„Das machen sie großartig!“ lachte Neitah.

„Dann lobe sie auch!“ sagte Per, als die beiden zurückkamen und lachend und schwanzwedelnd ihre Anerkennung erwarteten, und Neitah beugte sich eifrig herunter, sie zu klopfen und zu loben. Aber sie wollten von Per gelobt werden.

„Sie kennen dich noch nicht“, tröstete er, als Neitah enttäuscht hochsah. „Du mußt mit ihnen erst gegessen und geschlafen und wahrscheinlich mußt du sie erst einmal beschimpft und durchgeprügelt haben, ehe sie dich richtig anerkennen.“

Unterwegs fiel ihr auf: „Wieso haben denn so viele Tiere keine Geweihe, und die anderen bloß so kleine? Ich dachte, alle Rentiere haben ein großes Geweih!“

„Nicht immer. Die mit den kleinen Geweihen sind die Kühe, die nächstens kalben werden. Die verlieren ihr Geweih erst im Mai, wenn die Kälbchen schon ein paar Wochen alt sind und nicht mehr den ständigen Schutz der Mutter brauchen. Die jungen Kühe, die noch nicht kalben werden, haben ihr Horn schon im Winter verloren. Die Renhirsche haben ihres schon im November abgelegt und die Renochsen gerade vor kurzem, im März und jetzt, im April.“

„Wieso verlieren sie das denn, und wieso wächst es dann wieder?“

„Ja, Neitah, – die Menschen verlieren doch auch ihre Milchzähne

und dann wachsen ihnen größere. Das ist nun mal so eingerichtet.“

„Bekommen sie denn auch größere Geweihe als vorher?“

„Natürlich, aber nur die Hirsche. Bei den Kühen und den Ochsen werden sie nur ein wenig kräftiger mit der Zeit. Das Geweih eines alten Renhirsches kann bis zu sechzig Zacken haben und bis zu achtzehn Kilogramm schwer werden. – Das sieht herrlich aus“, sagte er begeistert in Neitahs Staunen hinein, „wenn sie so herankommen und die Häupter mit den Geweihen dahertragen! So – so: Sarves, aja, aja, aja ... Renhirsch, aja, aja ...“ jubelte er begeistert. Dabei richtete er sich auf und warf den Kopf in den Nacken, als trüge er selbst das stattliche Geweih. Seine Augen waren, ohne noch etwas zu sehen, in endlose Fernen gerichtet und sein Leib, seine Beine und Schultern mit den leicht in den Ellenbogen erhobenen Armen wiegten sich auf den schleifenden Tönen so, wie die Rentiere mit den in den Gelenken knackenden Schritten über die weiten Ebenen Lapplands schreiten. So etwas hatte Neitah noch nie gesehen. Ganz verzaubert war sie davon.

„So sind sie“, sagte Per nach einer Weile, als er sich zurückgefunden hatte. „Herrlich sind sie. Wunderschön – –“ und seine begeisterten Worte waren arm gegen das, was sein Lied ausgesagt hatte.

„Und wann sind sie so?“ fragte Neitah staunend.

„Später, im Herbst. Bald fangen ihnen die Stangen an zu wachsen, im nächsten Monat schon. Ende August sind sie dann fertig ausgebildet. Im Hochsommer sind die Geweihe sehr empfindlich, sie spüren die kleinste Fliege, die sich draufsetzt. Es ist ja dann noch die Haut drüber mit allen Blutadern und Nerven. Im Oktober fängt die Haut an zu spannen und zu jucken, da reiben sie sich an den Bäumen und Steinen, damit sie abgeht. In langen blutigen Fetzen hängt ihnen der Bast dann herunter von den Geweihästen. Aber wenn sie den alten Bast abgefegt haben, dann ist das Geweih schön, fest und hart und sie brauchen es zum Kämpfen in der Brunstzeit.

Danach verlieren sie es dann. Im November, wenn sie sich beruhigt haben und die Kühe von ihnen trächtig geworden sind.“

„So ist das“, sagte Neitah, heute schon zum wievielten Male. Sie war ganz überwältigt von all dem Neuen, das um sie herum aufstand.

Über alledem hatte Neitah nicht gemerkt, wie sie müder und müder geworden war. Erst als sie still standen, weil Per einen Sitz gefunden hatte, von dem aus sie bequem von oben die ganze Herde übersehen konnten, taumelte sie etwas. Per fegte den Sitz mit einem schnell abgerissenen Föhrenast vom Neuschnee frei, legte noch einige Äste darüber, so daß sie auf der dichten, federnden Schicht im Trockenen sitzen konnten, und kramte aus dem Rucksack Mundvorrat heraus, den man ihm unten mitgegeben hatte. Er steckte Neitah zunächst ein Stück Brot in die Hände und Neitah biß gierig hinein, denn es war schon hoher Nachmittag geworden.

Aber sie kam nicht weit mit dem Essen, von allen Seiten fegten die Müdigkeitsschleier über sie hin und nahmen ihr die Sicht.

„Wir machen dir ein Lager zurecht, da kannst du schlafen.“ Per stand noch einmal auf. „Komm“, half er ihr auf, „das mußt du lernen. Sieh, der Stein schützt dich vor dem Wind. Auf dieser Seite, im Windschutz mußt du liegen. Den lockeren Schnee fegen wir beiseite. Siehst du, so! Und nun kommt eine dicke Schicht Föhrenzweige. Alle mit den Nadeln nach einer Richtung und die gebogene, federnde Seite nach oben. Siehst du, so. Und dann kommt noch eine Schicht Birkenzweige. Die sind weich und warm. Wie ein Bett“, lachte er. „So, und nun kommst du. Leg dich nur hin, Neitah. Und jetzt decken wir dich mit dem Schaffell zu. Hier! Roll dich gut darin ein. Und nun decke ich noch eine Schicht Birkenzweige drüber. Siehst du“, sagte er herzlich und strich ihr leicht übers Gesicht, „nun kannst du ruhig schlafen. So ruhig, wie im Zelt. Es geschieht dir nichts.“

„Bleibst du hier?“ wollte Neitah noch fragen, aber es blieb zwischen Willen und Zunge stecken, es kam nicht bis zum Sprechen. Neitah war vorher eingeschlafen.

Als sie aufwachte, war es dunkle Nacht. Die Sterne flammten über ihr, und es war ganz windstill geworden. So still, daß sie die leisen Geräusche der Herde deutlich hören konnte. Ein Feuer glomm an einer Seite ihres Lagers und auf der anderen saß Per, vom Feuer abgewandt, ein großer, dunkler Schatten, der bis in den Sternenhimmel zu ragen schien.

Er saß ganz unbeweglich und sang leise vor sich hin:

„Oia, oia, ja, oiaja . . .“ immer wieder, lange, lange Zeit. Man hörte es schon gar nicht mehr. Es war die Stimme der Nacht, die da sang, die Nachtstimme selber.

Neitah lag ganz still. Es war so schön warm unter dem Fell.

Es lag sich so gut, so dicht an der Erde. Die Dunkelheit war dicht und lind und grenzenlos, und die Sterne flammten über ihr. Sie war wunderbar ausgeruht, alle Müdigkeit war weggeschlafen, sie war wach und frisch, wie noch nie.

Sie lag so still, daß sie zusehen konnte, wie die Sterne über ihr dahinglitten. Lange Zeit. „Oia ja, Oia ja“, sang die Nacht dazu, sang Per dazu.

[illegible] sie krabbelte hoch.

„Bist du wach, Neitah?“ fragte er zu ihr hinüber, ohne sich umzuwenden. „Oiaja . . .“

„[illegible]“ Ganz überwältigt sagte sie das. Setzte sich neben ihn. [illegible] sich unter seinen Arm. Sah mit ihm hinaus in die Nacht. [illegible] die Herde hin. In die Sterne. „Oia ja.“

„[illegible]?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe furchtbaren Hunger“, gestand sie da.

„Das glaube ich. Du hast ja wohl zwanzig Stunden nichts gegessen“,

lachte er. „Da nimm, ich habe dir etwas zurechtgemacht. Schon lange.“

„Hast du gar nicht geschlafen, Per?“

„Nein, ich muß doch wachen.“

„Aber sie sind doch ganz still.“

„Und jeden Augenblick kann der Wolf kommen!“

„Ich hätte auch wach bleiben müssen, nicht?“ fragte sie reuevoll nach einer Weile, nachdem sie alles aufgegessen hatte, was da war.

„Nein, Neitah, du mußt noch schlafen und wachsen in der Nacht. Wie willst du sonst stark werden? Es ist genug, wenn du am Tage das Hüten lernst.“

„Dann hast du das Schaffell nur für mich den ganzen Tag lang herumgetragen?“

„Freilich. Du hast mir doch auch neulich die Pfeife hergebracht, ganz allein und den ganzen, weiten Weg herauf.“

Wie eine warme Welle schlug seine Zuneigung über dem heimatlosen Kind zusammen. Dichter schmiegte sie sich in seinen Arm. Da sagte er: „Das ist Freundschaft, Neitah. Wir sind doch Freunde, nicht? Wir beide.“ –

„Oia ja, oia ja –“ sang die Nacht in ihren Herzen.

„Sieh mal, der helle Stern, der da über der Ebene steht, der gelbliche, große, kennst du den?“

„Sterne kennen?“ fragte sie verwundert.

„Ja. Sie haben Namen. Und jeder hat auch seine Geschichte. Der dort heißt Favtna. Und er hat den Bogen, siehst du den? Den spitzen Bogen aus fünf hellen Sternen? Damit zielt er auf Boahje-naste, den Polarstern. Siehst du ihn? Der dort ist es. Er ist freilich klein, aber er bleibt immer an seinem Platz, während all die andern Sterne kreisen müssen. Er hält den Himmel hoch. Wenn einmal Favtna mit seinem Bogen den Boahje-naste schießt, dann fällt der

Himmel herunter und zertrümmert die Erde. Dann gerät die ganze Welt in Feuer und alles hört auf.“

„Alles?“

„Ja. Alles. Aber er zielt erst noch. Er wird noch lange zielen. Noch viele tausend Jahre.“

„Meinst du?“

„Ja.“

Oia ja – oia ja – –

„Und die anderen Sterne, Per? Haben die auch eine Geschichte?“

„Ja. Der helle Streifen da, siehst du, aus den vielen, vielen Millionen Sternen, der quer über den Himmel geht, das ist Lodde-[illegible], die Vogelstiege. Sie kreist über den Himmel wie ein Zeiger und gibt die Zeit an. Die Stundenzeiten in der Nacht und die Jahreszeiten. Das wirst du auch lesen lernen mit der Zeit.

Die Galla-bardnek, die Gallassöhne (Oriongürtel), sind schon untergegangen hinter den Bergen. Die sieht man im Frühling nur im Anfang der Nacht. Es ist schön, wie sie beieinander stehen wie gute Brüder. Übermorgen zeige ich sie dir, wenn wir wieder Wache haben.“

„Du nimmst mich wieder mit, Per?“

„Aber immer.“ Er drückte sie an sich.

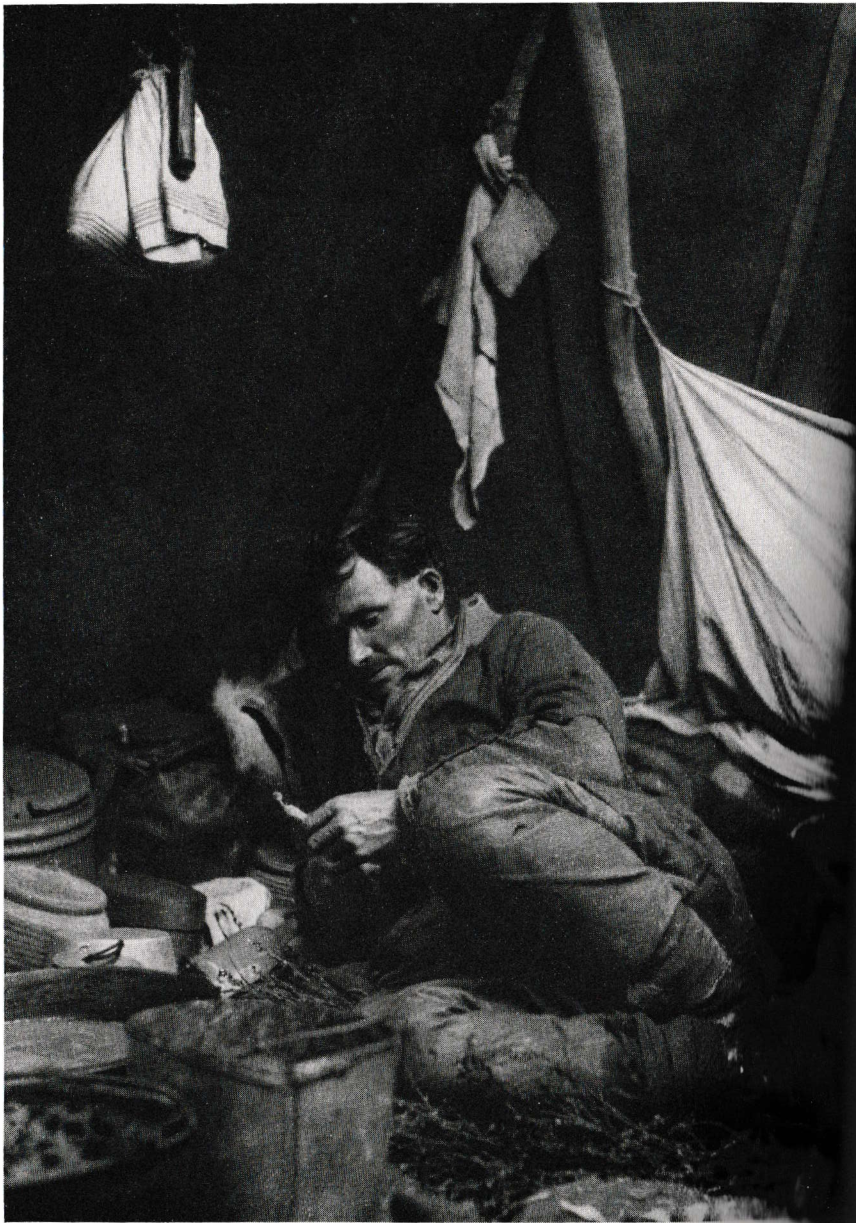
„Aber die Miese-Cora, die Kälberschar (Siebengestirn), kannst du gerade noch sehen, über der Bergspitze dort. Und dort ist Sarva, der [illegible], mit seinem mächtigen Geweih (Kassiopeia), siehst du das?“

„Das Geweih sehe ich. Aber den übrigen Kopf und die Beine und das andere kann ich nicht zusammenfinden.“

„Das ist auch nicht so einfach. Aber komm, wir müssen jetzt die Hunde holen. Es wird Morgen. Und Olof soll doch die Herde [illegible] finden, wenn wir gewacht haben?“

„Bestimmt!“ Sie krabbelte hoch und fuhr in die Skierbindungen, während Per das Fell zusammenrollte.
„Warum hast du das Feuer gemacht, Per?“ fragte sie dabei.
„Ein Feuer ist gut in der Nacht. Da traut sich das Raubzeug nicht heran. Ich mußte doch die Runde gehen inzwischen.“
„Hast du mich da allein gelassen?“ fragte sie, nachträglich noch erschrocken.
„Nein, ich habe dir eben das Feuer dagelassen statt dessen. Ich bin inzwischen zweimal um die Herde gegangen.“
„So lange habe ich geschlafen?“
„War es nicht schön?“
„Sehr schön, Per. Aber du? Hast du gar nicht geschlafen?“
„Ich schlafe nachher, im Zelt. Da schlafe ich alle Felle voll und puste und stöhne und schnarche so sehr, daß das Zelt wegfliegt und alle hinterherlaufen müssen, um es wieder einzufangen.“
„Ach Per, bist du sehr böse?“
„Weshalb denn? Du hast wahrscheinlich recht, ich weiß es ja nicht selber.“
„Ja. Aber ich hätte es nicht sagen sollen!“
Überrascht sah er sie an. Lernte sie so schnell?
Sie machten sich auf den Weg. Diese schweigende Runde in der Nacht war die schönste. In Neitahs Erinnerung die allerschönste, die sie je gefahren war, obwohl noch viele, sehr viele folgten.
Als sie früh im Morgenlicht hinunter zur Kote kam und einen Augenblick zwischen den anderen Kindern stand, die lärmend und schreiend ein neues Rentierspiel begannen, kam es ihr vor, als seien Jahre vergangen, seitdem sie selber mitgespielt, mitgelärmt hatte.





Auf den Setzwiesen

Nicht jedesmal, wenn Per in der Folgezeit seinen Dienst versah, war Neitah bei ihm. Manchmal schlief sie noch fest, wenn er aufbrach. Dann ließ er sie ungestört liegen, und auch die anderen achteten ihren Schlaf und weckten sie nicht.

Ein andermal mochte es vorkommen, daß er sagte: „Es ist heute unruhiges Wetter, ich werde es nicht leicht haben bei der Herde und keine Zeit für dich finden, Neitah.“ Er nickte ihr dann tröstend zu und ging alleine davon. Und einmal schickte er sie sogar mit Olof wieder zurück, als er bei der Ablösung erfuhr, daß in der Nacht Wölfe die Herde beunruhigt hatten. Die Rentiere wogten noch unruhig durcheinander, jeden Augenblick bereit, in sausender Flucht davonzustürzen. Kein einziges Tier hatte sich schon wieder zum Futterscharren entschlossen. Es war auf keinen Fall ratsam, Neitah [illegible] allein auf ihrem Lager schlafen zu lassen, wenn sie müde geworden war und Per die nächtlichen Runden gehen mußte.

Dann aber griff er das dicke Schaffell auf, wenn seine Pfeife [illegible], und sagte zu Neitah, die ihm erwartungsvoll im Wege stand: „Nimm deine Skier, Neitah, und komm.“

Und dann wurde es schön. Jedesmal auf andere Weise schön. Jedesmal [illegible] fand etwas Unvorhergesehenes, was sie immer tiefer hineinführte in die Wunder des Hirtenlebens:

Einmal waren die Hunde aneinandergeraten, alle sechs. Wie wilde Tiere hatten sie sich ineinander verbissen, bellten und jaulten, lie-

ßen sich los und sprangen wieder aufeinander zu, alle gegen alle, ein wüster Haufen. Es war ein Lärm wie noch nie auf den Wiesen. Aber wie der Blitz war Per auf zischenden Skiern zwischen sie gefahren. Seine Stimme übertönte das Gebell und Gejaule von allen sechsen, als er sie beschimpfte und bedrohte, während er wild und schonungslos in sie hineintrat, mit beiden Skistöcken gleichzeitig auf sie einschlug und wieder Fußtritte austeilte, wie es gerade traf. „Musti! Harras!" brüllte er dabei und orgelte sie an mit wildem, wüstem Gebrüll, dumpf wie Donnergrollen und schrill und grell in den höchsten Tönen wie Sturmesschrillen: „Harras! Rill! Rinko! Jatt!" – Selber wie ein wildes Tier, tobte und kämpfte er zwischen ihnen und sah so unmenschlich dabei aus, so bösartig wild wie ein Gespenst, ein Ungeheuer, ein rasendes, kämpfendes Tier, daß Neitah sich erschrocken fürchtete und dann hell auflachen mußte.

„Wie konntest du lachen, Neitah", grollte er, als er zerzaust und erschöpft neben ihr saß und seine Hände untersuchte, die durch die dicken Handschuhe hindurch Bisse abbekommen hatten – während die geprügelten und zerbissenen Hunde ringsum in Winkeln verkrochen lagen und ihre Wunden leckten.

„Es war so komisch, Per", entschuldigte sie sich beschämt. „Du warst wie ein Ungeheuer. Du hast ein Gesicht gehabt wie der Teufel. Und hast gegrunzt wie ein Ren und gebellt wie ein Hund, und die Spucke ist dir in Fetzen aus dem Mund geflogen."

„Aber Neitah", sagte Per da, vorwurfsvoll und zugleich erstaunt über das Ganze, über sich selber sogar, „du bist doch ein Hirtenmädchen! Wie kannst du so albern sein! Die verrückten Biester, die ganze Herde hätten sie auseinandersprengen können mit ihrer Aufregung! Und was dann?"

Neitah blickte über die Herde hin, die sich auch wieder beruhigt hatte, in ihren Futterlöchern stand und äste, während die Hinter-

teile über den Schnee hinausragten und sich im Takt des Fressens rhythmisch bewegten.

Die Herde, freilich – –

Wenn alle die tausend Tiere in wildem Galopp die Hänge hinaufgerannt und in den Wäldern verschwunden wären – wie hätte man sie jemals wieder zusammenbringen sollen?

„Du mußt immer zuerst an die Herde denken, Neitah. Und du mußt auch wild gewordene Hunde wieder zurechtbringen können. Was hättest du getan, wenn du allein damit gewesen wärest?"

Neitah schauderte, als sie sich vorstellte, daß sie so schreiend und tobend in den wilden Haufen hätte hineinstürzen und die Hunde auseinanderbrüllen und schlagen müssen.

Sie fühlte sich noch sehr, sehr klein in diesem Augenblick und sagte aus dieser Verzagtheit heraus: „Ich muß noch wachsen, Per. Ich werde auch nie mehr enttäuscht sein, wenn du nicht mehr da bist, wenn ich aufwache, oder wenn du mich nicht mitnehmen willst."

Es war seltsam: Per war gewiß nicht auf den Mund gefallen, er lachte und schwatzte unten beim Zelt mit den Frauen und Mädchen, daß es vor Lustigkeit widerhallte, und in einem Gespräch, auch im Streit mit Männern, stand er durchaus seinen Mann. Aber wenn Neitah aus der Tiefe ihres Herzens heraus so kleine, verständige Worte sagte, erschütterte es ihn jedesmal. Sie war doch noch ein Kind – wo nahm sie solche Worte her? Wer hatte ihr, die so [illegible] auf ihren kleinen, tapferen Füßen stand, so kluge, richtige Dinge vorsagen können? Waren Kinder so?

[illegible] auf der Weide geschahen andere, merkwürdige Dinge, und wenn es nur ein Eichhörnchen war, das oben um den Stamm der [illegible] lief, während sie daruntersaßen und ihren Mundvorrat [illegible]

„Arre data gulben“, lockte Per es. „Du, Eichhörnchen, hör mal! hops! Du, Eichhörnchen, hör doch mal!“
Und als Neitah fragte: „Versteht es denn das?“, lockte er weiter.
Und das Tierchen hielt wirklich einen Augenblick inne, stellte den Schwanz auf und äugte hinunter, ehe es plötzlich um den Stamm herumschwirrte und mit einem großen Satz in die hohen Zweige sprang.
Neitah lachte: „Hat es das wirklich verstanden, Per?“
Der nickte und meinte: „Es hat mich erkannt, da hat es sich schleunigst davongemacht. Weißt du, was das Eichhörnchen sagt?“
„Per, das sagt doch nichts!“
„Doch. Es hat seine Eichhörnchensprache. Damit sagt es: ‚Baht jamanah jamatosa‘, sagt es. ‚Die Knabenkinder sollen sterben. – Neitah jamanah viessosah. – Aber die Mädchenkinder können leben bleiben. – Ma äh munji aktak skadav dakah. – Die tun mir nichts. – Man attjov rafen morai gaskan tjelotit! Ich aber könnt' dann in Ruhe zwischen den Bäumen hüpfen!‘“
„Ach Per“, lachte Neitah und sah dem verschwundenen Eichhörnchen nach, „woher weißt du denn das?“
„Das hat es mir gesagt!“ sagte Per ernsthaft und biß tief in sein Brot.
„Kennst du alle Tiere?“
„Natürlich!“
„Kannst du alle Tiersprachen?“
„Selbstverständlich!“
„Ist das jedesmal dieselbe oder ist das jedesmal eine andere Sprache?“ fragte sie und sah ihm streng in die Augen.
„Das weiß ich nicht!“ machte er kleinlaut.
„Siehst du, wie du flunkerst, Per!“ lachte sie da triumphierend.
„Ich habe es gleich gemerkt! Aber das schadet nichts. Ich gl[illegible]

dir dein Geflunker einfach, es macht solchen Spaß. Weißt du noch mehr solche Tierlieder?“
„Die weiß man nicht von vornherein. Aber wenn ich die Tiere sehe, dann fallen mir ihre Lieder von selber ein.“
„Das will ich auch lernen, Per. Wie war das?
Arre data gulben, arran ... wie geht es weiter, Per?“
„Ich weiß es nicht mehr. Komm jetzt, wir müssen um die Herde laufen.“

Ein andermal widerfuhr Neitah ein großes Glück – ein großes Geschenk recht eigentlich. Da war sie auf eigene Faust ein Stückchen in das Gebüsch gedrungen, vor dem sie Rast gemacht hatten und, die Herde vor Augen, sich ausruhten und etwas aßen.
Per war noch nicht wieder bereit zum Aufbrechen, sie hörte gerade das Klinken des Feuerstahls, als er sie zurückrief:
„Neitah, valla, valla, vall ...“ juoikte er nach ihr.
„Per“, kam sie atemlos angelaufen, „was hast du da gesungen?“
„Ich habe nach dir gerufen, Neitah, wir wollen weiter.“
„Ist das meine Vuolle, mein Lied – mein ganz allein eigener Ruf?“
„Ja, Neitah, so werde ich dich immer rufen!“
„Oh, Per!“ Sie verstummte vor Glück. Jetzt hatte sie eine eigene Vuolle. Wie andere Kinder auch, die geliebt werden. Jetzt war sie [illegible] ganz beheimatet. – –
[illegible] wurde es heimlich Frühling. Die Zweige der Birken wurden [illegible] vom steigenden Saft und bekamen einen rötlichen Schimmer. Die Luft wurde prickelnder und erregend, und die Sonne schien [illegible] durch die milchig-blaue Luft.
[illegible] sich eines Tages die Herde zu teilen. Die Hirsche zogen [illegible] weiter nach den besten Weideplätzen, aber die Kühe [illegible] hinauf zu den Bergabhängen zu wandern.

„Sie wandern zu den Setzplätzen, Neitah. Jetzt wird es anstrengend und gefährlich. Jetzt bleibst du am besten weg."
„Per", bettelte sie.
„Nein, Neitah, ich nehme dich nicht mit!"
Vor ihren enttäuschten Augen, die weiterbettelten, während der Mund, fest verschlossen, gar nichts mehr sagte, meinte er schließlich: „Wenn Olof es erlaubt . . ."
„Olof? Der kennt mich doch gar nicht!"
„Natürlich kennt er dich. Olof kennt alles."
„Soll ich denn mit ihm gehen?" bangte Neitah.
„Wir gehen zusammen. Es ist anstrengend auf den Setzwiesen, da wachen wir zu zweit. Sunna Spiek geht mit uns, der löst dann immer einen von uns ab, und Jonas Hurra teilt sich derweil in die Wache bei der großen Herde mit Nils Tjoggi und Edvard Päggo, das sind die beiden anderen Hirten, die kennst du noch nicht. Wir drei bleiben da oben, solange es dauert. Zwischendurch zur Kote hinuntergehen und ausruhen können wir nicht. Und viel zum Schlafen und Essen kommen wir vielleicht auch nicht. Olof hat allein zu bestimmen dabei, er ist der Geschickteste, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dich nicht mitnimmt."
„Was wird auf den Setzwiesen sein, Per?"
„Du mußt nicht soviel fragen. Was dich angeht, wirst du selber sehen. Du siehst viel genauer und begreifst es besser mit dem Herzen, wenn du nicht allzuviel vorher weißt." – –
Olof sah leicht über das kleine Persönchen hin, das ihn still fragte, ob er sie mitnähme auf die Setzwiesen. Er sagte ganz ernst, aber es war ein Lächeln dabei in seinem Gesicht: „Wenn du ganz still sein kannst, ganz leise gehen, nicht schwatzen, gar keinen Laut von dir geben. Wenn du gehorsam und tapfer sein, vor nichts erschrecken, nicht vor Hunger mutlos werden willst, und wenn du auch einmal nicht zu schlafen brauchst, wenn es nicht anders geht."

„Das kann ich, Olof. Ich kann viel aushalten. Ich bin schon länger mit Per zum Hüten gegangen."
„Ich weiß", sagte Olof. „So komm." Dabei sah er sie so still und zwingend an, daß ihr das Herz stillstand und sie das Gefühl hatte, als wüchse sie plötzlich mindestens um einen Kopf größer.

Die Mainächte waren keine rechten Nächte mehr, nur eine schwache, blaue Dämmerung, und die Kühe wanderten stetig, ohne Rast und Ruhe, Tag und Nacht. Ihr Gang war behutsam und ganz leicht, wie tanzend. Sie waren unruhig, ihre Nüstern hatten sich geweitet, und ihre Augen waren größer geworden und glänzten anders, tiefer als sonst.
Oben war die Schneedecke nur ganz dünn, stellenweise lag das Gelände schneefrei. Die Kühe zerstreuten sich in Rudeln weithin, so daß es schwer war, sie zusammenzuhalten, und die Männer sie in sehr weiten Bogen umkreisen mußten, ohne, wie sonst, sie enger zusammentreiben zu dürfen. Auch die Hunde waren ganz still. Sie wußten auch, was es galt.
Ganz lautlos, als seien sie ein Teil der Dämmerung selber, schritten die Tiere langsam dahin, alle nach einer Richtung.
Nur hin und wieder blieb eine Renkuh stehen oder legte sich hin, ganz weich und leise, so, als wolle sie gerade einen Augenblick ausruhen, und dann fiel ein kleines Kälbchen auf den Schnee hinab. Es blieb nicht lange liegen. Nach wenigen Augenblicken schon hatte es sich auf seine kleinen, wackligen Beinchen gestellt, stand einen Augenblick keuchend, wie schlaftrunken da und versuchte dann um die Mutter herumzugehen. Ein paar Minuten später konnte man es neben der Mutter hopsen und springen, und nach einigen [illegible] Stunden folgte es ihr schon überallhin. Es lief dabei noch nicht ruhig und gleichmäßig wie ein erwachsenes Rentier, sondern

schoß in kleinen, hastigen Sprüngen über den Schnee, wie ein großes Eichhörnchen etwa.

Eine Geburt nach der anderen fand so statt. Überall torkelten und hopsten die kleinen Kälbchen auf dem Schneegefilde. Zwar ist solch eine Mainacht hell und klar, aber es steht immer ein grauer Dunst um die Tiere, so daß man einzelnes nicht genau erkennen kann. Es scheint, als ob der ganze Bergabhang lebendig ist und sich mit den geduckten, wackligen, unbeholfenen Bewegungen der Kälbchen mitbewegt.

Die trächtigen Kühe halten sich in Rudeln zusammen. Wenn sie aber geboren haben, gehen die Mütter mit ihren Kälbchen einzeln davon, oft bis zur Waldgrenze hinab und weit auf die Moore hinaus. Und da lauern überall Gefahren für das neugeborene Kälbchen, bei denen ihnen die Wächter nicht immer schnell genug zu Hilfe kommen können: wildernde Bauernhunde streunen herum in den Mainächten, denn sie kennen die Setzwiesen und die Zeiten der Rentiere genau. Sie überfallen das hilflose Kalb aus dem Hinterhalt und haben es beim Genick, ehe die Mutter es auch nur bemerkt. Auch Füchse oder anderes Raubgesindel weiß diese Plätze und Zeiten.
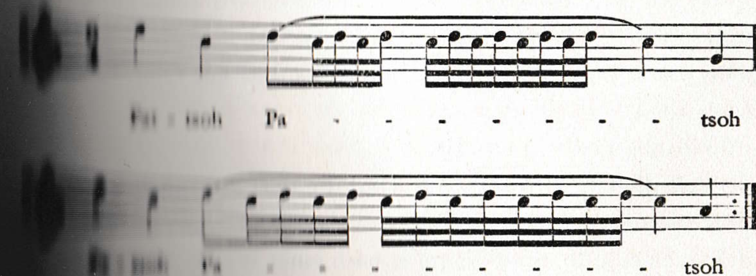
Die Mütter sind sehr schreckhaft in diesen Stunden. Ihre Liebe zu dem Kälbchen ist noch nicht erwacht: wenn sie nur irgendwie erschreckt werden, wenn sie auch nur in der Nähe Hundegebell hören, fahren sie auf und davon. Und wenn sie auch nur ein paar Schritte weitergelaufen sind, haben sie das Kälbchen schon vergessen und kehren nicht mehr zu ihm zurück.

Das Kalb versucht dann meistens zu einer anderen Kuh zu gelangen, die grade in der Nähe ist oder ihm in die Quere kommt, wenn es da über den Boden hoppelt. Aber von der bekommt es sofort ein paar Hufschläge, daß es zu Boden taumelt und meist sogleich erschlagen ist. Ein verlassenes Kälbchen ist hilflos allein auf

der Welt. Keiner in der großen Herde nimmt sich seiner an, und auch der sorgsamste Wächter bringt es mit aller Mühe nicht durch. Es braucht seine Mutter mit allem, was die für es hat, und es braucht nichts als nur seine Mutter.

Wenn die Kuh aber dazu kommt, sich umzuwenden und ihr Neugeborenes zu lecken, dann erwacht die Mutterliebe in ihr, und dann verläßt sie ihr Kalb nicht mehr und verteidigt es, sogar mit ihrem eigenen Leben. Aber erst muß sie es rundherum lecken und begreifen, daß es ihr eigenes Kind ist, das da plötzlich vor ihr steht und ihre Liebe braucht. Besonders junge Renkühe, die zum erstenmal kalben, verlassen ihre Kälber leicht und kümmern sich nicht um sie. Selbst, wenn es zu ihnen hinkriecht und sie mit seiner kleinen Schnauze stößt und bettelt, begreifen sie oft nicht, was es von ihnen will.

Deshalb ist Ruhe und Unbewegtheit und gutes, herzliches Mitfühlen das Wichtigste auf den Setzwiesen. Ganz leise und fürsorglich müssen die Menschen sein, die dabei sind, und selbst die Hunde sind leise und ritterlich, obgleich sie früher selber wilde Tiere waren, die sich auf die hilflosen Jungen stürzten und sich vollfraßen, bis sie kaum noch japsen konnten. Damit sie sich nicht vergessen und damit die Kühe ruhig und gelassen bleiben, nicht unnötig erschrecken, sondern ihre Pflicht tun an den Neugeborenen, [illegible] Hirts Stimme über ihnen. Über die ganze Halde hin klingt sein Wächterlied, leise, schmeichelnd, und wie die Luft weithingehend:



„Pattsoh – –“, beschwört er sie. „Ihr Rentiere, ihr Rentiere.“ Wie die stimmegewordene Seele dieser besonderen Nacht klang es. Neitah wurde ganz verzaubert davon, wie ein schwebender Traum schien ihr alles umher.

Auch wenn am Rand der Wiese Gebell und Gejage aufkam, wenn die Wachhunde einen fremden Bauernhund hetzten und vertrieben, oder wenn sie wütend nach den Raben und Krähen schnappten, die in Massen auf den Setzwiesen lauerten und sich mit zudringlicher Frechheit an die Kälbchen heranmachten – auch dieser Lärm versank wieder, wie ein Stein, der ins Wasser fällt, in der Stille der Nacht und dem Schwingen des Zauberliedes.

Diese Krähen und Raben hackten immer mit großer Gemeinheit dem Kälbchen zuerst nach den Augen, und wenn sie die ausgehackt hatten, war das Kleine wehrlos und hilflos und ihnen verfallen. Neitah hatte das ein paarmal mit siedender Wut mitangesehen und hatte viele von ihnen verjagt, vielen Kälbchen in dieser Nacht das Leben gerettet.

Sie erzählte Per davon, als sie später mit ihrer Herde der großen Herde nachzogen, die inzwischen weit vorauf war. Auch die Sida war inzwischen aufgebrochen, der Herde nachgezogen und erwartete sie an einem neuen Rastplatz.

Neitah kochte noch vor verhaltener Wut, als sie davon erzählte. Aber Per sagte nur: „Du wirst eine gute Hirtin werden, Neitah“ – –

„Das Lied, das Olof da die ganze Nacht hindurch sang, das will ich auch lernen“, sagte sie dann ein anderes Mal.

„Das darfst du nicht singen, Neitah. Das darf nur Olof. Es ist ein Zauberlied.“

„Ein Zauberlied?“ fragte sie.

„Es ruft die Unterirdischen an. Und die darf nur rufen, wer ihnen gewachsen ist.“

„Ich singe es auch nicht“, sagte er nach einer Weile, „obgleich ich

nun schon so oft gehört habe, daß ich es wahrhaftig auswendig weiß. Aber man soll sie nicht rufen, wenn man nicht ihr Herr bleiben kann. Sie zerreißen einen sonst und zerreißen die ganze Herde. Es sind die Rentiergeister, weißt du – die Geister der wilden, ungezähmten Rentiere. Sie helfen den Müttern in dieser Stunde, das müssen sie. Aber sie zürnen den Menschen, die diese Rentiere gezähmt haben, und auch den Rentieren, weil sie zahm geworden sind. Es tut nicht gut, sie zu rufen, wenn man nicht stärker ist als sie. Nur ein Mächtiger darf das.“

„Und Olof?“ – Aber sie verstummte. „Schweigen und selber sehen“, so hatte Per sie wieder und wieder gelehrt.

Der Sohn der Noaiden

Sie zogen langsam weiter mit der doppelt so groß gewordenen Herde. Es war mühsam, sie zusammenzuhalten auf den schmalen Bergpfaden. Die Kälbchen waren scheu und dumm und mußten erst lernen, stetig mit der Herde zu gehen. Und die Hunde waren so brav, so unwahrscheinlich artig, folgsam und rücksichtsvoll, daß es schon unheimlich war. Sicherlich tauchten die alten Raubinstinkte in ihnen auf, angesichts so vielen, hilflosen, leicht greifbaren Futters, wie es da jetzt ständig um sie herumhoppelte. So gaben sie sich wohl besonders große, übergroße Mühe, aber man durfte sie doch keinen Augenblick aus den Augen lassen; der überlegene Wille des Wächters mußte in jedem Augenblick über ihnen sein.

Zum Glück war das Wetter günstig, und so kamen sie dennoch vorwärts. Sie folgten langsam der großen Herde und der Sida, die mit ihr voraufgezogen war.

Auf einer Waldwiese machten die Mütter eines Tages halt. Die Sonne schien warm darüber hin, überall war ein Sprießen unter den welken Nadeln und Blättern vom vorigen Jahr, in den Zweigen der Zwergweiden und Blaubeersträucher, in dem spärlich dazwischen wachsenden Gras und Kraut. Es lockte die Tiere, von alledem zu fressen: ganz langsam darüber hinzugehen, hier einen Halm, dort ein Blättchen, da etwas saftreiche Rinde ins Maul zu nehmen, an all dem strotzenden, knospenden Grün zu knabbern und sich dabei auszuruhen von der kürzlich erst überstandenen Anstrengung.

Edvard Päggo kreiste langsam mit allen Hunden um die fast stehende Herde, nur Harras lag lang ausgestreckt in der Sonne und blinzelte wohlig zu Per und Neitah hinüber, die auf einem gefallenen Stamm in der Sonne saßen und auch ausruhten.

Neitah hatte sich, wie sie gewöhnlich tat, unter Pers linken Arm geschmiegt und summte so vor sich hin, ohne an etwas zu denken.

„Nicht, Neitah“, sagte Per barsch, „das darfst du nicht!“

„Was darf ich nicht, Per?“ fragte sie und sah erstaunt auf.

„Du hast das Zauberlied gesummt!“ sagte er streng.

„Ich?“ fragte sie noch erstaunter. Dann richtete sie sich auf: „Ich habe es gar nicht gemerkt, Per. Ich höre es noch immerzu. Es war so schön, Per. So, als ob . . . als ob die Sterne sängen – –

Natürlich wollte ich es nicht singen. Du hast gesagt, das darf nur Olof tun, es ist sein Lied. – –

Ist Olof ein Zauberer, Per?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Per vorsichtig und sah über seine Schulter hin, wo Olof auf ein paar zusammengeworfenen Zweigen im Windschatten des gestürzten Baumes schlief. Den schweren, abgrundtiefen Rentierwächterschlaf schlief er, in dem jeder Atemzug Ausruhen und Aufbau ist, und aus dem der Wächter nicht aufwacht, bevor er ganz ausgeschlafen ist, und wenn der Blitz neben ihm einschlägt.

„Ich weiß es nicht“, wiederholte Per nachdenklich und sah vor sich hin, auf seine müßigen Hände, die mit einem Zweig auf der Erde fegten. „Die Rasu, weißt du, sind ein uraltes Noaidengeschlecht: mächtige Zauberer, große Häuptlinge des Samevolkes auf ihren Zügen durch das weglose Land. Sie konnten das Wetter machen und alle Krankheiten heilen und Geister bannen und den Totengeistern befehlen. Sie wußten alle Wege im Land und Rat in jeder Not und hatten selber unermeßliche Herden. Diese Herden waren nur zum Teil richtige Rene aus Fleisch und Blut, die meisten waren

Opfertiere, weißt du: die hatten die Geister ihnen bringen müssen, über die sie die Macht hatten. Solche Tiere sterben nicht und kommen auch nie zu Schaden. Und sie weiden mit den irdischen Renen zusammen und machen auch die herrlich, gesund und stark. Sie machten die Herden des Noaiden unermeßlich groß. Aber beim Tode des Noaiden galoppierten die Opfertiere hinauf in die Wälder und verschwanden spurlos, die Wächter konnten sie nie mehr finden, weil es Zauberorte sind, wo sie dann hinlaufen, die keiner kennt und keiner finden kann. Der Sohn hatte keine Macht über sie und konnte sie nicht erben, und daher war er meist arm zunächst, denn es waren niemals sehr viel irdische Rene bei den Noaidenherden gewesen. Aber er erbte die Noaidenmacht vom Vater und konnte sich neue Opfertiere von den Geistern erzwingen, und so war seine Herde auch bald unübersehbar groß."

Neitah hatte sich unter Pers Arm gekuschelt und hörte atemlos zu, wie dieser weitererzählte:

„Die Zaubermacht ging immer vom Vater über auf seinen Lieblingssohn. Der nahm sie ihm ab in der Todesstunde. Ein alter Noaide kann nicht sterben, bevor ihm die Macht abgenommen ist. Wenn keiner da ist, der sie ihm abnimmt, kann er nicht sterben. Dann leidet er furchtbar und schreit und brüllt, daß es meilenweit zu hören ist, tagelang. Alle Leute wissen dann: der alte Noaide ist schon tot und kann doch nicht sterben, und sie fürchten sich. Die ganze Luft ist dann voll Geister, die herumschwirren und frei werden wollen aus der Zaubermacht, aber der Alte hält sie noch fest mit seinem schon abgestorbenen Leib und brüllt um die Ablösung. Es ist furchtbar und schauerlich und sehr gefährlich für die Leute. Deshalb gehen sie alle in ihre Kote, machen die Tür fest hinter sich zu und gehen nicht mehr hinaus, bis alles vorüber ist. Und wenn sie alles aufgegessen und aufgebraucht haben, was sie in der Kote haben,

ten, dann hungern und frieren sie lieber, als daß einer hinausgeht und sich den schwirrenden, jagenden Geistern draußen aussetzt. So war es auch bei Rasu Rasteces Tod. Das war Olofs Vater. Denn Olof war sein Lieblingssohn, und er wollte ihm die Noaidenmacht vererben und wartete auf ihn, daß er sie ihm abnehmen und ihn sterben lassen sollte. Aber Olof war damals noch jung und schwach, ein Kind so wie du jetzt bist. Und sein älterer Bruder hatte ihn geknebelt und in einen Sack gesteckt, so daß er sich nicht rühren und nicht rufen konnte, und hatte ihn weit weggetragen und versteckt, daß niemand ihn finden sollte. Olof selber konnte sich auch nicht helfen, er war fest zusammengeschnürt und ganz betäubt. Und die Macht des alten Zauberers reichte nicht mehr aus, ihn zu finden und herbeizurufen, weil er ja schon gestorben war und nur noch nach Ablösung schrie. Schließlich hat der Alte es nicht mehr ausgehalten und hat sich von seinem Sohn Nikolas die Macht abnehmen lassen und konnte dann endlich sterben. Auf diese Weise hat Nikolas die Zaubermacht bekommen mit der Zaubertrommel und allem Wissen und Können und aller Macht über die Geister."

„Und Olof, Per?"

„Ihn hat er dann wieder freigelassen. Olof war damals noch ein Kind und hat gar nicht begriffen, worum es ging und was er ver[illegible] hatte. Er war bloß froh, daß er wieder aus dem Sack heraus [illegible] und ist so herumgegangen und aufgewachsen."

[illegible] begriff Neitah ganz. Vielleicht hatte er auch einen anderen [illegible] bekommen und war in einem anderen, fremden Leben her[illegible], als sei es sein eigenes.

[illegible] eine Zaubermacht groß, Per, unendlich, bis an den Himmel?" fragte sie da.

„[illegible] den Himmel? – Sie sind Herren über Donner und Blitz und [illegible] das Wetter machen, gutes und schlechtes Wetter, wie es [illegible], und der Blitz gehorcht ihnen und zerschmettert die,

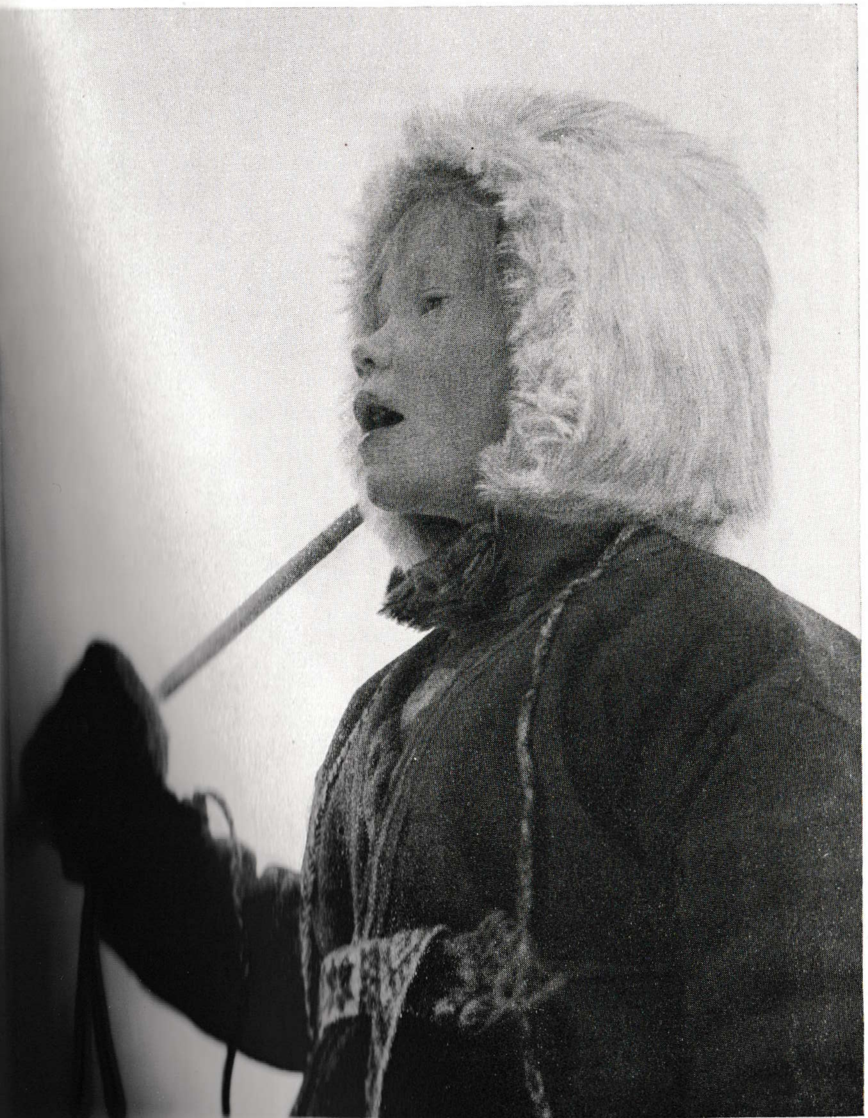
die er treffen soll. Sie können alle Krankheiten heilen, sie wissen, wie man das macht: mit Zaubertrommelgesang und mit verschiedenen Opfern. Sie können sich unsichtbar machen und durch die Luft davongehen, und sie wissen, was auf ganz anderen Plätzen der Erde, weit weg von hier, geschieht. –

Kuta Vuorok soll solch ein mächtiger Zauberer gewesen sein. Er konnte aus den Fingerspitzen seiner ausgestreckten Hand Funken sprühen lassen, die die Leute töteten. Er ist auch mit vorgespannten Wölfen gefahren, wenn er wollte. Und wo er so gefahren war, über den Weg ist nie wieder ein Rentier gegangen, und wenn man es noch so trieb.

Man sagt auch, er habe ein Messer gehabt, mit dem er über jedes Wasser kommen konnte, wie in einem Boot. Es war aber nicht zu sehen, wie er das machte, nur, daß er plötzlich am anderen Ufer stand. Und fliegen konnte er auch. Er kletterte auf eine Föhre und breitete seine Arme aus, und mit einem Vogelruf flog er davon. Und dann konnte er die Zukunft weissagen. Das war sehr anstrengend. Er versank dabei im Stehen in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn keiner wecken durfte, weil seine Seele inzwischen fort war, in der Zukunft eben, und dort alles sah, was kommen würde. Er wäre umgefallen, wenn man ihn geweckt hätte, bevor seine Seele wieder in den Körper zurückgekommen war. Aber wenn sie dann wieder kam, wachte er auf und hatte alles gesehen, und es ging auch jedesmal in Erfüllung, was er dann prophezeite. Das war seine wunderbare Gabe, und auch das Anstrengendste, was er zaubern konnte. Deshalb tat er es auch sehr selten, nur in Ausnahmefällen."

„Hat Rasu Rastece das alles auch gekonnt?" fragte Neltak gespannt.

„Das weiß man nicht. Man weiß nie, was solch ein überragender Mann alles kann und tun wird. Er tut dieses und das, wie es richtig dünkt. Ob das Zauberei ist oder überdurchschnittliche





heit, kann unsereins nicht beurteilen. Und hinterher wird immer viel erzählt.

Ein kluger Mann war Rasu Rastece auf alle Fälle. Er hat die Verhältnisse in Lappland, und auch seine eigenen Leute, so genau gekannt und richtig beurteilt, als sei er ihnen wirklich in die Zukunft voraufgegangen. Das sieht man ja jetzt, wo alles tatsächlich so gekommen ist, wie er vorausgesagt hat. Denn als er fühlte, daß er bald zum Sterben kommen würde, hat er sein Volk zusammengerufen und zu ihnen allen gesprochen.

‚Ich bin zwar reich', hat er ihnen gesagt. ‚Aber wenn es zum Teilen kommt, wird auf jedes meiner vielen Kinder nicht allzuviel kommen.' Und wie die Lage in Lappland nun geworden sei, würde es ihnen auch nicht gelingen, wieder zu Reichtum zu kommen. Er kenne Lappland genau: jeden Weg und Steg, jeden Menschen und jeden Baum im Wald und sähe genau, wohin die Zeitläufte sich wenden würden. Es würde ihnen allen nichts anderes übrigbleiben, als Land zu bearbeiten und seßhaft zu werden, wie die Bauernvölker. Die Zeit des Nomadenlebens sei vorbei, und die Möglichkeiten, sich dennoch auf die alte Weise mit den Herden durchzuschlagen, würden immer geringer und immer mühseliger werden. Es würde so schwierig damit werden, daß sie nicht mehr zu einem durchschnittlichen Wohlstand, schon gar nicht zu Reichtum dabei kommen würden.

Deshalb riet er ihnen, gleich nach seinem Tode mit der alten Lebensweise zu brechen und die Mühen des Umlernens und Neuanfangens auf sich zu nehmen, solange noch die Kraft der Weiten und des starken Lebens in ihnen war. Denn leicht würde ihnen dieses Leben zuerst keineswegs werden, sagte er. Seine Kinder würden Mühe haben und gewiß nicht zu Reichtum dabei gelangen, und deren Kinder würden es noch nicht schaffen. Aber dann würden sie sich umgewöhnt haben und in der neuen, kommenden

Lebensweise zu einer ganz andersartigen Freiheit und zu einem Reichtum und einer Leichtigkeit der Lebensführung kommen, wie sie es sich heute noch gar nicht vorstellen könnten.

Er riet ihnen dann noch, wohin sie ziehen sollten, welcher Landstrich für sie der passendste und vorteilhafteste wäre, und gab jedem einzelnen noch besondere Ratschläge, wie er sich am besten einrichten solle. Dann entließ er sie und sorgte in der letzten Zeit nur noch für seinen eigenen Besitz und seine eigenen Kinder.

Und so haben sie es denn auch gemacht und sind gut dabei gefahren, besser als die anderen Stämme der Lappen, die nicht unter so kluger Führung gewesen sind.

Rasu Nikolas hat die wenigen Rentiere, die er geerbt hat, für Land weitergegeben und ist Bauer geworden und das ganze Volk mit ihm. Sie leben jetzt in dem Tal, das Rasu Rastece ihnen angeraten hat, und es geht ihnen genauso, wie er es vorausgesagt hat."

„Aber wir haben doch noch unsere große Herde, Per, und wir ziehen mit ihr durch Lappland. Und wir haben doch gerade so viele neue Kälbchen dazubekommen!" protestierte Neitah.

„Wer weiß, wie lange noch, Neitah. Rasu Rastece war ein sehr kluger Mann. Er wird schon recht gehabt haben. Wer weiß, was morgen kommt. Es kann nicht mehr lange dauern mit dem freien Hirtenleben, das wirst selbst du kleines Kind merken, wenn du [illegible] mehr erlebt hast, was so mit uns und mit der Herde geschieht."

Per war ganz finster geworden bei diesen Erzählungen. Er verstummte, starrte vor sich hin auf die Erde und wiegte langsam den Kopf von einer Seite auf die andere. Die Trauer ergriff ganz Besitz von ihm, er wiegte die Schultern und schließlich den ganzen Oberkörper hin und her auf seinem Sitz und schaukelte das Kind in seinem Arm auch mit zu diesem traurigen Rhythmus. Schließlich fing er an, vor sich hinzusummen, immer dieselben traurigen, schwermütigen Töne, die schließlich zur Melodie wurden:

„I alma manne daire gukte sjatta dat samien viesome – ich weiß nicht, ob das lappische Leben", sang er traurig vor sich hin, „tjuottjot guhkeb jahko lande gartjaneme je dedat – noch lange wird bestehen können, so wie es ist – daron ratte lä gaikine vuomatjine – da das Land enger wird und die Bauerngrenze in allen Tälern errichtet wird. La valla valla", klang es traurig aus, und Neitah wurde auch ganz traurig davon, so betrübt, daß Per sie plötzlich von sich schob.

„Laß, Neitah", sagte er, „noch ziehen wir mit den Herden. Noch ist es herrlich in Sonne und Weite und unter den Sternen. Auch in Schnee und Unwetter spürst du deine Kraft. Und danach ist es so schön, ins Zelt und ans Feuer zu kommen und auszuruhen. Nicht wahr, Mädchen?"

„Ja, Per", sagte Neitah und seufzte befreit auf. „Es ist so wunderschön warm heute."

„Es ist Frühling, Neitah. Mai! Bald kommt der Sommer und der lange Tag."

„Ja, aber Olof, Per . . .? Wie geht es denn weiter?" fragte Neitah bald darauf, nachdem sie eine Weile stumm über das lange Waldtal und die äsende Herde hingeschaut hatten.

Per blickte noch einmal hinter sich: Olof schlief tief und fest. Sein Atem ging lautlos, wie der eines Waldtieres, er hatte sich noch nicht gerührt im Schlaf.

„[illegible] ja: Rasu Nikolas nahm also den Rest der Herde und zog in ein Tal in Norwegen, das der Vater ihnen angeraten hatte. Und seine Familie und alles Volk, was dazugehörte, zog mit ihm."

„Und Olof?"

„[illegible] auch. Natürlich. Er war ja noch klein und gehörte dazu. Sie [illegible] da. Aber es fiel ihnen schwer, ganz wie Rasu Rastece gesagt [illegible]. Sie hatten seit dem Anfang der Welt das schweifende [illegible] im Blut, und ihre Hände waren an Lasso und Zügel gewöhnt

und konnten mit Spaten und Hacke nicht zurechtkommen. So griffen sie in ihrer Not zu dem Ausweg, daß sie Bäume fällten und als Bauholz an die Bauern unten am Fjord verkauften. Und als sie alle großen Bäume in ihrem Gebiet abgehauen hatten, fällten sie auch die kleinen, spalteten sie der Länge nach und machten Faßreifen daraus und handelten damit. Dazu verschafften sie sich kleine Boote, die sie mit diesen Faßreifenbündeln beluden, und ruderten mit ihnen an der Küste entlang, so weit sie sich auf das Meer hinaustrauten, von einer Siedlung zur anderen. Aber richtig aufs Meer hinaus und auf weite Fahrt wagten sie sich damals noch nicht. Sie fürchteten sich vor dem vielen Wasser, das endlos immer weiter und weiter ging bis an das Ende der Welt, und in dem sogar die Sonne ertrank, wie sie glaubten und jeden Abend selber sahen. Sie verstanden auch noch nicht gleich, mit den Rudern umzugehen, sie konnten und konnten damit nicht in Takt kommen; wenn der eine seins eingetaucht hatte, schwang der andere seins meist grade wie ein Mühlrad in der Luft herum, und so kamen sie kaum vorwärts. Bei jedem Wind fürchteten sie sich gleich, gingen an Land und warteten besseres Wetter ab. Und so wurde auch aus diesen kleinen Handelsreisen nichts rechtes. Sie wurden ihres Lebens nicht froh, und weil sie so schüchtern und verzagt ihre Waren anboten, verachteten die Bauern sie auch und bezahlten ihnen wenig. So kamen sie ganz herunter bei diesem Leben und verloren alle Freude und allen Stolz. Für Bettelvolk und Lumpenpack sahen die norwegischen Bauern diese zugewanderten Lappen an. – Das tun sie immer noch“, setzte er grimmig hinzu. „Sie sind stolz und hochfahrend und betrachten uns nicht als Menschen!“

„Warst du denn dabei, Per?“

„Bei Rasu Nikolas’ Siedlung nicht. Aber es ist überall so, und mir ist es auch so ergangen. Obgleich ich Glück bei meinem Bauern hatte und wie ein Sohn gehalten wurde. Man muß immer kämpfen

mit ihnen!“ rief er, noch in der Erinnerung erbost. „Sie sind ein hochfahrendes, streitsüchtiges Volk, immer wollen sie alles für sich alleine haben, und immer wollen sie recht haben und einen ducken!“

„Tatja, kainolatj, ladde, ladde, tatjakaleke – Norweger, Schweden, Bauer, Bauer, norwegischer Landstreicher – ave, ave an! ave ave an! ave ave an!“ brüllte er leidenschaftlich seine Verwünschung heraus.

Neitah war richtig erschrocken. So zornig hatte sie Per sonst nur gesehen, wenn er die Hunde züchtigen mußte. Als Per das merkte, lachte er auf und erzählte schnell weiter:

„Rasu Nikolas machte diese Handelsfahrten niemals mit. Er hatte das nicht nötig. Er war stark und klug, ihm gelang die Bauernarbeit. Er wußte damit umzugehen und kam voran. Seine Felder trugen Korn, und seinen Tieren fehlte auch im Winter nicht das Futter.“

„Hat er das gezaubert?“

„Nein. Er hat gearbeitet. Wie ein Bauer hat er gearbeitet, und als ein Bauer ist er auch gestorben und begraben worden. Sie haben ihm sogar die Fellkleider ausgezogen nach seinem Tode und ihn in Wams und Hosen von weißer Wolle gekleidet, wie einen Norweger. Und dann haben sie ihn auf dem Kirchhof begraben, unter den fremden Norwegerleuten. Alles Gammenvolk hat ihn zu Grabe getragen, sogar von weither sind fremde Lappen gekommen, die noch Jäger waren und in den Wäldern hausten.

Es war ein kalter, dunkler Herbsttag voll Nebel und Regen, als sie ihn auf dem fremden Kirchhof zu Grabe trugen. Das Wasser lief an ihnen herunter und troff aus den Pelzkleidern, und die norwegischen Ansiedler standen vor ihren Häusern und sahen stumm auf diesen Leichenzug. Sie hatten finstere Gesichter dabei, denn sie ärgerten sich über unseren Totengesang, den sie nicht verstanden und schlecht und häßlich fanden und am liebsten gestört und verboten hätten, wenn sie sich getraut hätten.

Immer wollen sie uns stören und ducken, selbst einen Toten lassen sie nicht friedlich in die Erde kommen. Sie haben noch lange geschimpft und gelästert über diesen Leichenzug", sagte Per bitter.
„Und hat Rasu Nikolas nie mehr gezaubert, wo er doch die ganze Macht geerbt hatte?" fragte Neitah enttäuscht.
„Das weiß man nicht. Vielleicht hat er heimlich gezaubert, er war ja der einzige, dem das Bauernleben gut anschlug. Aber er war auch klug und stark und konnte es gleich richtig anpacken, ohne es erst lernen zu müssen.
Mit der Zaubermacht ist er wohl nicht mehr so richtig zurechtgekommen. Vielleicht, weil sie ihm der Vater nur ungern gelassen hat. Oder wahrscheinlich, weil der Noaidenzauber im Bauernland keine Macht hat. Das wird es wohl sein. Einmal hat er einen ganz großen Zauber versucht, aber damit ist er schrecklich zu Bruch gekommen."
„Wie war das?" fragte Neitah begierig.
„Das war so: Nikolas war ein erwachsener Mann bei des Vaters Tode. Er hatte längst geheiratet und hatte schon vier kleine Töchter. Aber Olof war noch ein Kind, als sie ins Meerreich hinübergingen und dort siedelten. Als Olof nun herangewachsen war – er hatte solange bei Nikolas gelebt und mit ihm auf dessen Feldern und Wiesen gearbeitet –, da wollte Nikolas, er solle ein Norwegermädchen heiraten. Damit man mit ihnen verwandt würde und die Feindschaft aufhöre, so meinte Nikolas. Er hatte auch schon ein Mädchen ausgesucht. Sie war gesund und hübsch nach Norwegergeschmack: sie hatte lange blonde Zöpfe und Augen, so blau wie der Himmel, und rote Wangen in ihrem weißen Gesicht. Kannst du dir so etwas vorstellen?"
Neitah nickte: „Karen war auch so. Ich finde das schön."
„So", sagte Per. „Olof aber fand das nicht schön. Er wollte nicht. Das Mädchen war nicht reich unter ihren Leuten, deshalb hätte sie

auch einen Lappen geheiratet. Aber unter den Lappen war sie reich, wie eine Königin. Olof aber wollte nicht. Nicht im Guten und nicht im Bösen. Er sah sie an und lächelte – bloß mit den Augen, du kennst ihn ja – und sagte still: ‚Nein.' Und wenn Nikolas schmeichelte oder mit ihm schrie oder auf ihn einredete und ihm klarmachte, wie gut diese Heirat für ihn wäre und wie vorteilhaft für sie alle, dann sagte er nur still: ‚Nein' und ging weg.
Aber Nikolas setzte alles daran, es war ihm das Wichtigste von der Welt, und da bereitete er eines Tages einen ganz großen Zauber vor:
Das ganze Gammenvolk mußte dazu kommen. Sie versammelten sich alle auf einem großen Platz vor Nikolas' Hause, sie hatten sich gereinigt und vorbereitet. Sie waren eigentlich alle auf Olofs Seite, keiner von ihnen hätte gern eine Norwegerin geheiratet. Aber sie fürchteten Nikolas, und er zwang sie dazu. So kamen sie denn und saßen im Kreis auf den Fellen, und nach den Vorbereitungen sprang Nikolas unter sie. Er hatte die Noaidentracht seiner Väter angelegt und sah prächtig aus darin, mächtig und groß und gar nicht mehr wie er selber, der Bauer Nikolas, der das Heu für seine Tiere auf seinen Schultern nach Hause trug.
Und dann sprang und tanzte er den Zaubertanz und schüttelte die Zaubertrommel, daß es klirrte und rasselte, und sang dazu:
‚Jus neitav, mu parne – heirate das Mädchen, mein Sohn – valtah [illegible] kalka neitav jalo hädjovuotav voinet. – Wenn du das Mädchen nimmst, wirst du keine Not und Armut kennenlernen.'
So sang er wieder und wieder, immerzu, immer von neuem, stundenlang. Er kam ganz außer sich dabei, und die Geister schwirrten um ihn und nahmen von ihm Besitz und schrien aus ihm: ‚Jus neitav, mu parne', immer wieder, immer wieder. Die Lappen auf den Fellen ringsum waren ganz hingerissen, sie wiegten die Oberkörper im Takte der rasselnden Zaubertrommel und ächzten ton-

los mit ihr: ‚Jus neitav, mu parne‘ – – – Ihr Gehirn war ihnen leergelaufen, sie wußten und sahen nichts mehr von der Welt, die Zaubertrommel dröhnte in ihren leeren Köpfen: ‚Jus neitav …‘
Da, als der allgemeine Taumel auf seinem Höhepunkt angelangt war – das Rasseln der Trommel erfüllte die ganze Welt, alle waren völlig willenlos und bezaubert, und Nikolas barst fast vor der Menge der Geister, die er in sich aufgenommen hatte, um Olof zu zwingen –, da stand Olof ganz ruhig auf. Sah in die Runde, sah Nikolas grade in das angestrengte, verzerrte Gesicht. Mitten hinein in die blutunterlaufenen, rollenden Augen sagte er still: ‚Nein‘ und ging davon.
Es war eine schreckliche Sache: sie fielen zusammen wie die Fliegen im Herbst und schliefen augenblicklich auf ihren Fellen ein, ohne auch nur einen Ton zu sagen. Die Zaubertrommel zerbarst mit großem Gerassel in siebenundzwanzig Stücke, die Geister entwichen mit Brausen wie Sturm und Ungewitter, und Nikolas stürzte zusammen auf der Stelle, wo er gerade stand, und wurde schwer krank, fast wäre er schon damals daran gestorben. Er erholte sich zwar wieder und tat seine Arbeit wie vordem auch, aber er war still und hatte alle Herrschsucht verloren, alle Lust an der Macht. Die Geister gehorchten ihm nicht mehr, alle Zaubermacht war von ihm gewichen, und auch die Gammenleute machten sich mehr und mehr von ihm los.“
„Und Olof?“
„Olof ist damals fortgegangen und zu mir gekommen. Und dann sind wir über die Berge gegangen, zurück nach Lappland, und seitdem hüten wir wieder die Herden.“
„Kann nun Olof zaubern? Gehorchen nun ihm die Geister?“
„Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht. Er ist so anders, er braucht das nicht. Ihm gelingt das Leben auch so, wie er es haben will. Er will

es auch anders, als es die Zauberer früher haben wollten. Er steht zwischen den Zeiten, weißt du. Und er weiß, was das heißt.“
„Und dann sind die Geister schließlich auch froh, daß keiner sie mehr beherrscht, und sind Olof dankbar dafür, denke ich“, meinte Neitah. „Und sie bringen ihm freiwillig Glück, wenn er es braucht.“
„So wird es sein. Und ich meine, er braucht gar kein Glück für sich selber. Er ruft sie nur das eine Mal im Jahre, daß sie den neugeborenen Kälbchen beistehen. Und es sind fremde Kälbchen“, sagte Per.
„Ja, aber“, sagte Neitah plötzlich entsetzt, „du hast doch das Zaubertrommellied gesungen, Per? Was nun? Das darf man doch nicht!“
„Das mag nun wohl singen, wer Lust dazu hat. Es hat keine Macht mehr in sich. Auch Nikolas hatte keine Noaidenmacht mehr. Er ist ganz ruhig in seinem Bett gestorben. Keiner hat ihm die Macht erst abnehmen müssen.“
„Es ist ein gräßliches Lied. Mir ist noch ganz dumm im Kopf davon“, sagte Neitah. „Sing es nie wieder. Laß es auch frei sein mit den Geistern zusammen.“
Per drückte sie an sich. Dann standen sie auf und gingen der Herde nach. Olof schlief noch immer. Sie weckten ihn nicht. Er würde wohlbehalten aufwachen zu seiner Zeit und ihnen nachkommen. Ihm geschah nichts in der Wildnis. Er war stärker als alles, was ihm geschehen konnte, stärker selbst als das Glück.

Aufbruch zum Sommerlager

Sie gingen nur langsam vorwärts mit der Kälberherde und stießen erst nach Tagen wieder auf die Sida, in deren Nähe auch die große Herde weidete.

Es war ein sehr guter Futterplatz, den Heikka für dieses Lager ausfindig gemacht hatte: ein langgestrecktes Tal in den Bergen, hoch über dem weiten Land, aber noch in den Wäldern und geschützt unter den hohen Gipfeln. Die Sonne schien hinein auf ihrem langen Weg von einem Horizont bis zum anderen. Es war schneefrei und lind den langen Maitag über und nicht allzu kalt in den Nächten. Das Gras und die vielen würzigen Gebirgskräuter fingen bereits an zu sprießen, und die Knospen der Sträucher und Zwergbäume waren dicht und schwer. Hier konnten sich die Mütter ausruhen von der Anstrengung und wieder zu Kräften kommen, daß ihnen die Milch reichlich in die Euter strömte. Hier konnten die Kälbchen wachsen und gedeihen und richtig fett werden, sich kräftigen für den schweren Zug übers Hochgebirge, von einer Baumgrenze zur anderen.

Auch das Wetter blieb ihnen gut gesinnt in der Woche, in der sie dort lagerten. Es war ruhige Luft, gerade so viel Wind, daß die Dunstwolke, die immer über der Herde steht, nicht dicht wurde. Es war gerade so kühl, auch in den warmen Nachmittagsstunden, daß die Mücken und Fliegen und Käfer noch nicht herauskamen,

und gerade so lind, daß die Menschen und Tiere mit Behagen die Glieder streckten und den Winter vergaßen.

Sie hüteten die Herden noch getrennt. Neitah war mit Per bei der Kälberherde; sie wechselten wieder ab mit Olof, aber auch Edvard Päggo war bei ihnen geblieben. Sie richteten es so ein, daß sie jeder zwischen den vierundzwanzigstündigen Wachen zwei Ruhetage hatten, während deren sie unten in der Kote saßen und schliefen und sich vergnügten und ausruhten.

„Jetzt mußt du ein Lasso haben", sagte Per eines Tages zu Neitah, „ein eigenes Lasso. Und wenn wir unten sind, mußt du den ganzen Tag mit den anderen Kindern spielen und dich im Werfen üben, soviel du nur kannst."

Er schenkte ihr eins, das er eigens für sie angefertigt hatte, und sie lernte so gut damit umgehen, daß schließlich jeder ihrer Würfe genau da hintraf, wo sie ihn haben wollte.

„Das ist schon ganz ordentlich!" lobte sie Per. „Aber es geht noch viel zu langsam. Da läuft dir ja jedes Tier davon. Und noch viel flüssiger muß es werden. So eine einzige, große, fließende Bewegung, siehst du, so – – – Nicht so hastig und ruckweise, wie du es noch machst."

Aber dann tröstete er sie: „Du wirst es schon lernen. Für die kurze Zeit, seit du ein eigenes Lasso hast, ist es schon sehr gut so."

Neitah war immer sehr schnell getröstet. Mit ihrer ruhigen Vernünftigkeit war sie jedem Zuspruch zugänglich.

Hier bei der Kote trafen sie auch Heikka, der zurückgekommen war, um dem alten Jerpe zu berichten und mit ihm den Zug über das Gebirge festzulegen. Neitah sah ihn sich genau an. Er war ein gutaussehender Mann, größer als die andern, kräftig, geschmeidig, mit dunklem, hartem Gesicht und kurzen, knappen Bewegungen. Auch seine Stimme war hart, klang immer wie Anruf und Befehl. Aber er konnte über eine Kleinigkeit in ein perlendes Gelächter

ausbrechen, und dann strahlte er über das ganze Gesicht und vom Kopf bis zu den Schuhen herunter in rückhaltloser Freude. Neitah wollte ihn hassen – sie hatte ihn einmal tot gewünscht: unter eine Lawine, in eine stürzende Schneewehe hinein –, aber es gelang ihr nicht recht. Er riß sie wieder und wieder mit hinein in sein fröhliches Gelächter. Alle lachten mit Heikka, wenn er etwas erzählte. Aber Neitah steckte sich an diesem Gelächter an, auch wenn sie gar nicht gehört hatte, wovon die Rede war. Sie lachte so gern. Sie konnte aus purer Lebensfreude auflachen, um gar nichts, nur weil die Sonne schien und die Luft so lind und mächtig in ihre Lungen einströmte. Darin war sie Heikka sehr ähnlich.

Jetzt, bei dieser Gelegenheit, sprach Per auch mit Heikka wegen Neitah. „Sie wird ein großartiges Hirtenmädchen sein, wenn sie alt genug ist – sie hat uns Glück gebracht auf den Setzwiesen. Über dreihundert Kälber haben wir dir zugebracht, Heikka, und kaum Verluste gehabt, auf der Wiese nicht und unterwegs auch nicht. Und Neitah hat mindestens zwölf davon mit ihren eigenen Händen vor den Krähen gerettet und am Leben erhalten, das habe ich selber gesehen. Sie hat die Krähen so geschickt verjagt, daß die Mutter nicht erschreckt wurde, die gerade mit dem Lecken begonnen hatte."

„Wir wollen sehen", sagte Heikka ausweichend, „sie kann ja an leichten Tagen mit dir bei der Herde sein, wenn du das auf dich nehmen willst. Dann kann man sich immer noch entscheiden, wenn wir drüben sind."

„Nein, Heikka, gib gleich dein Wort. Laß sie nicht in Hangen und Bangen dahinleben. Sie ist doch auch ein Mensch."

„Bah, sie ist klein!"

„Aber nicht gedankenlos, Heikka. Du kennst Kinder nicht, obgleich du selber fünf hast. Klein sind sie. Aber sie sehen sehr ernsthaft und nachdenklich ins Leben. Sie wissen mehr Bescheid mit allem

als du ahnst. Und ihre kleinen Herzen spüren Leid und Freude viel ungeteilter und tiefer als wir. Wenn sie betrübt sind, leiden sie ganz und gar, sie haben nicht alles das, womit wir uns zerstreuen und trösten können. Und Neitah ist solch ein tapferer kleiner Mensch."

„Man kann doch nicht wissen – –"

„Doch, Heikka, man kann bei ihr jetzt schon wissen, wie sie sich entwickelt, wie sie sein wird, wenn sie groß ist. Und was willst du denn? Willst du sie losschlagen für einen Sack Mehl und ein bißchen Branntwein? – Ich habe Rentiere bei der Herde. Such dir eins davon aus. Verkaufe **mir** das Kind. Du magst dir dann für das Rentier Branntwein eintauschen bei den norwegischen Bauern."

„Die Bauern wollen keine Rentiere, sie brauchen Kinder zur Arbeit", sagte Heikka hartnäckig und hätte noch lange nicht nachgegeben. Da rief Olof über die Köpfe der anderen hinweg ihm zu: „Tu es nur, Heikka."

Und da gab er unversehens, plötzlich nach. „Meinetwegen. Mag sie bei der Herde bleiben und bei Gela, bis sie erwachsen ist", sagte er plötzlich und wandte sich ab. Denn ungesagt hatte unter Olofs Worten mitgeklungen: „Tu es nur, Heikka. Du kannst auf keine andere Weise besser aus deinem Unrecht gegen sie herauskommen."

Olof sagte so selten etwas. Aber wenn er sprach, dann geschah, was er wollte.

Neitah hatte von weitem dem Gespräch zugesehen. Sie wußte, daß da von ihr die Rede war, auch ohne daß sie ein Wort hörte. Sie fühlte es im Herzen. Und sie hatte große Angst. Als Per ihr nun freundlich zunickte, wurde sie ganz blaß vor Schreck, und dann strömte die Freude in ihr so mächtig über, daß ihr die ganze Welt neu erschien: die Menschen rundum bekamen andere Gesichter, der Himmel wurde blauer, die Sonne strahlender, und jede Zeltstange, jedes Grashälmchen, jedes Gerät und jeder Mensch um sie her

wurde ihr plötzlich so lieb, daß es ihr fast das Herz zersprengte. Harras war gerade in der Nähe. Von allen Hunden mochte sie ihn am wenigsten gern, aber sie preßte ihn an sich und drückte und streichelte ihn so, daß es ihm zuviel wurde und er das Weite suchte.

Zehn Tage blieb die Herde an dieser Stelle. Menschen und Tiere ruhten sich aus und sammelten Kräfte für den schweren Weg übers Gebirge.
Aber dabei waren die Menschen nicht müßig. Es war vielerlei Arbeit auf diesem letzten Rastplatz vor dem Übergang zu erledigen, denn dies war ja die Stelle, wo sie die Sommersachen vorgefunden hatten, die sie nun durchsehen mußten. Mancherlei war verdorben in der langen Liegezeit, es mußte ausgebessert und ergänzt werden, und dann mußten die Wintersachen gelüftet, geflickt und zum Weglegen gerichtet werden. Auch Neitah bekam neue, leichtere Kleider für den kommenden Sommer.
Inzwischen besserten die Männer die Schlitten aus und teerten sie sorgfältig: die blieben nun hier zurück, über das Hochgebirge konnte man sie nicht mitnehmen. Die fertiggemachten Wintersachen wurden in die gutgeteerten Schlitten gelegt und die Schlitten hochgestellt; am besten auf einen Bock, der aus Holzstämmen zwischen zwei großen Bäumen aufgerichtet wurde. Die Sachen wurden erst mit Rentierfell zugedeckt, und dann legte man sorgfältig zum Schutz Birkenrinde darauf. Darüber kam eine dicke Schicht Grastorfsoden, dann wieder Birkenrinde und zuletzt schwere Steine, damit alles gut festlag und auch beim stärksten Sturm nicht fortgeweht werden konnte. Über das Ganze wurde dann noch eine Lage Birkenstämme geschichtet.
Das gab viel Arbeit für alle; sogar die Hirten beteiligten sich daran, wenn sie in ihrer wachfreien Zeit unten waren. Auch

Neitah schüttelte Sachen aus und sammelte Birkenrinde. Dann half sie Fleisch trocknen, kleine Brote backen und den Proviant herrichten, den sie in der nächsten Zeit brauchen würden. Währenddessen fingen die Männer die Tragtiere ein und pflockten sie bei den Koten fest, damit sie sich schon immer von der Herde weg und wieder an Menschengetriebe gewöhnen sollten.
Schließlich richteten die Frauen die Traglasten für die Tiere. Vierzig Pfund kann ein Rentier auf jeder Seite tragen, aber es ist nicht gut, die Lasten so groß zu machen, denn man weiß nicht, was unterwegs kommt, und so packten sie nur Lasten von dreißig Pfund. Diese Lasten mußten gut verpackt werden: wasserdicht verschnürt und richtig ausgewogen; denn die Tiere würden damit durch Flüsse schwimmen und vielleicht auch tagelang damit im nassen, peitschenden Schneesturm stehen müssen.

Es gab vielerlei Arbeit unten bei den Koten und ein eifriges, fröhliches Getriebe unter den Menschen, die sich auf den Sommer freuten.
Aber bei der Herde war es friedlich und schön. Die Kälber wuchsen zusehends, von einem Tag zum anderen waren sie größer geworden. Und die Mütter erholten sich und wurden rund und fest, ihre Felle waren wieder straff und seidig.
„Saltiem aldah – Salz, Rentiere, Salz, Salz, meine lieben Rentiere", rief Neitah morgens über die Wiese, wenn sie heraufkam. Und dann stürmten sie von allen Seiten heran und drängten und stießen sich um ihre Hände, so daß sie Mühe hatte, stehenzubleiben in dem Ansturm und das kostbare Salz so gerecht wie möglich zu verteilen. Wenn nichts mehr da war, jedes Körnchen aufgeleckt, grasten die Tiere wieder rupfend über die Wiese hin, und Neitah wandte sich lachend um nach Per, der sich auf den Boden geworfen hatte, die Hände unter dem Kopf, und in die Luft schaute.

„Miseh, miseh – Kälbchen, Kälbchen", lockte sie dann auch wohl und hielt die Hände hin, und die kleinen Kälbchen kamen und schnupperten und lutschten an ihren Fingern und sprangen davon, wenn sie keine Milch heraussagen konnten.

„Mit ihnen spielen darfst du noch nicht, solange sie saugen", sagte Per dazu. „Die Mütter mögen das nicht, obgleich sie deinen Geruch sicher schon kennen und gern mögen, weil du ihnen das Salz bringst. – Sieh nur, wie sie die Kälber wieder zu sich rufen", zeigte er ihr. „Sie trauen dir noch nicht. Solange sie Kälber haben, sind sie sehr mißtrauisch." Er lachte. „Gute Mütter sind sie."

Und dann jubelte er über die Herde hin, daß es schallte:

„Na, tjittjev tjuorvo miese. Na, nach der Mutter ruft das Kalb – volo, volo, volo." Und er lachte vergnügt, so daß Neitah einstimmte, und wenn sie friedlich ästen und alles in Ordnung war, warf er sich auf den sonnenwarmen Erdboden zurück und summte glücklich:

„Tjappa peive tah pakasa, tjappa peive tah pakasa – Schöne Sonne, du mußt heiß sein – tuoh verti lökat – heiß bis auf die Knochen soll sie mich wärmen!" *

Und er schloß die Augen und ließ sich bewegungslos durchwärmen wie ein Stein, während Neitahs junge Augen aufmerksam über der Herde wachten.

* Nicht ganz wörtliche Übersetzung für den unübersetzbaren lappischen Text.

Gebirgswanderung

Es war eine ruhige Zeit bei der Herde gewesen. Die Rentiere hatten, wie sie es sonst nur im Sommer können, in der Morgendämmerung geruht, dann hatten sie vormittags gefressen und danach ihre Mittagsruhe gehalten. Am Nachmittag waren sie wieder äsend über die Wiese gegangen und hatten am Abend die Zwielichtruhe gehalten. Und dann waren sie noch einmal, kaum noch zu erkennen, über die dämmernde Wiese hingeglitten, und danach schließlich hatten sie die lange Mitternachtsruhe genossen bis zur Morgendämmerung. Alle waren sie diesmal dicksatt geworden. Es war so viel Nahrung auf dieser besonnten Frühlingswiese gewesen, wie sonst nur auf Sommerweiden. Sie waren ausgeruht, ausgeschlafen, fett und übermütig geworden und begannen, vorwärts zu drängen.

„Te kalaka tal vuoleket taste – nun wollen wir hier fortgehen – sagen die Kühe jetzt", meinte Per.

Und so trieben Per und Neitah sie langsam und vorsichtig wieder zurück zu der großen Herde. Denn sie sollten mit der großen Herde zusammen über die Berge gehen, weil sie sich zusammen besser warmhalten können in Kälte und Sturm. Das ist wichtig, denn die kleinen Kälbchen frieren noch leicht. Und auch durch die Elfe schwammen die Mütter zuversichtlicher, wenn die Hirsche vorangingen.

Sie hatten die Nachricht vom Aufbruch der Kälberherde mit hinuntergenommen, als sie abgelöst wurden, und daraufhin beeilte man

sich in den Koten mit den letzten Arbeiten, bepackte die Tragtiere, versorgte die kleinen Kinder zum letzten Male vor der Reise und brach auf.
Jetzt erst recht mußte man nachts wandern, wenn der Schnee wieder fest wurde und trug. Aber die Nächte waren nicht mehr lang. Die Sterne kamen spät heraus und erloschen bald wieder, und schnell war die Sonne wieder da mit einem so klaren Glanz, wie sie ihn nur im Frühling dort oben in den Bergen hat. Die Augen schmerzten und schwollen von dem vielen Licht, und viele von der Sida taumelten und waren halb blind. Auch deshalb ruhten sie in der hellen Zeit in einer schnell aufgeschlagenen Kote; sie schlugen jetzt nur die größte Kote auf und krochen alle zusammen hinein zum Schlafen und Essen und um die nötigsten Tagesverrichtungen zu erledigen. So kamen sie in kurzen Nachtreisen bis zur Baumgrenze, und an jedem Rastplatz ließen sie Schlitten mit Wintersachen zurück und bauten sie ein auf einem Holzbock zwischen den kräftigsten Bäumen, bis sie alles auf die verschiedenen Plätze verteilt hatten. Das taten sie deshalb, damit sie sicher sein konnten, wenigstens etwas davon wiederzufinden, falls an einer Stelle die Sachen über Sommer zu Schaden kämen.
Die Herde ging derweil ihren eigenen Weg, oft abseits von den Wegen der Sida, man traf sich nur noch an den Flußübergängen und Furten.
Aber bevor sie an die Baumgrenze kamen, war erst noch der große See zu überqueren. Heikka war zurückgekommen und hatte noch mehr gedrängt als die Herde. Denn es war unbedingt nötig, daß sie den See hinter sich hatten, bevor das Eis weich wurde; die ganze Reise hing davon ab. Und der See war breit: zwei Tagereisen brauchte man, um ihn zu überqueren. Auch war es ein mühseliger Weg bis dahin; die Skier trugen nicht mehr, man hatte sie mit den Wintersachen zusammen weggelegt und mußte laufen, und die

Füße traten tiefe Löcher in den weichen Schnee, die sich gleich mit dunklem Wasser anfüllten, so daß die Spur weithin zu sehen war. Die kleinen Kinder mußten getragen werden, nur die Wiegen mit den Allerkleinsten hingen rechts und links an den Seiten der Tragtiere. Bei all diesen Mühsalen blendete die klare Frühlingssonne so auf den Schnee, daß man taumelte und zuletzt die Menschen und Tiere nur noch als Schatten erkennen konnte. Ab und zu durfte eins der älteren Kinder auf einem Saumren ein Weilchen reiten, wenn es vor Müdigkeit nicht mehr weiterkonnte – das war die einzige Erleichterung, die möglich war. Es war ein mühsamer Zug, und es gab viel Schimpfen und Schreien, Hundebellen und Kinderweinen dabei; man hörte die Sida schon von weither ankommen.
Mit der Herde dagegen ging es gut voran, die Tiere waren satt und ausgeruht. Sie witterten wohl schon das Gras jenseits der Berge und rannten geradewegs darauf zu. Es war schwer, ihnen nachzueilen, obgleich die Hirten noch ihre breiten Skier behalten hatten und damit besser vorankamen als die übrige Sida zu Fuß.
Auch an den See kam die Herde zuerst und stob in einem Zuge darüber, ohne jeden Aufenthalt, denn die Tiere fanden ja nichts zu fressen unter dem Schnee auf der Eisfläche. Erst dahinter führte Heikka sie auf Weideplätze, die er dort ausgemacht hatte. Da konnten sie wieder ruhen und äsen, und auch die Hirten durften sich ausruhen und abwechselnd schlafen, während man auf die nachkommende Sida wartete.
Neitah schlief tagelang hintereinander. Der pausenlose Weg hatte sie angestrengt wie bisher noch nichts bei der Herde. Dabei hatten die Männer ihr beigestanden, so weit es nur ging, und Per hatte sie sogar zeitweise auf einen alten, ruhigen Ochsen gesetzt. Aber auch der war nicht ruhig gewesen auf dieser Fahrt, war vorwärtsgestürmt mit den andern, so daß Neitah in voller Fahrt von ihm abglitt und

Per sie retten mußte, damit sie nicht unter die stürmenden Hufe kam und zertreten wurde.
Sie war ganz benommen vor Schlaf, als sie endlich herauskroch aus dem Nest, das Per ihr gebaut hatte, und kaute ihr Stück Brot in sich hinein, noch ohne recht zu begreifen, was um sie herum vorging.
Denn inzwischen war auch die Sida gekommen und hatte gerastet. In der kommenden Nacht sollte es weitergehen. Und es war ein Grauen und Geraune und gruseliges Flüstern unter den Kindern. Sie sahen Neitah scheu an und schwiegen, als sie zu ihnen kam, aber sie konnten dann doch nicht dichthalten und flüsterten weiter zusammen mit scheuen Blicken.
Ein Junge, den Neitah noch nicht kannte, war dabei, der redete das meiste, aufgeregt und wild – und schließlich wurde Neitah klug aus den Bruchstücken, die sie sich gegenseitig zuflüsterten.
Danach hatte Heikkas Schwester Inker – eine derbe Frau, die viel schrie und schimpfte und der Neitah stets sorgfältig aus dem Weg ging – zwei fremde Jungen, zwei Brüder, auf der letzten Rast vor dem See zu der Sida gebracht: sie sollten mitgenommen werden übers Gebirge, nach Norwegen. Als nun der Weg so schwer wurde und die Kinder nicht vorwärtskommen konnten und weinten, trieb sie die fremden Jungen mit dem Skistock vorwärts. Da wurde der eine störrisch und versuchte von der Sida wegzulaufen. Sie fing ihn zwar wieder ein und zwang ihn, mit weiterzugehen, aber als sie nach der kurzen Mittagsrast auf der Mitte des Sees weiterzogen, war er nicht mehr da. Sie glaubten, er wäre weggelaufen, während sie alle schliefen, und es war sicher, daß er dabei umkommen würde. Denn es war ganz ausgeschlossen, daß ein einzelner Junge sich in dem weiten, leeren Land allein durchbringen konnte, klein und schlecht ausgerüstet, wie er war. Ein erwachsener Mann versteht schließlich, sich in der Einsamkeit durchzuhelfen: sein Kleid aus doppeltem Fell hält ihn warm, und er hat Mundvorrat bei sich und

versteht sich darauf, unterwegs Fallen zu stellen und sich von den gefangenen Tieren zu ernähren. Und wenn ihn ein Schrecken überfällt oder es droht ein Unwetter, so merkt er auch das vorher und gräbt sich ein Loch in den Schnee und verbirgt sich da. In solch einem Loch kann ein Mann sich stundenlang ruhig und warm halten, und wenn er wieder Mut gefaßt hat oder wenn das Unwetter vorüber ist, kriecht er heraus und geht weiter. Aber das kann nur ein erfahrener Wanderlappe, der abgehärtet ist und Strapazen, Gefahren, Anstrengungen und Einsamkeit gewohnt ist. Ein Wohnlappe, der sich an ein bequemes Leben gewöhnt hat, kann das schon nicht mehr und schon gar nicht ein Knabe, der bis jetzt unselbständig bei den Eltern gelebt hat. Es war ganz ausgeschlossen, daß der Verschwundene am Leben blieb. Vielleicht war er jetzt schon tot: verhungert, erfroren oder von den Wölfen geholt. Es war schauerlich, daran zu denken, und zum Gruseln und Fürchten.
Aber der Bruder behauptete, Inker habe ihn erschlagen und ertränkt. Er habe beim Abziehen deutlich ein schwarzes Loch gesehen, das auf dem See in das Eis gehauen war, und es hätten zwei Fußspuren zu dem Loch geführt und nur eine zurück. Die Kinder sahen ihn scheu an. Sie hatten am Tage vorher gesehen, wie der Junge aufsässig war und Inker anheulte, daß er nicht mehr laufen könne. Mitleidig und geringschätzig hatten sie auf ihn geblickt, denn müde waren sie alle, aber keiner von ihnen hatte sich so angestellt. Und dann war er weggelaufen, und Inker hatte ihn mit dem Stock zurückgeholt und hatte geschrien: „Warte, du wirst mich nicht mehr lange plagen!“ Das hatten sie alle gehört. Sie glaubten nicht recht, daß Inker ihn totgeschlagen hatte, keiner von ihnen hatte das Loch und die Fußspuren gesehen. Aber auch keiner hatte im Trubel des Aufbruchs auf so etwas geachtet. Und es war doch spannend und gruselig, sich auch das vorzustellen und auszumalen,

und der fremde Junge redete so wild und aufgeregt davon, als ob er dabeigewesen wäre und es deutlich gesehen hätte.
Da fuhr Neitah dazwischen. Auch sie mochte Inker nicht. Keiner mochte sie. Auch ihre eigenen Kinder hielten sich lieber zu den anderen Frauen, als daß sie bei der Mutter blieben. – Aber die aufgeregte Art des fremden Jungen ärgerte Neitah und am meisten die schwelende Aufregung, in die er die Kinder versetzte. Sie war eine gute Hirtin. Sie wußte, was Stimmung in der Herde bedeutet, und so sprang sie jetzt unter die Kinder, wie Per damals unter die kämpfenden Hunde gesprungen war und sie auseinandergetrieben hatte, damit deren Aufregung nicht auf die Herde übergriff.
„Unsinn", sagte sie grob und packte den fremden Jungen bei der Schulter, „was hast du gesehen? Nichts! Was weißt du wirklich? Gar nichts! Er ist weg. Weggelaufen oder weggejagt oder auch umgebracht. Das ist nun schon gleich. Tot ist er auf jeden Fall, und ihm ist nicht zu helfen. Kein Mensch weiß, wo er ist und was ihm passiert ist. Du aber bist jetzt hier bei der Sida und gehörst mit dazu. Du mußt dich hüten, Schlechtes von Menschen zu sagen, die dir das Essen geben müssen, solange du da bist. Wo du es nicht einmal genau weißt ... Und ihr solltet euch schämen, Gruselgeschichten zu erfinden und zu glauben, statt euch auszuruhen oder irgendwo etwas anzufassen, damit wir weiterkommen. Über die Berge! Nach Norwegen!"
Und dann sagte sie: „Du hast nur Angst, du!" Aber das hörte sich ganz freundschaftlich-vertraut und aufmunternd an. „Ich habe auch große Angst gehabt, als ich plötzlich von Hause fort und allein bei der Sida war. Ich habe nicht einmal mit ihnen sprechen können, kein Wort habe ich verstanden, wißt ihr noch?" lachte sie. „Aber sie sind gut zu mir gewesen, alle. Besonders Osko. Und sie werden auch gut zu dir sein und dir helfen, wenn du dich an sie hältst, statt

sie zu verwirren und aufzuregen. Haben sie dich auch von Hause geraubt?"
„Die Eltern haben uns mitgegeben. Sie können nicht mehr für uns sorgen. In Norwegen haben es die Kinder besser als zu Hause, sagen sie."
„Siehst du. Dann freu dich darauf und mach dich hier solange nützlich. Du solltest der Inker helfen, wieder aufzupacken, damit wir weiterkommen. Wenn du ihr hilfst, mag sie dich auch leiden und ist gut zu dir."
‚So gut sie es fertig bringt', dachte sie bei sich. Aber das sagte sie nicht laut.

Dieses Mal zog die Sida vorauf, und die Herde folgte ihr. Sie überquerten den nächsten Gletscherbach auf einer stehengebliebenen Schneebrücke. Da war die Schneedecke über dem Bach dicht zusammengebacken, getaut von der Sonne und wieder gefroren, und bildete einen festen Steg über das Wasser hin, das grün und schäumend darunter hervorbrauste und die Brücke von unten her anleckte und dünner und brüchig machte. Aber noch trug sie, die Sida war gut hinübergekommen. Sie lagerten nun drüben und warteten gespannt, wie es der Herde gelingen würde.
Und auch die Herde kam hinüber: alle die über tausend Tiere gingen einzeln und vorsichtig darüber hinweg, während Heikka sie leitete und Olof die Nachdrängenden zurückhielt. Neitah stand bei ihm mit Salz in der Hand – immer nur wenige Körnchen auf einmal – und verlockte sie damit zu bleiben, und Heikka rief herüber, wenn die Brücke wieder frei und gangbar war für die nächsten. Heikka führte die Herde gleich weiter fort von dem gefährlichen, reißenden Wasser. – Nicht ein einziges Kalb hatten sie dieses Mal verloren.
Ein Gletscherbach nach dem anderen kam ihnen so über den Weg,

und kaum einer war so schmal, daß die Tiere in großem Bogen darüber hinwegspringen konnten und die Männer nur die Kälber hinüberzutragen brauchten.
Einmal war eine Schneebrücke zusammengebrochen, als sich die restlichen Tiere der Herde alle auf einmal auf sie gestürzt hatten, um hinüberzukommen zu den anderen, die drüben schon warteten. Möglicherweise war diese plötzliche Flucht ausgelöst worden durch die kleine Bewegung, mit der Neitah die Hände in den Gürtel steckte, wie sie immer tat, wenn alles Salz verteilt war, und darauf hin hatten sich alle von ihr abgekehrt und waren zusammen über die Brücke gestoben.
Die eingebrochenen Großtiere strampelten sich zwar los und schwammen hinüber, aber zwei Kälbchen wurden mit fortgerissen. Sie gingen in den Stromschnellen verloren, bevor die Männer ihnen zu Hilfe kommen konnten, und Neitah grämte sich den ganzen Sommer über, daß durch ihre kleine, unachtsame Bewegung dieses Unglück geschehen war. So scheu und empfindlich waren die Rene, man mußte noch viel, sehr viel achtsamer sein in jeder Bewegung!
An einigen Stellen, wo die verschiedenen Wanderwege zusammenliefen, so daß alle Sidas dort vorüber mußten, waren Rentierbrücken aus Holz über die großen Elfe geschlagen. An diesen Stellen lief Heikka vorauf, und sie hielten die Herde zurück, bis er festgestellt hatte, daß keine Sidas in der Nähe waren, mit deren Herden die Tiere zusammenlaufen könnten. Denn es war jedesmal eine tagelange, schwere Arbeit, solche ineinandergeratenen Herden mit den Lassos wieder auseinanderzufangen und gesondert zu halten. Und es waren um diese Zeit alle Sidas mit ihren Herden unterwegs zu den Sommerplätzen.
Sie mußten auch einige Male eine Furt suchen, weil keine tragfähigen Schneebrücken mehr da waren. Vor den Furten zauderten die Renkühe mit ihren Kälbern, liefen am Ufer auf und ab mit wilden

Augen und trauten sich nicht in das wirbelnde, rauschende, schaumige Wasser. Als aber die Hirsche mutig und frisch hineingingen und hinüberschwammen, da gingen auch sie hinterher, und die Kälbchen schwammen eifrig neben oder gar vor ihnen her, denn die waren noch dumm und hatten noch keine Angst vor Gefahren.
Aber die Sida hatte es schwer, an dieser Stelle hinüberzukommen. Zunächst ließen sie alles Wandergut zurück, das keine Nässe vertragen konnte, und bockten es auf wie die Wintersachen. Dann wurden die Tragtiere zusammengebunden, und Heikka nahm die Zügel in die Hand und führte sie in das Eiswasser, obgleich der Fluß grün schäumte und reißend ging. Das Wasser reichte ihm dabei bis an die Brust, aber die Tiere schwammen schön hintereinander in einer Reihe, und er brachte sie gut hinüber, nur daß die Lasten naß wurden und danach auseinandergenommen und wieder getrocknet werden mußten.
Nach ihm gingen die Männer in den Fluß. Sie trugen die Kinder auf dem Rücken und wurden auch naß bis zum Hals, aber sie kamen ebenfalls gut hinüber. Pette Neini, der bei der Sida war, watete an diesem Tag achtmal durch den Fluß hin und her mit Kindern auf dem Rücken, und meist nahm er sogar drei Kinder auf einmal und brachte sie gut hinüber. Sie waren alle pudelnaß danach und beeilten sich, die Wanderkote aufzuschlagen und Feuer zu machen, um sich zu trocknen und zu wärmen.
Die Frauen waren allein durch den Fluß gegangen, und auch sie waren glücklich hinübergekommen. Nur einmal überfiel zwei von ihnen der Schwindel, als sie mitten in den jagenden, reißenden Strudeln standen. Sie klammerten sich in der Mitte des Flusses an einen Stein und riefen um Hilfe, und die Männer kamen zurück und halfen ihnen hinaus. Aber sie lachten sehr dabei, und die beiden mußten sich das Gelächter der anderen gefallen lassen für den Rest des Tages.

Später einmal trafen sie an einer anderen Furt einen Lappen. Der hatte diese Furt zuerst nicht finden können, und während er flußauf und flußab suchte, war eins seiner Tiere vorwitzig in den Fluß gesprungen an einer Stelle, wo das Wasser tief war und das gegenüberliegende Ufer steil wie eine Wand. Es konnte nirgends an ihr hochkommen, und das Wasser riß es mit sich fort. Das Wächtermädchen, das er bei den Tieren zurückgelassen hatte, konnte die anderen Tiere nicht zurückhalten, sie rannten alle hinter dem ersten ins Wasser hinein, und der Strom spülte sie alle miteinander hinunter und über die Stromschnellen und den großen Wasserfall hinab. Alle Tiere, dreihundert Stück, kamen auf diese Weise um; die ganze Herde war in ein paar Augenblicken verloren.
Sie nahmen den Lappen mit als Wächter, damit er und das Mädchen auf diese Weise wenigstens über die Berge und nach Norwegen kamen. Aber das Wächtermädchen ging nicht mehr zu den Herden. Zu tief saß der Schreck und das Entsetzen in ihr von dem schrecklichen Augenblick, wo sie dastand und zusehen mußte, wie alle ihre Tiere, die sie gepflegt und gehütet hatte, vor ihr in dem schrecklichen Wasser herumwirbelten und weggeschwemmt wurden, ohne daß sie ihnen zu Hilfe kommen konnte. Sie kannte jedes einzelne am Gesicht und mußte hilflos zusehen, wie sie umkamen – – – Sie weinte viel, und nachts schrie sie auf aus ihren Träumen. Solange sie bei der Sida war, half sie den Frauen bei allen Arbeiten, und später, in Norwegen, ist sie dann zu den Bauern auf den Feldern arbeiten gegangen.
Neitah war bei alledem so ordentlich und tüchtig dabei – auch sie ging ganz furchtlos über die Schneebrücken und ins Wasser –, und sie hatte solch eine gute Art, die Tiere zu locken und festzuhalten, daß Heikka ganz stolz auf sie war. Er zeigte ihr das auch in seiner wilden, leidenschaftlichen Art. Freundschaftlich rief er sie an, lobte sie vor allen Leuten, fuhr ihr anerkennend mit der Hand unter das

Kinn, viel deutlicher und lauter als Per. Die beiden befreundeten sich ganz groß auf dieser Wanderung, und auch später hat Heikka nie etwas auf sie kommen lassen, und Neitah war freundlich und zutraulich und verlor alle Scheu vor ihm. Aber Per – Per liebte sie. Sie fühlte sich als sein Kind und wäre bedenkenlos mit ihm fortgegangen, wenn er die Sida verlassen hätte. Und Olof – Olof war der heimliche Stern in ihrem Herzen: Boahje-naste, der den Himmel hochhält – der Pol, nach dem sie sich ausrichtete, ihr großes Beispiel, dem sie gleichwerden wollte. –
Mit diesem letzten Übergang hatten sie die Grenzen des Schneelandes erreicht, und nun kam die schlimmste Strecke: der Weg durch die steinigen Hochgipfel, von einer Baumgrenze zur anderen.
„Du mußt mit der Sida über die Hochgipfel gehen", hatte Per zu Neitah gesagt, und sie hatte nicht gefragt warum und war bei Gela in der Kote geblieben.
Der Weg von einer Baumgrenze zur andern mußte in zwei Tagereisen zurückgelegt werden, denn auf den steinigen Hochgipfeln wächst nicht einmal ein Grashalm. Alles Feuerholz mußte von der Baumgrenze mit heraufgeschleppt werden, und die Tragtiere waren schon genug belastet, so daß man nicht sehr viel Holz mitnehmen konnte. So gingen sie los und hofften auf gutes Wetter und daß sie ohne Zwischenfall hinüberkommen möchten.
Der Weg führte in langgezogenen Windungen hinauf, immer höher hinauf. Er war oft steil, aber zuerst ging es sich gut, geradezu festlich in der dünnen Hochgebirgsluft, die ihnen eine frische Röte in die Backen trieb und das Blut tanzen ließ.
Aber dann wurde der Himmel grau und bleischwer. Es regnete, und es fielen die ersten Schneeflocken. Bald wirbelten sie so dicht und legten sich so klebend und schwer über alles hin, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. So richteten sie das Zelt auf und verkrochen sich darin; es wurde Kaffee gekocht und Dörrfleisch dazu

gegessen, bis jeder satt und wieder durchgewärmt war. Dann löschten sie das Feuer, rollten sich in die Felle und schliefen. Aber nach drei Stunden wurden sie geweckt: das Wetter war umgeschlagen, es war klar und still und fast milde und schneite nicht mehr. Da wanderten sie weiter, immer höher hinauf auf den langen, schmalen Wegen. Die Sida war wieder vorauf. Sie hörten durch die klare, klingende Luft das Trappeln der Herde tief unter sich, das Bellen der Hunde und die Zurufe der Wächter. So zogen sie weiter, Stunde um Stunde, immer näher heran an die Gipfel.

Per pflegte auf langen Wanderstrecken vor sich hin zu singen. Neitah tat es ihm jetzt nach und setzte dabei Fuß um Fuß, Stunde um Stunde. Sie sah nicht mehr rechts und links, sie sah nicht mehr hoch zu dem Berg, um dessen Gipfel herum der Weg wieder abwärts gehen würde, sie merkte nicht das Wetter, nicht eins der vielen Tiere, die, vom Wanderzug aufgeweckt, über den Weg liefen. Sie ging nur weiter, Stunde um Stunde, die Spätnacht hindurch, in der der Mond bleich und schwächlich allein am hellgebliebenen Himmel hing, an dem kein Stern zu sehen war; in den strahlenden Morgen hinein, in dem die Sonne prangte und strahlte wie niemals in der Ebene hinter ihnen; über den Mittag hinaus, wo ihnen warm wurde, daß die Kleider dampften; und weiter hinein in den kühlerwerdenden Nachmittag, an dem spät und zögernd die Sonne vor ihnen hinter die blauwerdenden Gipfel sank. Endlich schlugen sie das Zelt auf. Endlich machten die Frauen ein gutes Feuer, reichten den Kaffee und das Essen herum. Endlich konnte man sich strecken und fiel schon in Schlaf, noch ehe man richtig zum Hinlegen gekommen war.

Am andern Morgen heulte der Schneesturm um das Zelt.

‚Wie schön!' dachte Neitah erst und rollte sich ein zum Weiterschlafen. Aber der Sturm hörte nicht wieder auf, vier Tage lang heulte er und zerrte am Zelt. Sie waren alle sehr still und schliefen
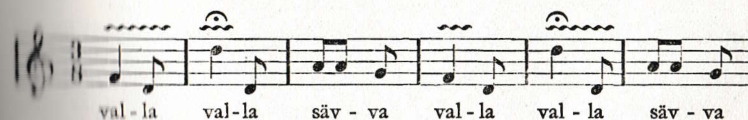
meist, und es wurde nur ab und zu ein kleines Feuer gemacht, um Kaffee zu kochen. In den Zwischenzeiten froren sie so, daß die Gesichter blau wurden, daß sie ihre steifen Glieder nicht zusammenfanden und die Kaffeetasse in den zitternden Händen nicht mehr halten konnten, wenn Gela wieder ein kleines Feuer gemacht hatte, um sie ein wenig aufzuwärmen. Das Holz reichte bis zum dritten Tag. Dann gab es auch keinen Kaffee mehr.
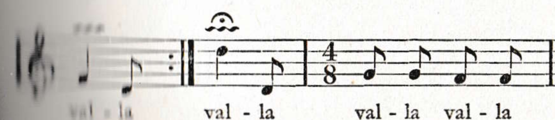
Am vierten Tag endlich schlug das Wetter um. Da wagte Gela, ein paar Zeltstangen zu zerhacken und ein warmes Essen damit zu kochen. Und dann brachen sie auf.

Neitah war so betäubt gewesen vor Hunger und Kälte, daß sie keinen Gedanken mehr im Kopf gehabt hatte. Erst als sie jetzt wieder erwärmt und gesättigt aus dem Zelt herauskrabbelte, um Gela beim Aufpacken zu helfen, fuhr ihr der Schreck in die Glieder: die Herde! Wie mögen die Tiere durch das Wetter gekommen sein! Und die Kälbchen, die waren wohl alle erfroren. – Und Per? Aber Olof war bei der Herde, und so mochte es wohl glimpflich abgelaufen sein.

Sie kamen an dem Tag bis auf den Gipfel. Sahen das Wasser abfließen nach beiden Seiten: nach Schweden zurück und vor sich nach Norwegen hinunter. Und sahen fern am Horizont das Meer in der Sonne glitzern.

„Sava", jubelten sie auf, „das Meer! – Vulu, vulu!" Und die Meereswellen tanzten auf ihrem Jubelgesang.
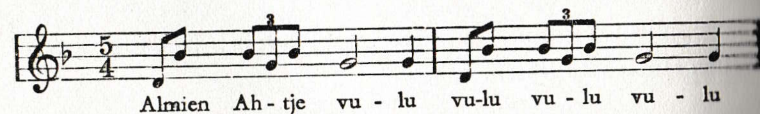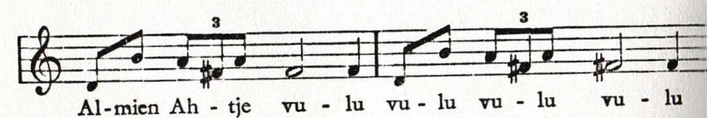




Sie staunten über die Größe der Wasserfläche und versuchten, sie mit dem Oktavensprung nachzumessen. Und immer wieder klang es auf: „Valla, valla! – Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!“
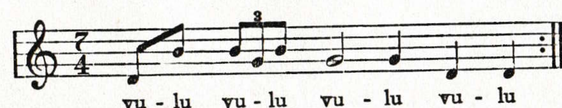
Sie schlugen ein Lager auf und warteten hier auf die Herde, und dann schlachteten sie den schönsten Hirsch, um ihn den Saitehn zu opfern, den Geistern des Weges und des Landes, die in den Steinen wohnen und die Reisenden beschützen.

Sie gossen das Blut des Opfertieres aus, über den höchsten Stein, der wie ein Adlerschnabel aus dem Gipfel heraussprang in den Raum, und auf dem schon viele Spuren solcher Opfer zu sehen waren, und sangen das Weihelied. „Ich schmiere den Adler mit diesem Fett und Blut, ala, ala“, sangen sie andächtig und freudig, sahen hinaus auf die sonnenbeleuchteten Hänge bis an den hellglitzernden Horizont und zurück über Schweden – verfolgten den langen Weg mit den Augen, den sie gewandert waren bis hier herauf, und jauchzten wieder und wieder, daß die Berge Echo gaben.

Da war plötzlich Olofs Stimme über ihnen, hoch und klar über ihnen allen, und faßte ihre Wünsche und Bitten, all ihre Freude und Hoffnung zusammen. Ganz allein schwang seine Stimme über sie







alle hin und über die hohen Berge – war das Höchste in der ganzen Welt: „Almen Ahtje vulu, vulu . . .“

Und als sie daraufhin schwiegen, sich ihm zuwandten und freudig lauschten, sang er ihnen das große Loblied auch in der neuen Weise: „Almen Ahtje, dat gaikvieksak gen gul famosu gaik veralt le dat le ai nan unne jukko nato, mav gul dat gaikvieksak jarratalla ja gähtja te, volo, volo . . .

Himmlischer Vater, Allmächtiger, in dessen Gewalt die Welt ist. Die Welt ist so winzig wie ein Knäuel, das der Allmächtige dreht und betrachtet.“

All ihre Wünsche und Bitten, all ihre Freuden und Hoffnungen, ihr ganzes Leben trug seine Stimme schwingend über das weite Land, das vor ihren Augen lag, mitschwingend von einer Meeresküste bis zur anderen – das unverbrüchlich in ihrem Herzen wohnte: erwandert, erlebt, geleistet, durchgestanden. Und sie standen alle um ihn herum und schwiegen freudig. Auch die Hunde saßen still und die Herde lagerte rund um sie her.

Dann fingen sie an zu kochen, zu essen und sich zu freuen. Nur die Wächter mußten der Herde nachfolgen, die jetzt unaufhaltsam abwärtsdrängte, über die Bergpfade abwärts ins Tal. Zum Gras! Zum Futter! In den Sommer hinein! Unaufhaltsam strömte sie hinab, sich eilend und stoßend, wie ein Bergbach, der die Winterfesseln gesprengt hat.

Neitah war mit der Herde gegangen. Und erst jetzt hatte sie Zeit, Per zu fragen: „War es schlimm in dem Unwetter? Sind viele Kälber erfroren?“

„Nur eins ist umgekommen, Neitah. Das hat der Sturm in den Abgrund geschleudert. Die anderen waren gut fett und ausgeruht und haben die Kälte überstanden.“

„Wie schön!“ sagte Neitah.

„Ja“, sagte Per, „jetzt ist die Mühe vorbei. Jetzt kommt der Sommer.“

Ankunft im Sommerlager

Die Sida war weitergezogen, die langen Paßwege hinunter und hinüber nach dem Lappensommerdorf. Das lag am Ende des Fjords zwischen Birkenwäldern und einem klaren See, dessen Ufer steil abfielen und dessen Abfluß sich mit einem hohen Wasserfall hinunter in den Fjord ergoß.

Es war hoher Morgen, als sie ankamen. Überall aus den Lappenzelten kräuselte der Rauch lustig in die besonnte Morgenluft. In allen Zelten waren sie eben aufgestanden und liefen nun hinaus, die Sida zu begrüßen. Der alte Jerpe mit seiner Sida waren die letzten, die neu dazukamen, die anderen waren alle schon früher eingetroffen. Es gab eine fröhliche, übermütige Begrüßung, ein Fragen, Rufen, ein erstes kurzes Berichten – und dann bemächtigten sie sich der Ankömmlinge, schleppten sie in ihre Zelte und bewirteten sie: mit Wärme, mit Kaffee, mit Lachen und Herzlichkeit. Und überschütteten sie wieder mit Fragen und Erzählungen, wie ein Wasserfall.

Plötzlich liefen sie alle hinaus, schrien und riefen draußen, aus allen Zelten kamen die Leute herausgelaufen. Sie bemächtigten sich der vorhin stehengelassenen Saumrene, packten sie ab, führten sie fort und versorgten sie, richteten die Zelte für Jerpes Sida und trugen herzu, was die ermüdeten Ankömmlinge brauchen würden für ein erstes Mahl.





Es gab noch einmal ein großes Begrüßungsmahl, jetzt in Jerpes Zelten; neues Lachen, Rufen und Erzählen . . .
Danach aber ließ man sie schlafen. Sie schliefen tagelang.
Als sie endlich ausgeschlafen hatten, fingen sie an, sich unter den anderen einzurichten. Für den ganzen Sommer und mit großem Behagen: ausführlich, gründlich, so, als wollten sie hierbleiben bis an das Ende des Lebens.
Es war zwar auch hier noch lange nicht Sommer: die Birken waren noch kahl und schwarz vor Feuchtigkeit, und der Wind, der vom Moor wehte, war noch kalt und schwer von kommendem Regen – aber es war so viel milder und wärmer als in den Bergen. Der Bogen der Sonne wurde immer weiter, und der Sonnenschein lag wärmend und weckend über allem.
Und – es war Wanderruhe! Jeder kam und ging nach Herzenslust, man sättigte sich aneinander: an dem Geschwätz, dem Lachen und Plaudern, an den Berichten der anderen, den Neuigkeiten von Bekannten und Unbekannten. Und man erzählte selber: von Ereignissen und gemeinsamen Freunden. Und von der Wanderung! Erst jetzt merkte man so recht, wie schwer es gewesen war, was man ausgestanden und ausgehalten hatte, aber auch wie schön es gewesen war, wie groß und herrlich. Und was man geleistet hatte: auf den weiten Wegen, bei den Flußübergängen, beim Durchwaten der eiskalten Elfe – und was für ein großes Glück sie gehabt hatten auf dieser Wanderung, wie tüchtig sie alle gewesen, wie geschickt und listig sie aller Schwierigkeiten Herr geworden waren. Jetzt erst war die lange, mühevolle Wanderung ganz und gar schön.
Das fremde Hirtenmädchen verschwand als erste aus der Siedlung – sie wollte zu norwegischen Bauern gehen. Nie wieder wollte sie an einem wilden Wasser stehen und zusehen, wie alle ihr anvertrauten Tiere erbarmungslos vernichtet wurden. Keiner hatte ihr deshalb ein böses Wort gesagt. Man hatte rücksichtsvoll und mitfühlend ge-

schwiegen zu ihrer Verzweiflung, jeder war zart und gut mit ihr umgegangen; sogar Apmut Pilitto, dessen Vermögen und Existenz dabei vernichtet worden war. Aber sie selber kam nicht darüber hinweg.

„Ein Raukah ist in sie gefahren", sagte man hinter ihr her, „sie hat zu viel Ertrinken gesehen, sie hat zu dicht dabeigestanden. Nun sitzt es in ihr und schwemmt sie selber hinweg."

„Ein Raukah zieht doch nur ins Wasser – in das Wasser, in dem er selber zu Hause ist."

„Wer weiß, was ihr noch begegnet? Vielleicht holt sie der Raukah zurück und ertränkt sie in dem Wasser, in dem die Herde untergegangen ist."

„Man hätte den Raukah von ihr abschneiden sollen", meinte einer von denen, die ihr gedankenvoll nachblickten, „mit einem eisernen oder stählernen Messer. Und ihr einen anderen Namen geben, damit er sie nicht wiederfindet, wenn er nach ihr sucht."

„Aber das kann man nur bei Ertrunkenen. Wenn der Raukah sich an ihnen gesättigt hat und unaufmerksam geworden ist", meinte ein anderer. „Solange er gierig ist, paßt er auf. Da läßt er sie sich nicht entgehen. Sie lauern ja sogar auf Stellen, wo nur früher einmal ein Wasser drüber hingegangen ist, und wenn ein Lappe auf dieser Stelle schläft, schleppen sie ihn in den nächsten Fluß oder See und ertränken ihn dort."

„Es wird ein schlimmes Ende mit ihr nehmen."

„Wer weiß, was uns selber bestimmt ist", seufzte einer von ihnen. Aber die anderen lachten hell auf.

„Volo, volo . . ." juoikte einer, daß es von den Bergen widerhallte. „Volo, volo, volo – so werden die Huldinnen dich locken, Nikkus! Aber Sanna wird Sukka-juoma suchen in den Bergen und deinen Namen dabei singen, und wenn du zu ihr an das Feuer kommst, wird sie es dir in den Trunk mischen. Dann bist du gefeit gegen

allen Huldinnengesang und wirst nur sie lieben und dich anstrengen, bis du sie heiraten kannst. Und dann wirst du deine Kote haben und Kinder und Sanna als Frau, auch eine kleine Herde vielleicht, und wirst im Frühling damit über die Berge kommen und wieder mit uns in der Sonne sitzen. Das ist dir bestimmt!"

Unbändiges Gelächter brandete über den armen Nikkus hin, denn er mochte Sanna nicht, das wußte man. Aber Sanna mochte ihn sehr, und sie meinten alle, sie würde ihn doch noch bekommen.

„Sei froh, wenn sie in die Berge geht und Kräuter zum Liebestrank sammelt", lachte ein anderer. „Denn man kann ihn auch so machen: man hängt zwei tote Frösche zum Trocknen auf. Wenn sie halbtrocken sind, nimmt man sie und legt sie in einen Ameisenhaufen, damit die Ameisen das Fleisch abfressen und nur die blanken Knochen übrigbleiben. Diese Knochen hängt man dann weiter zum Trocknen auf, und wenn sie ganz trocken sind, werden sie zermahlen und in den Branntwein gemischt. Das wirkt noch stärker als Sukka-juoma aus Bergkräutern. Sieh dich bloß vor, Nikkus!"

Wieder brandete das Gelächter der Burschen auf, und Nikkus ergriff schleunigst die Flucht, so daß sie erneut hinter ihm herlachten.

Auch Apmut Pilitto verließ das Lager bald. Er hatte alles verloren bei jenem Flußübergang und mußte zusehen, wo sich ein Unterkommen für ihn ergab. Edvard Hurra wurde abgelohnt und ging weiter hinunter, den Fjord entlang bis zur Küste, denn er wollte von jetzt an sein Glück bei den Fischern versuchen.

Dafür kamen andere, aus anderen Lappendörfern herüber. Sie saßen an den gastfreien Feuern und in der Sonne vor den Koten mit den jetzt erst gekommenen Freunden zusammen und tauschten Neuigkeiten und Ratschläge, Scherze und Erfahrungen. Sie berichteten von Vorkommnissen in Norwegen und von den neuen Steuern, vor allem von den Listen und Launen der Bauern ringsum, mit denen sie ja nun den Sommer über auskommen mußten.

Sie klagten sehr über die Schwierigkeiten, die ihnen überall hier im Bauernlande begegneten. Aber als dann Heikka sich aufmachte, um den fremden Jungen an irgendwelche Bauern abzugeben, den die Eltern selber in die Fremde geschickt hatten, weil sie ihn zu Hause nicht mehr hatten ernähren können, da blickten sie ihnen nachdenklich nach, die Frauen drückten die Kinder an sich und die Männer schoben die Hände hinter den breiten Gürtel. Und sie fühlten plötzlich alle ganz groß und stark das Glück, daß sie noch bei den Herden lebten, daß sie auch dieses Mal noch Glück gehabt hatten und noch dieses eine Mal gut davongekommen waren.

Lappensommer

Per hatte Neitah mit heruntergebracht, als er zum erstenmal abgelöst wurde. Sie sollte nun eine Weile unten im Lager bleiben und sich nach all den Anstrengungen der Wanderung, die weit über ihre Kräfte gegangen waren, gründlich ausruhen. Per selber schritt vergnügt aus auf diesem Weg abwärts zum Lager. Er war neugierig auf die anderen, auf die Neuigkeiten von deren Wanderungen und gespannt darauf, was die hier ansässig Gewordenen erzählt hatten und noch berichten würden. Er freute sich auf das Sommerdorf, auf die vielen Menschengesichter, auf das ganze Treiben dort unten. Er freute sich seines Lebens und der wärmeren Luft und freute sich am herzlichsten auf den langen, abgrundtiefen Schlaf im dunklen Zelt, den er jetzt schon aus den übermüdeten Gliedern zum Herzen aufsteigen fühlte. In allen Tiefen würde er ihn genießen, in jedem Atemzug.

„Schlafen werden wir, Neitah", freute er sich, „schlafen, bis es uns aus den Ohren herausquillt. Und plaudern! – Alle die vielen Menschen da unten: die Männer, und die fremden Mädchen alle ... Und essen werden wir! Uns den Bauch so vollschlagen, daß wir gleich umfallen und weiterschlafen, was?" lachte er.

Und ernsthaft fügte er hinzu: „Du mußt tüchtig schlafen und essen und ausruhen da unten, damit du wieder ganz rund und dick und kräftig wirst. Du weißt doch: ein fettes Kalb übersteht jede Kälte, und wenn man die Rene zu früh überanstrengt bei der Arbeit, blei-

ben sie klein. Du mußt eine gute Hirtin sein, auch gegen dich selber, weil du allein bist und keine Mutter mehr für dich sorgt. Sonst kommst du nicht durch in der Welt!" So ermahnte er sie, denn offensichtlich hatte sie gar keine Lust, unten zu bleiben. Sie schien sich nicht ein bißchen darauf zu freuen.

Wahrscheinlich ist sie nur übermüdet, dachte er.

Aber als er das nächste Mal wieder hinaufgehen wollte, bettelte sie: „Nimm mich mit, Per. Ich mag hier nicht sein. Ich kann auch da oben schlafen, wenn die Rentiere ruhen. Und zu essen haben wir bei uns mehr als genug."

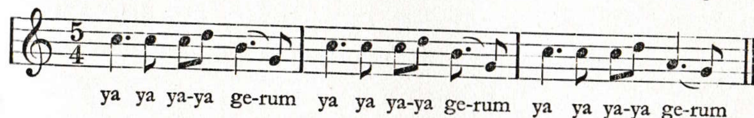
Sie hatte recht, es wimmelte von Getier auf den Halden. Die Schneehühner riefen und lockten in der Nacht, die Gänse zogen rufend in Keilen über den Himmel und fielen da und dort ein, um zu ruhen und zu fressen. Zahllose Enten tummelten sich auf dem See, versteckten sich in den vorjährigen Binsen und dem Schilf am Ufer und schossen plötzlich daraus hervor, weit auf die Wasserfläche hinaus, in ihren Frühlingsspielen. Die Moorhühner schrillten und jagten sich, der Birkhahn schrie seine Frühlingslieder, Rebhühner girrten – man ging durch Wolken schreiender Vögel da oben. Und der See wimmelte von Fischen.

Auch die Rentiere hatten so viel und so herrlich sprießendes Futter, daß sie langsam, tänzelnd über die Wiesen gingen, da und dort das Beste rupften und lange, regelmäßige Ruhezeiten einhielten.

Per zeigte Neitah, wie man Schlingen legt: wie man die Ruten zuhauen und wie man sie so in die Hecken setzen muß, daß nur eine ganz kleine Öffnung im Gesträuch bleibt, und wie man gerade in diese kleine Öffnung die Schlingen legen muß: so genau und versteckt, daß nicht einmal das scharfe Schneehuhnauge sie entdeckt.

Und als sich dann zwei Schneehühner gefangen hatten, nahm er die übrigen Schlingen wieder heraus und zeigte ihr, wie man sie herrichten und am Feuer rösten muß. Einen Augenblick war Neitah
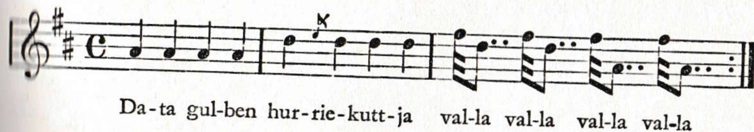
etwas benommen gewesen, als das Tierchen noch in der Schlinge hing, aber Per brachte sie darüber hinweg mit seinem Gesang:



„So singt das Schneehuhn, solange es lebendig ist", lachte er und bewegte die Arme zappelnd und aufgeregt, wie ein Schneehuhn im Frühling tut.

„Per", lachte Neitah da, „weißt du denn, was alle Tiere sagen?"
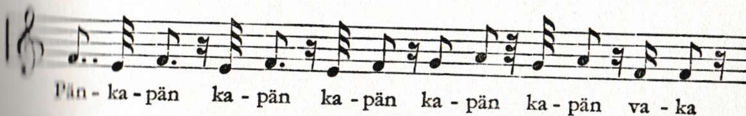
„Das hörst du doch auch", meinte Per. „Der Birkhahn da drüben singt:
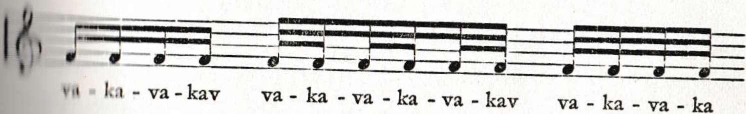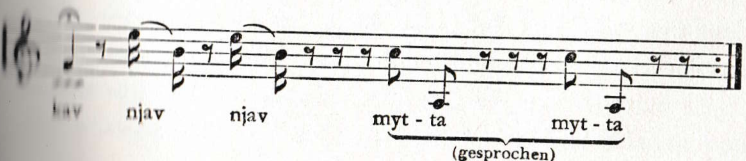


„Data gulben hurriekuttja, sagt er: Hör zu, ich bin der kleine Birkhahn! Valla, valla, valla!"

„Und das Moorhuhn, Per?"

„Das sagt so:







„Und was heißt das, Per?"
„Das weiß ich erst übermorgen. Es ist eine sehr schwere Sprache, die muß ich erst studieren!" lachte er und war zufrieden, daß sie mitlachte. Aber Neitah war doch noch nicht von ihren Gedanken losgekommen.
„Ist es nicht unrecht, Per, daß wir sie einfach totmachen?" fragte sie nach einer Weile nachdenklich. Sie hatte keine Träne in den Augen, aber ihre Stimme war doch verdächtig rauh und leise. „Sie wollen doch leben, sieh mal."
„Alles will leben. Sogar das Gras, auf dem wir die Rentiere weiden."
„Aber das Gras sagt doch nichts."
„Wer weiß. Vielleicht schreit es auch, wenn sie es ausreißen, wir hören es bloß nicht.
Und wir müssen auch leben, Neitah. Man soll es nur schnell und geschickt machen und niemals achtlos und leichtsinnig, immer nur, wenn wir es zum Leben nötig haben. Das ist alles, was wir dazu tun können."
„Ja freilich", meinte sie nachdenklich und knabberte doch sehr langsam an den Knochen, als sie es fertig gebacken hatten und verzehrten, so daß Per sagte:
„Du mußt dich zusammennehmen können, Neitah. Es schmeckt großartig."

Nach Tagen fragte Per einmal beiläufig: „Warum wolltest du eigentlich so gar nicht untenbleiben, Neitah? Ist da etwas vorgefallen?"
„Hier ist es ja so viel schöner!" versuchte sie sich auszureden, aber dann sagte sie doch schnell hinterher, als schäme sie sich wegen der Ausflucht: „Sie wollten mich nicht im Schulzelt haben."
„Im Schulzelt?" wunderte sich Per. „Aber das brauchst du doch noch gar nicht! Sei froh, daß du das noch nicht nötig hast!"

„Ich wollte aber", sagte sie und hatte einen verbissenen Mund und gekrauste Augenbrauen dabei.
„Ja, warum denn nur?"
„Ich will das auch wissen, was die andern wissen. Ich will nicht danebenstehen und nicht begreifen, wovon sie reden!"
„Aber Kind – Schule ist doch wahrhaftig nicht so wichtig!"
„Doch Per. Das ist – – – das ist – – –: Kopfkraft ist das!"
Er sah sie erstaunt an.
„Ja Kopfkraft. Du hast Kopfkraft, Per. Und Heikka hat keine. Heikka ist viel stärker als du. Und geschmeidig. In den Beinen und im ganzen Körper und überhaupt. Er kann den wildesten Renhirsch am Geweih festhalten, wenn der über den Fluß will und soll noch nicht. Das kannst du nicht, Per. Aber du bist ihm über, weil du Kopfkraft hast und er nicht.
Und ich habe auch Kopfkraft. Und die will laufen. So wie die Beine wieder laufen wollen, wenn man lange stillgesessen hat. Dann kribbeln sie, daß man nicht mehr stillsitzen kann. So ist das auch. Ich muß das wissen, was die anderen wissen, und noch viel mehr. Viel, viel mehr. Und denken will ich können. So – so, wie Olof denken kann – –. Und du", setzte sie noch rasch, mit einem hurtigen Blick auf Per, hinzu.
„Ja – – aber wir denken doch immerzu, Neitah: über die Arbeit mit den Renen und warum das alles so ist, wie es ist, und wie wir das Unsrige am besten fertigbringen. Über das ganze Leben denken wir nach, gerade wir beide. – Viel mehr, als die andern alle zusammengenommen."
„Ja, Per. Deshalb muß ich auch immer bei dir sein. Aber sie lernen noch anderes in der Schule."
„Was meinst du denn?"
„Das weiß ich nicht. Das wollte ich ja gerade kennenlernen. Aber

sie wollten mich nicht dazulassen. Die Lehrerin hat gesagt, ich sei noch zu klein!"

Per lächelte gar nicht über die Empörung, mit der sie die letzten Worte herausstieß. Ganz ernsthaft meinte er: „Wenn es weiter nichts ist, das kann ich dir ja auch einmal sagen und zeigen."

„Wirklich, Per? Genau dasselbe?"

„Ja. Ich bin auch in solch eine Schule gegangen, als ich beim Bauern war."

„Und weißt du das alles noch?"

„Natürlich, das vergißt man doch nicht!"

„Dann ist es gut!" sagte sie befreit aufseufzend. „Wenn die Rentiere schlafen, dann haben wir ja immer einmal Zeit dafür."

„Ich denke, wir werden mit den Zahlen anfangen", meinte Per, als sie das nächste Mal ruhig beieinander sitzen bleiben konnten, „und rechnen. Das ist genug für einen Sommer. Lesen und schreiben lernst du dann im Winterlager, und dann kannst du schon das Allerwichtigste. Zählen kannst du doch, ja?"

„Natürlich, Per!"

„Weit? Bis hundert?"

„Ja."

„Und noch weiter?"

„Weiter habe ich noch nie gezählt, aber ich weiß: dann kommt zweihundert und dreihundert und vierhundert und fünfhundert und sechshundert und siebenhundert und achthundert und neunhundert und dann kommt tausend."

„Und weiter?"

„Weiter weiß ich nicht."

„Das ist auch genug. Das ist schon eine ganze Menge. Dann werde ich dir jetzt die einzelnen Zahlen vorschreiben, hier in den Sand. So ist die Eins. Sieh mal. Wie eine Peitsche. Oder wie ein Katzen-

ohr. Das kannst du nun immer einmal üben, wenn es dir einfällt und wenn wir Zeit haben. Und wenn du sie ganz schön kannst, dann zeige ich dir die Zwei. Wollen wir es so machen?"

„Ja, Per."

So trieben sie es denn den ganzen Sommer über, in den Arbeitspausen, wenn sie nichts anderes vorhatten. Als Neitah alle Zahlen schreiben konnte, rechneten sie, zogen zusammen und zogen ab – und die Rentiere, die Hasen und Vögel und Bäume ringsum waren ihnen lebendige Rechenbeispiele.

Aber sie hatten noch vieles andere, worüber sie nachdenken und sprechen mußten, während die Sonne stieg und wieder fiel und der Sommer mit Sonnenschein und Regen, mit Gewittern und Winden vom Meer herüber über sie hinging. Während die Kälbchen wuchsen und die Rene sich dick und kräftig fraßen an dem würzigen, kräuterreichen Gebirgsgras. Während ihnen die Geweihe wuchsen und sogar die Kälbchen kleine, drollige, nadelspitze Spieße über den Stirnen bekamen.

Sie hatten jetzt ein halbes Zelt mitbekommen, das man schnell gegen Wind und Wetter aufstellen und ebenso schnell abbrechen und aufpacken konnte, wenn die Rentiere weiterzogen. Und sie hatten Felle darin und ihr Feuer davor und gingen nur ganz selten noch hinunter ins Lager. Nur wenn ihnen das Salz ausging oder sonst etwas Wichtiges fehlte. Sie fischten im See und jagten in dem wildreichen Wald und brauchten nur noch Brot und ganz weniges andere aus dem Lager unten.

„Warum dürfen die Rentiere hier nicht laufen, wohin sie wollen? Drüben, in Schweden, liefen sie doch meilenweit. – Immer müssen wir sie hier jagen und zurückholen!"

„Hier ist eben Bauernland. Alles Land gehört den Bauern. Die beackern es und pflegen die Wiesen, und da ist es ihnen ärgerlich,

wenn die Rentiere in ihr Gebiet einbrechen und alles zertreten. Die Rentiere gehören ihnen doch nicht."
„Nein. Die gehören uns. Aber warum gehen wir denn hierher, wo es so eng ist und man so mühsam hüten muß?"
„Die Rentiere laufen eben nach dem Gras."
„Drüben bei uns wächst doch auch Gras, massenhaft!"
„In Schweden sind den ganzen Sommer über die Mücken über den Mooren. Weißt du das nicht? Ganz dickschwarz ist die Luft davon. Die setzen sich in dichten Wolken auf die Tiere, wenn sie da grasen, und saugen ihnen das Blut aus. Die Rene kommen dann gar nicht zum Fressen, weil sie sich dauernd wälzen und um sich schlagen müssen. Sie werden ganz verrückt von der Quälerei und stürzen sich rasend, mit blutunterlaufenen Augen in die Wälder. Aber auch da sind noch Mücken, und so rennen sie immer höher hinauf, bis in die Hochgipfel, wo gar nichts mehr wächst. Da sind dann auch keine Mücken mehr, und davon können sie sich dort erholen. Aber sie müssen auch fressen, und dazu kommen sie hierher, wo der Meerwind die Mücken vertreibt."
„Mücken sind ja nun hier auch."
„Aber nur wenige. Und nur an ganz stillen Tagen. Eigentlich geht hier doch ständig der Wind zu den Bergen hinauf."
„Und über die Berge kommt der Meerwind nicht. Deshalb ist da drüben das Mückenparadies", stellte Neitah fest.
„Genau so. Und deshalb sind wir hier im Sommer: weil die Rentiere hier sein müssen. Es ist unmöglich sie drüben zu halten. Sie würden abmagern und eingehen, jedes einzelne. Aber vorher laufen sie weg. So wild, daß keiner sie aufhalten könnte."
„Das wird ja auch keiner tun wollen, daß er sie dort quälen läßt, wo sie es hier guthaben können. Warum bleiben wir denn nicht einfach immer hier?"

„Wenn das Gras welk wird im Herbst, will das Ren wieder Flechten fressen, und die wachsen drüben."
„Kommen die Norweger dann zu uns hinüber?"
„Nein. Die haben kaum noch Rentiere. Die wenigen, die sie noch halten, geben sie einem von uns mit. Wir hüten sie dann mit unsern zusammen und bringen sie im Frühjahr wieder mit zurück."
„Und dafür lassen sie uns dann im Sommer hier weiden, das finde ich gerecht."
„So einfach ist es doch nicht", setzte Per dagegen. „Sie haben nur wenige Tiere, und wir haben große Herden. Und drüben weiden wir auf freiem Land, das niemandem gehört, aber hier ist alles Land aufgeteilt und gehört einem bestimmten Bauern als Eigentum."
„Auch das, wo wir jetzt sitzen?"
„Auch das. Der See gehört jemandem und der Wald und die Steine und die Wege, alles gehört einem."
„Ach!" So recht klar war das Neitah nicht. Es war ihr zu ungewohnt. Land, Luft, Himmel, Sonnenlicht – das war für ihre Begriffe einfach da – wie konnte das jemand nehmen und damit davongehen?
„Und was macht er damit, wenn es ihm gehört?" fragte sie aus diesen unklaren Vorstellungen heraus.
„Das Land kann er umgraben und bebauen. Und die Bäume im Wald schlagen und verkaufen. Und auf den Wiesen schneidet er Gras und macht es zu Heu als Winterfutter für seine Tiere, die im Stall stehen und nicht selber auf die Wiesen fressen gehen."
„Ja, braucht er denn das alles für sich allein?"
„Sie brauchen immer noch mehr, als sie haben", seufzte Per. „Sie sind so. Und was sie selber noch nicht bewältigen können, verpachten sie eben."
„Verpachten, was ist das?"

„Nun, sie erlauben zum Beispiel uns, daß unsere Rentiere darauf laufen dürfen, und dafür müssen wir ihnen Geld geben."
„Wir? Für die Weide?" fragte Neitah verständnislos. Und als Per nickte, fragte sie: „Viel Geld?"
„Viel zu viel", seufzte Per. „Aber was sollen wir machen? Wir brauchen es eben."
„Ach so", sagte Neitah, benommen von all diesen seltsamen Gedanken. Und so betrübt, als trüge sie schon mit an diesen schweren Sorgen der Wandernden.
„Und wenn uns ein Tier in die Wiesen läuft, die wir nicht gepachtet haben, verklagen sie uns auf Schadenersatz. Und dann müssen wir Strafe zahlen. Sie setzen die Strafe so hoch an, wie sie wollen. Wir können uns nicht wehren. Es ist ja ihr Land. Wir sind ganz rechtlos hier."
„Woher sollen die Rene wissen, wo unser – – unser gepachtetes – heißt das so? – unser gepachtetes Land aufhört und die Bauernwiese anfängt?" fragte Neitah aufgebracht.
„Eben. Wir wollten ja unser gepachtetes Land einzäunen, damit sie nicht überlaufen können. Aber das erlauben die Bauern nicht. Sie wollen eben den Schadenersatz zu der Pacht dazuhaben. Sie verdienen viel Geld an uns!" meinte Per erbost.
„Oh, Per, was machen wir da bloß?" Neitah sorgte sich wie eine erwachsene Frau, als wäre die Herde und das Geld ihr eigenes, und als könne sie selber irgend etwas unternehmen, um diesen Schwierigkeiten abzuhelfen.
„Ich weiß auch nicht", sagte Per. „Ich glaube nicht, daß das Lappenleben, so wie es heute ist, noch lange bestehen kann. –
I alma manne daire gukte sjatta dat samien viesome tjuottjot gulkeb, jahko lande gartjaneme, je dedat daron ratte lä gaikine vuomatjine, la valla valla", sang er vor sich hin. Neitah hörte es zum

zweitenmal.* Aber erst heute begriff sie es ganz. Heute wiegte auch sie sich traurig zu den Rhythmen des Liedes und sah kummervoll hinaus in die blühende Frühsommerwelt, über den See hin in die hohen, schneebedeckten Berge. Sie hörte nicht die Vogelrufe um sich her, nicht einmal das Treten und Malmen der Herde klang ihr ins Bewußtsein.
„Früher war es nicht so", erzählte Per klagend. „Früher war alles Land frei wie der Wind. Und es gab nur Lappen auf der Welt. Sie konnten mit den Herden frei durch die Gegend ziehen, wohin sie wollten."
„Und wo sind denn die anderen Menschen alle auf einmal hergekommen, die Norweger und Schweden und alle?"
„Ach", machte Per gleichgültig, „die wohnten irgendwo da hinten, am Ende der Welt, in den südlichen Ländern. Kein Lappe hatte sie je gesehen. Man kam nicht dahin. Die Rentiere gingen nicht in den Süden, und die Lappen auch nicht.
Die Lappen sind von Anfang der Welt an hier in Lappland gewesen. Es waren keine anderen Menschen da. Auch an der Meeresküste nicht. Überall konnten sie hingehen und bleiben, wie es sie gelüstete. Damals gab es keine Ansässigen, denen das Land gehörte. Sie wußten überhaupt nicht, daß es andere Menschen gab.
Zuerst haben sie in Erdhöhlen gewohnt, wie es die Tiere ja auch machen. Sie werden wohl von der Jagd gelebt haben und vom Fischen an der Meeresküste und in den Flüssen und Seen, so wie wir beide es jetzt ein bißchen machen", lächelte Per, aber Neitah sah ihm atemlos auf den Mund und sagte kein Wort vor Aufmerksamkeit.
„Wenn sie starben, hat man sie einfach in ihren Wohnlöchern zugeschaufelt, dann war es ein Grab, und die Lappen gingen im gro-

* Seite 83.

ßen Bogen um solch ein Grab herum. Sie meinten, der Tote wolle es nicht, daß sie sich da in der Nähe zu schaffen machten. Und wenn es einem fremden Lappen, der von weither kam und die Gegend nicht kannte, aus Versehen passierte, daß er sich auf solch einer Stelle schlafen legte, dann kam ein Männchen zu ihm, runzlig und grau, mit einem Gesicht, so schrumplig wie Flechten, und sagte: ‚Du darfst nicht hier auf mir schlafen.' Und dann war es besser, der Mensch stand sofort auf und ging weiter, denn wenn der Tote zum zweitenmal kam, tötete er ihn oder machte ihn wenigstens sterbenskrank."

„Ist das wahr, Per?"

„Vielleicht war es ein Traum. Aber es ist bestimmt nicht gesund, auf einem Grabe zu schlafen."

„Ich meine, ob der Tote wirklich als Flechtenmännchen kam?"

„Aber so träumt man doch, Neitah – weißt du das nicht?"

„Ich habe noch nie so etwas geträumt."

„Was träumst du denn?"

„Gar nichts."

„Aber ich habe oft gesehen, daß du im Schlaf lachst. Sicher träumst du dann etwas Lustiges. Du hast es bloß wieder vergessen, wenn du aufgewacht bist."

„Meinst du, Per?" zweifelte Neitah.

„Sicherlich."

„Wenn ich es nachher nicht mehr weiß, dann ist es sicher nicht so wichtig für mich", behauptete sie, „sonst würde ich es mir merken."

„Sage das nicht. Im Schlafen merkt man oft etwas, worüber man im Wachen hinweglebt, weil man da zu arbeiten und anderes zu denken hat."

„Meinetwegen. Wenn ich von solch einem Flechtenmännchen träume und es sagt, ich soll weggehen, dann gehe ich eben. Aber bis jetzt

habe ich so etwas noch nicht geträumt, und ich habe doch schon an so vielen Plätzen geschlafen."

„Es ist ja schon so lange her, daß sie so begraben wurden. Sie werden inzwischen alle vergangen sein."

„Wahrscheinlich. Wie ging es denn nun weiter, Per?"

„Nach und nach bekamen die Lappen Lust auf die Rentiere. Sie fingen sie ein, zähmten und hüteten sie und wanderten mit ihnen von einem Futterplatz zum andern. Ihre Herden wurden immer größer. Sie halfen sich dabei gegenseitig, einige mußten die Herden hüten, und die andern mußten derweil alle übrigen Arbeiten machen. Damals fingen sie an, in einer Sida zusammenzuleben, und das tun wir ja heute noch genau so. Die Ansässigen dagegen wohnen in Familien, immer nur Vater und Mutter und ihre Kinder zusammen, in einem festen Haus, das zeitlebens und noch länger an derselben Stelle stehenbleibt. Und rundherum liegen die Felder, die ihnen gehören, und die bleiben ja nun auch an derselben Stelle liegen, und deshalb ist bei ihnen alles anders als bei uns, die wir hinter den Herden her durch das Land ziehen und nichts haben, was wir nicht mitnehmen können. Und deshalb verstehen sie auch nicht, wie wir es brauchen, und es wird immer Streit und Mißtrauen zwischen ihnen und uns sein."

„Kann man ihnen das nicht einfach einmal klarmachen?"

„Sagen kann man es ihnen schon. Das haben wir ja immer wieder getan. Aber sie sind eben anders, sie fühlen es uns nicht nach, sie haben keine Ahnung, wie unser Leben ist: mit den Tieren und auf der Wanderung durch das Land. Da sagen sie dann einfach, wir leben falsch und wir sollen es so machen wie sie. Und das wollen wir nicht, denn wir sind eben anders, und wir wollen mit den Renen leben und wandern, wie wir es tun seit dem Anfang der Welt."

„Und warum lassen sie uns nicht zufrieden?"

„Sie sind aus dem Süden hergekommen in unser Land und haben es uns weggenommen. Sie behaupteten, sie dürften das, weil es bei uns ‚keinem gehört', wie sie das bezeichnen. Erst kamen sie an der Meeresküste entlang, in großen Schiffen, so groß, wie die Lappen sie gar nicht kannten. Sie jagten die Lappen fort, und die flohen in die Gebirgswälder und lebten viele Jahre in Frieden mit ihren Herden in den Gebirgsgegenden und vergaßen das Fischerleben so gründlich, daß es ihnen heute schwerfällt, wenn sie die Herden verlassen und wieder vom Fischen leben sollen."
„Edvard Hurra ist doch zu den Fischern gegangen, Per. Meinst du, daß es ihm nun da schlechtgehen wird?"
„Das weiß man nicht. Edvard Hurra ist nicht stark. Und faul ist er auch, und wenn ihm etwas nicht gleich gelingt, wird er ungeduldig. Der wird nirgends zu etwas Rechtem kommen, solche Leute versuchen es überall und mit allem und wachsen nirgends an."
„Dann taugt er wohl gar nichts, wie?"
„Das soll man nicht so sagen. Vielleicht hat er etwas in sich, für das wir nur keine Verwendung haben in dem harten Leben, das wir führen. Vielleicht kann er nur deshalb nicht bei uns zurechtkommen und würde womöglich in anderen Ländern ganz gut seinen Mann stehen, wo sie gerade solch einen brauchen können."
„Wo denn, Per?"
„Das weiß ich nicht."
„Weißt du denn nicht alles?"
„Nein, Neitah, alles weiß kein Mensch."
„Du weißt so viel!"
„Das kommt dir nur so vor, weil du noch klein bist. Später wirst du viel mehr wissen als ich heute."
„Meinst du? Wie geht es denn nun weiter mit uns und diesen Südländern?"
„Also: die vertriebenen Lappen wohnten mit ihren Herden im Ge-

birge, und das Meer wurde ihnen so ungewohnt, daß sie es zuletzt gradezu scheuten. Nach einiger Zeit kamen wieder neue Südländer. Die bauten nun ihre Wohnungen gerade dahin, wohin diese Lappen geflüchtet waren, weil es dort schön war. Die Wiesen waren üppig, wo so lange die Rentiere drüber hingegangen waren, und besonders die Setzwiesen sind schön, auch unsere heute noch. Da stehen die Kräuter über mannshoch, die in den Wiesen der Bauern hier nicht einmal bis zu deinen Knien reichen, und blühen so groß und lebendig, daß der ganze umliegende Wald nach Blüten riecht. Lange, ehe du zu solch einer Wiese hinkommst, über die im Frühling die Mutterrene hingegangen sind, kannst du riechen, ob heute der Sauerampfer herausblüht aus dem Boden oder die Margeriten oder Wolfsmilch. Besonders die Wolfsmilch riecht weithin so süß, daß man taumelig werden kann von ihrem Duft, und ihre Blüten sehen tiefrot aus und lebendig und wild, als ob sie wirkliches Blut in den Adern hätte.
Und das gefiel den Südländern natürlich. Das wollten sie haben für ihre Kühe und Schafe, und da jagten sie die Lappen wieder fort und bauten sich da an."
„Dürfen sie denn das? Immerzu nur nehmen und wegjagen?"
„Wenn sie stärker sind und es ist kein Gesetz im Land, dann tun sie es eben. Und sie waren ja stärker. In Norwegen konnten die Lappen nun nirgends mehr hinfliehen. Höher hinauf in die Berge ging es nicht. Da mußten sie sich ducken, und es war damals Mord und Totschlag zwischen den beiden Völkern. Sie beraubten sich gegenseitig und schlugen sich tot und taten sich Unrecht und Herzeleid an, wo sie nur konnten. Bis sie sich miteinander eingerichtet hatten. Jetzt haben sie sich ja aneinander gewöhnt, und die Norwegerlappen haben sich angepaßt; sie haben fast keine Rentiere mehr und sind Bauern geworden. Manche auch Fischer oder Händler – oder was so hineinpaßt in das norwegische Leben. Manchmal

vertragen sie sich wirklich gut, heiraten auch gelegentlich in das andere Volk hinein. Aber so richtig warm werden sie nicht miteinander. Weil die Norweger herrschsüchtig sind und habgierig", fügte Per mit einer Bitterkeit hinzu, daß Neitah erschrocken die Hand auf seinen Arm legte. „Immer haben sie recht! Und immer sind sie laut und zanksüchtig und nachtragend. Und außerdem verachten sie uns", grollte er heraus.

„Tjinko narska datja, datja, datja (nachahmend gesprochen!), aua! aua! va! va! tjinko narska datja, datja, datja. – Die mäkeligen norwegischen Bauern, Bauern, Bauern! . . ."

„Bist du deshalb von ihnen weggegangen, obgleich du es gut getroffen hattest?"

„Ja – gut getroffen... Ich hatte zu essen, ein bequemes Leben. Und ich hätte Bauer werden können auf einem fertigen Hof. Aber ich hatte niemanden, mit dem ich lachen konnte, und sie sprachen alle norwegisch und stritten immer. Sie stritten eigentlich gar nicht, aber sie reden so. Norwegisch ist eine harte Sprache. Ich dachte zuerst immer, sie zanken sich und werden sich gleich in die Haare fahren, wenn ich sie so laut und hart reden hörte. Aber sie unterhielten sich bloß. Ihre Sprache ist so. Dabei kann sich der Lappe nicht wohlfühlen."

„Dann sind sie vielleicht gar nicht so abscheulich, Per. Es kommt uns nur so vor, weil wir anders sind?"

Aber Per schrie wütend: „Sie sollen dahingehen, wo sie hergekommen sind, und uns in Frieden leben lassen, so wie wir es gewöhnt sind!"

„Sind die Schweden anders?" fragte Neitah ablenkend, denn sie war völlig verwirrt, wie vor den Kopf geschlagen von Pers Haßausbruch. So kannte sie den guten, fürsorglichen, überlegenen Freund gar nicht. Und sie hatte ein unklares, peinliches Gefühl, mit dem sie im Augenblick nicht fertigwerden konnte, als ob Per einfach

nicht recht hätte an dieser Stelle. Und auch das verwirrte sie: daß Per, ihr Per, dem sie sogar glaubte, wenn er scherzhaft schwindelte, in einer so wichtigen Sache einfach unrecht haben könnte. Unrecht? – – Wie sollte sie da herausfinden, wenn sie ihn diesmal nicht fragen konnte? So fragte sie erst einmal: „Sind die Schweden anders?"

Es war eigentlich mehr, um aus dieser schrecklichen Denknot herauszukommen. Aber Per erzählte bereitwillig. Auch er schien froh, von diesem Haß loszukommen:

„Bei uns war es im Grunde die gleiche Sache. Nur sind die Schweden erst später und mehr einzeln gekommen, da konnte man sich besser mit ihnen einrichten. Aber im Grunde haben sie es genauso gemacht. Da sind die Lappen ihnen ausgewichen, nach Finnland hinüber, und dort haben sie sich noch lange mit großen Herden halten können.

Aber dann sind die Russen vom Süden heraufgekommen. Die haben die Lappen nicht so gejagt. Das sind andere Menschen als die Südländer. Aber sie haben auch ihre Ordnung mitgebracht und haben die Grenze nach Finnland gesperrt. Die Lappen, die in Finnland geboren waren, wurden russische Lappen. Sie durften nicht mehr nach Schweden hinein, und die schwedischen Lappen durften nicht mehr nach Finnland hinein mit ihren Herden.

Da mußten sie den Sommer über wieder über die Berge nach Norwegen ziehen. Und Norwegen war inzwischen fast ganz Bauernland geworden. Da hatten sie alle die Schwierigkeiten, die wir jetzt auch haben. Und danach haben auch die Norweger ihre Grenze gegen die schwedischen Lappen gesperrt, und wenn wir jetzt hinübergehen, sind wir Fremde in dem Land und müssen Pacht zahlen für die Weidewiesen und Wohnplätze und müssen die norwegischen Gesetze einhalten, die wir nicht kennen. Und wir bekommen immer Unrecht, wenn sie uns verklagen, weil wir uns nicht damit aus-

kennen. Und sie verklagen uns immer!" setzte er wütend hinzu. „Wir kommen nicht ein einziges Mal ohne Strafezahlen wieder fort. Überall sind Ansiedler. Und immer sagen sie, ihr Land hätte Schaden gehabt beim Durchzug." Per kam für dieses Mal nicht heraus aus seiner düsteren Stimmung.

„Per", fragte Neitah ein andermal schüchtern, „darf man das Lied singen, das Olof auf dem Gäbdesbakte gesungen hat?"
„Warum, Neitah?"
„Ich finde es schön. Ich möchte es lernen, wenn es nicht sein Geheimnis ist!"
„Sein Geheimnis ist das nicht. Es ist ein fremdes Lied, aus Arjeplog."
„Ist das nicht mehr Lappland?"
„Doch. Aber da sind die Silbergruben."
Neitah sah ihn verständnislos an.
„Dort in der Erde finden sie Steine, aus denen sie das Silber herausschmelzen. Man macht Geld daraus."
„Ach! Können wir da hingehen?" fragte sie erwartungsvoll.
„Man kann schon. Aber kein Lappe arbeitet da. Sie graben lange Gänge in die Erde und holen die silberhaltigen Steine heraus. Es ist ganz finster in der Erde. Und gefährlich."
„Weil es einstürzt?"
„Das auch. Aber auf keinen Fall dulden die Uldas das gutwillig. Sicherlich tun sie den Menschen alles Böse an, die sich da in ihr Gebiet durchgraben, und dem wird sich kein Lappe aussetzen wollen. Sie haben die Lappen zwingen wollen, in der Erde zu arbeiten. Sie haben auch die Rentiere zwingen wollen, das Erz aus den Gruben herauszuziehen! Aber die Rentiere sind alle zugrunde gegangen, sie vertragen das nicht, ohne Licht und Luft im Dunkeln zu arbeiten.
„So war das!" klagte er und wiegte sich schwerfällig in den Schultern: „Bahtsch gelkih nahkat ja same, bahtsch gelkih nahkat ja

same – die Rentiere gehen zugrunde, die Rentiere gehen zugrunde – Altoh tjuovorih ai gesset malmav! – und die lappischen Rentiere müssen auch Erz ziehen! volo volo volo" –
Ganz dunkel wurde die Welt bei dem traurigen Liede.
„Altoh tjuovvorih ai gesset malmav, volo, volo, volo . . ." spann Per die Klage fort und sah düster vor sich hin. Erst nach einer Weile raffte er sich auf und erzählte weiter:
„Da sind die Lappen alle weggelaufen und haben sich versteckt. Die Südländer konnten sie nicht finden. Und weil sie selber auch nicht in den Bergen arbeiten wollten, haben sie sich fremdes Volk geholt, Wallonen waren das, und Kriegsgefangene. Die mußten nun das Erz herausholen. Aber das alles ist schon lange her. Schon dreihundert Jahre. Und von diesen Wallonen ist das Lied so geworden."
„Es ist also ein fremdes Wallonenlied?"
„Nein, das auch wieder nicht. Das, was Olof zuerst gesungen hat, ist unser richtiges Lappenlied. Das hat den Wallonen gefallen, und sie haben es von uns gelernt und gesungen. Und bei ihnen ist es dann so geworden, wie es Olof nachher gesungen hat, weil sie dabei an ihren eigenen Gott gedacht haben. Davon ist es anders geworden. Länger – und – eben nicht mehr lappisch."
„Wie ist das, Per: ist Almen Ahtje denn ein fremder Gott?"
„Ich weiß nicht. Es ist ein neuer Gott. Früher hatten die Lappen keinen solchen großen Gott, der über alles in der Welt Macht hat. Sie hatten überhaupt keinen Gott, glaube ich. Sie kannten die Gewalten, die in allem sind, und die sind mächtig und stark und man muß sich beugen und ihnen das Leben ablisten – mit Vorsicht und Mut und Geduld muß man ihnen entgehen, solange man kann. Es sind die augenlosen Geister der ewigen Polarnacht, Sturmgeister und Totengeister, von Gestorbenen und Erschlagenen, Wetter- und Windgeister: Biegga-gallas ist einer, der über die Berggipfel fegt

und alles in die Schlünde fegt, was er zu fassen bekommt. Aber Biegga-gallas ist nicht einmal so schlimm, er hat wenigstens eine Gestalt und einen Namen. Die anderen sind gestaltlos, namenlos, und nur fürchterlich und übermächtig. Sie kennen die Menschen nicht und fegen über sie hin wie über Grashalme. Und kein Lappe kann sie alle kennen, immer wieder gibt es welche, in deren Bereich man unversehens gerät, ohne es zu ahnen. Dann bleibt nichts anderes übrig als sich zu ducken, ganz unauffällig zu werden und schleunigst zu fliehen.

Sie sind alle böse und gierig und vernichten alles, was ihnen grade in den Weg kommt. Da hilft nichts als List. Man muß sich möglichst unauffällig halten und die bösen Geister nicht erst auf sich aufmerksam machen. Man muß sich biegen wie die Binse im Wind und zäh sein Leben festhalten, solange man kann. Man darf ihnen nicht in die Quere kommen und sie nicht erzürnen, und man muß opfern, um sie gut zu stimmen. Wenn sie nicht eben pfeilgrade wütend sind, lassen sie sich manchmal beschwichtigen durch Opfer. Vor allem muß man sich an die wenigen gleichgültigen Geister halten, die nicht von Natur böse sind. Sie muß man durch Opfergaben ruhighalten, damit sie nicht erst böse werden. –

Richtig gute Geister, die dem Menschen freundlich gesinnt und hilfreich sind, hat es in der alten lappischen Zeit nicht gegeben. Die Menschen haben alles alleine leisten müssen, das ganze Leben, und haben es allen bösen Geistern ablisten müssen. Und nun sagen sie: Almen Ahtje ist ein guter Vater, der zu den Menschen ist wie zu seinen Kindern. Aber zu allen Menschen, siehst du. Er ist kein Lappengott.

Vielleicht sind wir ihm auch lästig, und er hält uns für dumm und komisch und zurückgeblieben, wie die Bauernvölker es tun. Und wenn wir zu ihm in den Himmel kommen sollen, wie die Christen sagen – wer weiß, ob er uns da Weideplätze für die Rentiere gibt. –

Ich würde das fremde Lied nicht singen wollen – aber, wenn es dir gefällt . . ."

„Es war schön, wie Olof es sang, Per. Es war solch ein großer, feierlicher Trost darin – es war das ganze Land darin, von einem Horizont bis zum anderen, Per", sagte sie beschwörend, „das ganze Land hat es mitgesungen."

„Ja, Olof . . .", sagte Per schwer. „Olof macht alles schön. In seinem Herzen, glaube ich, ist viel Platz. Aber mein Herz ist dunkel und wird immer enger, je enger das Land für uns wird."

„Per", sagte Neitah ganz verstört, „die Sonne ist doch da über allem. Sogar in der Nacht scheint sie jetzt."

„Ja", sagte Per. „Die Sonne ist da über allem.

Baivaitis jarra ätnaman birra, ätnamgis jarra baivatis birra. – Die Sonne kreist um die Erde, und die Erde kreist um die Sonne. – Vielleicht ist Almen Ahtje so wie die Sonne; hoch über der ganzen Welt und für alle Menschen zusammen. Aber auch die Sonne ist nicht immer bei den Lappen, den ganzen Winter über ist sie weg, tot, gestorben, gefangen von den augenlosen Gewalten, und keinen Winter weißt du genau, ob sie noch einmal siegen und ihnen entwischen wird."

„Aber Per, sie ist noch immer wiedergekommen!"

„Bis jetzt. Aber wenn Favtna den Boahje-naste herunterschießt – oder wenn die augenlosen Gewalten einmal stärker sind als die Sonne . . .

Vielleicht wird sie auch alt, und einmal ist sie dann schwach geworden und kommt nicht wieder, und dann sind wir allein mit der Nacht und den grauenvollen Nordlichtern."

„Nein. Dann wächst eine neue Sonne, Per. Eine andere, jüngere, die noch stärker ist."

„Meinst du?" lächelte er. – – –

Aber dann war es hohe Zeit, sich wieder um die Herde zu kümmern.

Herbstaufbruch

Als sie kamen, hatte der Auerhahn gebalzt.
„Tjuktje, vulu, vulu, vulu . . .", hatten sie ihm nachgesungen.
Und Njuktja, der wilde Schwan, war rauschend, wie eine Sternschnuppe, in den See eingefahren.
„Na, vielkis ladde – seht, den weißen Vogel!" hatten sie sich gefreut. Und sie hatten mit ihm gesungen:
„Njuktja, njaa, njaa . . . – Wilder Schwan, njaa, njaa . . ."
Auch der Kuckuck hatte den ganzen Tag gerufen, überall waren schreiende, lockende, rufende Vögel gewesen.
Die Wiese lag damals noch unter Schnee, und die Sonne war noch jeden Abend ins Meer gesunken. Die Kinder hatten das Stallospiel für eine Weile gelassen und die großen Spiralen in den Schnee gezeichnet, die rundum gehen wie die Sommersonne, und hatten mit altüberlieferten Hüpfspielen der Sonne geholfen zu steigen, wie alle Kinder rund um den Erdball im Frühling tun.
Dann aber war sie gar nicht mehr fortgegangen. Die Knospen barsten fast mit einem Knall. Einen Augenblick noch schaukelten die Knospenhüllen an ihren Spitzen, und schon entfalteten sie ihre Blätterhände. Nur wenige Stunden hatten die Buchenblätter Silbersäume und standen festlich im Licht, dann strafften sie sich, warfen das kindliche Haarkleid ab und machten sich an die Arbeit. Man konnte zusehen, wie die Knospen sich entfalteten.
Man konnte stehenbleiben und zusehen, wie die Brombeerranken

über die Erde glitten, mit erhobenem Knospenende suchend und tastend wie ein Tier, eine Schlange. Man konnte das Gras wachsen sehen.
Die Tiere wurden still und vorsichtig, sie hatten Junge, die sie hüten mußten. Schwäne und Enten schwammen mit ihren Kücken im See zu Tausenden, man konnte sie gar nicht zählen. Auch die Kinder wuchsen zusehends, immer wieder hatte Gela an ihren Kleidern zu richten.
Und dann fingen die Frösche an zu singen in dem breiten Schilf- und Binsenstreifen am See entlang.
Immer höher schraubt sich die Sonne, immer steiler geht ihr Kreis um den Himmel. Es ist nicht abzusehen, wie hoch sie noch steigen wird. Auch in die Menschen brandet ihre Kraft. Sie richten sich auf, werden strahlender, schlanker, steiler – wie die Sonnenkurve –, alle Verzagtheit fällt von ihnen ab, sie bekommen leuchtende Augen und fließende, mühelose Bewegungen, als wollten sie auffliegen wie die Vögel. Es wächst ihnen der Mut für die lange Winternacht.
Die Nächte waren hell und warm wie die Tage. Es gab keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht. Jede Wiese war ein drängendes, duftendes Blumenmeer, jeder Baum ein schwerduftendes Blütenwunder.
Die Kälber wuchsen wie die Kinder und die Kräuter, im Zusehen fast, und die Hirsche trugen stolz ihr wieder fast ausgewachsenes Geweih wuchtend im Nacken.
Das alles steigerte sich immer weiter, immer höher, immer jubelnder, bis die Sonne ihren höchsten Stand erreichte.
In der Mittsommernacht rollten die Ansässigen brennende Räder von den Bergen hinab. Auf den Anhöhen um ihre Dörfer brannten die Feuer, und sie sangen und sprangen die ganze helle Nacht hindurch, als wollten sie der Sonne helfen, noch höher zu steigen. Die Lappen aber gingen einzeln in die Wälder, um diesen letzten, höch-

sten Augenblick des Jahres tief in sich aufzunehmen. Und manche, erzählte man sich, hatten ein grünes Feuer über verborgenen Schätzen stehen sehen, hatten nachgegraben und waren reich geworden. Es liegen viele Schätze vergraben in Lapplands Erde. In den unruhigen Zeiten früher vergruben die Lappen ihr Geld an geheimen Plätzen, die nur sie selber kannten, und viele waren weggestorben, bevor sie sie selber wieder ausgraben und nutzen konnten.

Und die Mädchen suchten sich einen Stein im Wasser, der rings vom Wasser umgeben ist und doch selber immer trocken bleibt. Wenn es ihnen gelingt, dorthinzukommen und die ganze Nacht dort zu verbleiben, bis die Sonne wieder über den Bergen steht, dann kommt der Liebste gewiß zu ihnen und holt sie ab zur Ehe und zu gemeinsamem Leben. – –

Dann beginnt die Sonne zu sinken. Langsam, feierlich, spielerisch senkt sich die Sonnenbahn.

Die Wärme wird nun noch größer. Menschen, Tiere, Bäume, Erde – alles trinkt sich voll an der segnenden Flut, wird wärmesatt und ruht tief und schwer in der beglückenden Lichtfülle, wie in einem tiefen, guten Schlaf, der alle Kräfte sammelt und neu ausrichtet.

Dann beginnen eines Tages die Birkenblätter zu klappern, das Gras rauscht härter im Wind. Aus den Tälern schlägt der Geruch der Heuwiesen und des reifenden Getreides bis hinauf in die klare, ständig bewegte Bergluft.

Und die Hirsche beginnen zu fegen. Der Wald hallt wider von den Schlägen, mit denen sie ihr Geweih gegen die Stämme schlagen, durch die Gebüsche zerren, um den Bast loszuwerden.

Und dann steigen sie hinauf zu den heimlichen Wiesen, auf denen sie ihre Brunstkämpfe und Brunstspiele austragen.

„Sarves rakka te altoh", hatte Per hinuntergerufen, daß man es bis

in das ferne Lager hören konnte: „Die Renhirsche brunsten, auch die Renkühe – taata, taata . . ."

Das war für die unten im Lager das Zeichen gewesen, sich nun auch fertigzumachen zum Herbstaufbruch.

„Miesse ranka ja parata", tröstete inzwischen Neitah die Kälber und hielt ihnen lachend ihre Finger hin. „Kälbchen, du grunzt und nagst an dir – ja vieka ka lappa ätnes – läufst du herum und suchst deine verlorene Mutter?" Aber auch die Kälbchen waren unruhig und stießen ihre Finger weg mit ungeduldigen Schnauzen.

Als die Hirsche wieder heruntergekommen waren, machten sich die Wächter daran, die fünf Herden wieder auseinanderzuteilen, die sie den Sommer über auf der gemeinsam gepachteten Waldwiesenfläche zusammen geweidet hatten.

Sie gingen in der Ruhezeit, während die Rentiere lagerten, unter ihnen umher und stachen die Tiere aus den vier kleineren Herden mit Stöcken in den Rücken. Dann standen diese Rentiere auf, gingen weiter und legten sich erst ein Stück abseits wieder hin, um weiterzuruhen. Zum Schluß ruhten auf dem alten Platz nur noch die Rene aus der allergrößten Herde. Die jagten sie nun mit den Hunden auf und so weit weg, daß sie nicht wieder mit den anderen durcheinanderlaufen konnten. Dann machten sie es in der nächsten Ruhezeit mit der zweitgrößten Herde genau so und immer so weiter, bis sie sie im Groben auseinandergeteilt hatten.

Aber manche Rentiere sind störrisch, sie stehen einfach nicht auf, wenn man sie mit dem Stock in den Rücken stößt. Andere wieder begreifen nicht, daß sie fortgehen sollen und kommen immer wieder auf den alten Platz zurück. Dann muß man ihnen den Willen lassen, denn heftig darf der Hirt dabei nicht werden, sonst scheucht er die ganze Herde auf, und dann rennen sie alle wieder durcheinander und man kann noch einmal von vorn anfangen, wenn sie sich das nächste Mal gelegt haben.

So sind denn immer auch einige fremde Tiere unter die getrennten Herden geraten, die müssen dann mit Lassos herausgefangen und zu der Herde gebracht werden, zu der sie gehören.
Wenn die Herden sauber getrennt sind, kommen die Besitzer zusammen und gehen gemeinsam die Herden ab, um zu sehen, ob auch wirklich alles in Ordnung ist. Darauf setzen sie sich unten im Lager zusammen und bereden, wann sie aufbrechen wollen und welchen Weg jeder nehmen will. Zu dieser Versammlung kommen auch die norwegischen Lappen, die noch Rentiere haben und ihre Herde mitgeben wollen über den Winter zur Weide auf den schwedischen Flechtenmooren. Sie suchen sich da einen von den Wandernden aus, dem sie ihr Vertrauen schenken wollen, und handeln mit ihm. Und wenn sie mit ihm einiggeworden sind, tun sie ihre Herden zu seiner. Sie suchen dabei einen möglichst zuverlässigen Lappen zu bekommen, von dem sie annehmen, daß er ihre Tiere nicht heimlich mit seinem Besitzzeichen zeichnet oder schlachtet und dann sagt, sie seien umgekommen, und der nicht alle Kälber, die die Kühe geworfen haben, zu seiner eigenen Herde tut.
Aber es muß auch außerdem ein geschickter und kühner Mann sein, der die Herde zu führen versteht und gut durch alle Gefahren bringt. Es ist nicht einfach für sie, den Richtigen zu wählen, und viele haben ihre Herden eingebüßt, wenn sie an einen Betrüger oder an einen Unfähigen geraten waren.
Ravsta Heika war solch ein Mann, der norwegische Rentiere mit zu seiner Herde nahm. Er war ein sehr gefürchteter Rentierdieb, schwarz von Angesicht, wild und ungebärdig. Aber er war ein tüchtiger Renwächter, und wer von den norwegischen Wohnlappen sich gut mit ihm stellte und es wagte, grade den Dieb zum Führer seiner Herden zu machen, der fuhr gut dabei. Er mußte ihm allerdings in allen Dingen seinen Willen lassen und ihn reichlich mit Branntwein bewirten, wenn Heika zu ihm in die Gamme kam, sonst sagte er

einfach, die Renkühe hätten keine Kälber gehabt. Wer ihn aber zu nehmen verstand, dem hütete er die anvertraute Herde treulich und bewahrte sie geschickt in jeder Gefahr.
Heika hatte immer einen kleinen Beutel mit Steinen an seinem Gürtel hängen. Über ihnen sang er zu den rechten Zeiten die alten Zauberlieder und streichelte sie dabei zwischen den Händen.
„Kleine Steine", sang er, „Zaubersteine, hütet mich und die Rene, valla, valla . . ." Oder er lobte das Land, daß es weit über die Weidefluren hinausschallte und alle guten Geister der Erde ihm zu Diensten rief:
„Vuoi dak rasseluokatjak, makka njaukastik misatjit teko ruodjakietain vaja̍ na na na na na na . . . – – Oh, diese grasbewachsenen Berghänge, die die kleinen Rentierkälber streicheln wie mit Butterhänden! Vaja nana, nana nana . . ."
Und immer hatte er Glück.
Zwar waren diese Zaubergesänge streng verboten, seit der Christengott mit den Ansiedlern ins Land gekommen war und die Lappen unter seine Herrschaft genommen hatte. Seine Priester hatten damals alle Zaubertrommeln auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt und bedrohten jeden mit den unerbittlichsten Höllenstrafen, der sich auch nur an diese Zaubergesänge erinnerte. Aber Ravsta Heika fürchtete den Christengott nicht und sang seine unheiligen Lieder über den Steinen, um seine Herden zu schützen.
Obwohl die Wohnlappen Ravsta Heika nun gern ihre Herden mitgaben und auf diese Weise von seiner heidnischen Zauberkraft mitprofitierten, entsetzten sie sich doch über seine wilde Sündhaftigkeit. Sie flüsterten untereinander, er habe sich an Una Birus verkauft, einen kleinen Teufel, der ihn eines Tages von den Weiden holen würde: ‚Nicht schlafend und nicht nüchtern und über rinnendes Wasser hinweg.'
Und wirklich ist Heika an einem dunklen Herbstabend nicht mehr

nach Hause gekommen. Er hatte mit Freunden gefeiert und sich dann allein auf den Heimweg gemacht. Natürlich meinten alle, der Teufel habe ihn geholt, aber vielleicht ist er auch nur verunglückt, schwer betrunken, wie er war.

Seine Herden wurden von seinen Verwandten übernommen. Aber die Wohnlappen bekamen seitdem keine Kälber mehr von ihren Renkühen, und auch die ausgewachsenen Rentiere verschwanden: die Wächter schlachteten sie oder trieben sie zu ihren Leuten ab, so daß die Eigentümer zuletzt gar keine Tiere mehr hatten und manchmal wehmütig an Ravsta Heika zurückdachten, obgleich sie nicht davon abgingen, daß ihn der Teufel geholt hätte.

Aber das geschah erst später. Damals, als Neitah mit der Herde zum erstenmal in Norwegen war, lebte Ravsta Heika noch und ging stolz und stattlich unter den Wohnlappen umher, die ihm gerne ihre Herden zur Wanderung über das Gebirge und zur Weide auf den schwedischen Mooren anvertrauten bis zu seiner Rückkehr nach Norwegen im nächsten Frühjahr.

Und er hatte ein Recht darauf, sich stolz und zurückhaltend zu geben. Andere waren nicht so glücklich in ihrer Hantierung, und kaum ein anderer war so ehrlich seinem einmal gegebenen Wort treu wie er.

So hatte ein anderer Wohnlappe, Jo Nilsa, seine Herde einmal bei Inka Vuolap mitweiden lassen. Tausend Stück hatte er ihm anvertraut und bekam nicht ein einziges Tier zurück. Zwar war Jo Nilsa reich und konnte es verschmerzen. Er hatte einen großen Hof, den er nach Norwegerart bestellte, und winters fuhr er mit einem eigenen Zehnrudererboot zum Fischfang nach dem Lofot. Er war bekannt, soweit es Lappen gibt, vom äußersten Lofot bis hinauf an die Finnmarkenküste, und wenn er zu Hause war, rissen die Feste und Gastlichkeiten nicht ab. Aber dennoch wurmte ihn der Verlust

seiner Herde, und er hätte Inka Vuolap wer weiß was angetan, wenn der ihm jemals wieder unter die Augen gekommen wäre.

Auch Viggju Heika, ein anderer norwegischer Wohnlappe, hatte auf diese Weise alle seine Rentiere eingebüßt. Aber der gab sich keineswegs damit zufrieden, sondern beschloß, seine Tiere bei den Dieben wieder aufzuspüren und wiederzugewinnen. Er ging deshalb im Herbst als Wächter mit einer Sida über die Berge zurück nach Schweden und hütete denen die Herde, bis sie ins Winterlager gingen. Dann fuhr er den ganzen Winter über im Lande umher und suchte seine Tiere.

Und richtig! Eines Tages fand er sie in einer fremden Herde untergemischt. Er traf auf sie, als die ganze Herde in langen Zügen die Berghänge hinunterkam, und folgte ihnen, bis sie sich mit den Vorderfüßen zum Moos hinuntergegraben hatten und weidend in den Rentierflechten wühlten. Er kam ihnen ganz nahe und erkannte viele von seinen Tieren. Die fing er sich ein und trieb sie mit sich fort.

Das tat er nun drei Jahre lang und hatte dabei seine ganze Herde so ziemlich wieder zusammengefunden. Seine Familie wohnte noch in Norwegen, und seine Frau führte den Hof in seiner Abwesenheit, er aber hatte bei diesem Einfangen wieder so große Lust zum Wanderleben bekommen, daß er sich überlegte, ob er nicht lieber den Hof verkaufen und wieder mit den Herden herumziehen sollte. Doch da überfielen ihn die Diebe und zwangen ihn, all sein „zurückgestohlenes" Eigentum wieder an sie abzugeben, und sie bedrohten ihn so, daß er froh war, mit dem Leben davonzukommen und nicht mehr nach Schweden hinüberging. Er tröstete sich damit, daß Bauernleben und Wanderleben eben unvereinbar sind und daß man sich für eins entscheiden und dann dabei bleiben muß.

So gingen die Männer umher und ordneten ihre Angelegenheiten, und die Frauen hatten um die Zelte herum zu tun, um alle Sachen

für die Wanderung bereitzumachen. Des Abends kamen sie zueinander in die Zelte, um Abschied zu nehmen. Und wenn draußen die ersten kalten Herbstregen niedergingen und gegen die Zeltwände prasselten, saßen sie am Feuer beieinander, die beiden Kaffeetassen gingen reihum, und sie sprachen von ihren Freuden und Sorgen, von den Kindern und Männern und von gestern und morgen, wie alle Frauen in der Welt tun, wenn sie beieinander sitzen und Abschied nehmen.
Auch die Frauen der Wohnlappen aus den herumliegenden Gammen kamen zu ihnen. Es war da manche Freundschaft zwischen den Frauen, wenn auch ihre Lebensweise nicht mehr miteinander übereinstimmte und die Männer sich gegenseitig an den strittigen Fällen rieben. Es kamen sogar manche von weither gereist, bloß um noch einmal an den kleinen Feuern in der Kote zu sitzen und von allen den Dingen zu plaudern, denen sie in ihrem neuen Leben so ferngerückt waren. Sie baten dann wohl die Hausfrau, eins der alten Lieder zu singen, die ihnen selber so streng verboten waren. Dann lauschten sie der Sprache, die sie kaum noch verstanden, den lange vergessenen Rhythmen und Tönen, die an den beständigen Fall des Wassers in der Wildnis erinnerten und an den Wind, wenn er mit dem Laub der Birken raschelte und in langen Wellen über das Moorgras hinstreicht auf allen den Wegen, auf denen ihre Eltern Kind gewesen waren.
„Mieleheni muistuu koti ihana täällä on mun halu sinne kostua. Tuuli myrsky pauhaa täällä matkalla eikä löydy rauhaa ennen satamaa – Mir kommt die herrliche Heimat in den Sinn, von hier dorthin zu gelangen ist mein Wunsch. Auf der Reise toben Wind und Sturm, und es ist keine Ruhe, ehe wir im Hafen sind", sangen sie dann. Und sie verstanden es alle, die nur noch norwegisch sprechenden Wohnlappenfrauen und auch die abreisenden Lappinnen, obgleich es ein finnisches Heimatlied ist.

Und dann schwatzten und lachten sie wieder und erzählten sich Großes und Kleines durcheinander, wie es gerade kam.
Da war zum Beispiel gerade in diesen Tagen Sarre Per gestorben, und was sich bei dieser Gelegenheit herausgestellt hatte, regte alle Lappen auf, von einem Ende des Landes bis zum andern.
Sarre Per war ein wohlhabender Mann gewesen, ein Wanderlappe, der mit einer großen Sida in Lappland herumzog. Im Frühjahr ging er über die Berge nach Norwegen hinein, wo er mit all seinem Volk an einem schönen See mit guten Weiden auf der Halbinsel Coarrenyarga sein Sommerlager hatte, und im Herbst wieder zurück nach Schweden. Dort wußte er so gute Winterlager, wie er sie sich nur irgend wünschen konnte. Er hätte wohl ruhig seinen Dingen nachgehen und ein angesehener und reicher Mann sein können. Aber er war ungebärdig in all seinem Tun und konnte das Stehlen nicht lassen. Wo er auch nur eine Gelegenheit ahnte, war er dabei, und Gelegenheiten zum Diebstahl witterte er überall.
In Schweden wurde damals Rentierdiebstahl mit schwerer Peitschenstrafe geahndet. Sarre Per war schon zweimal dieser Strafe verfallen. Weil er nun Angst hatte, er würde die Peitschenstrafe ein drittes Mal nicht überstehen, sah er sich sehr vor und nahm sich in acht, um ja keinen Verdacht aufkommen zu lassen.
Eines Tages aber, als er sich wieder in einem Birkendickicht ein fremdes Rentier eingefangen hatte und eben dabei war, ihm sein Merkzeichen ins Ohr zu schneiden, entdeckte er drüben, in den Felsen, ein Mädchen. Es hatte Senegras getrocknet und geklopft und war gerade dabei, es zu kleinen Rollen zu drehen, wie es auf der Wanderung mitgeführt wird, um an Stelle von Strümpfen in die Schuhe gesteckt zu werden. Sie war so eifrig bei der Arbeit, daß sie Pers Tun wohl gar nicht bemerkt hatte. Doch Per erschlug das Mädchen und versenkte es in den See. Das Mädchen aber war Lainje Jonnas Tochter gewesen, bei dem Per an dem Tag zu Gast war.

Am Abend sprach Lainje Juonas besorgt davon, daß seine Tochter nicht nach Hause gekommen und nirgends zu finden sei. Ihr Hund aber stehe am Wasser, heule darüber hin und lasse sich nicht fortrufen. Vielleicht sei sie im See verunglückt. Deshalb wollte er sich am nächsten Tag ein Boot leihen und den See nach ihr abfischen.
Am nächsten Tag betätigte sich Sarre Per eifrig bei der Suche, und es gelang ihm immer wieder so geschickt von der richtigen Spur abzulenken, daß das Mädchen nicht gefunden wurde und man schließlich die Suche nach ihr aufgab.
Aber die Gemüter der Leute beruhigten sich keineswegs so schnell, und nach und nach fiel ihr Verdacht auf einen ganz anderen Mann, auf Björnar von Lesje, einen Norweger, der dort gesiedelt hatte und bei den Lappen verhaßt war wie der Teufel selber. Seine Rodung lag in der Nachbarschaft. Er war sehr tüchtig, aber nach Bauernart, die den Lappen unverständlich und in der Seele verhaßt war. So begnügte er sich zum Beispiel nicht damit, seine weißen Ochsen nur im Sommer als Zugtiere arbeiten zu lassen, sondern er beschlug ihnen die Klauen mit Eisen und ließ sie auch Winterfuhren auf dem Eise ziehen. Er hatte sich gute Weiden und schönes Ackerland mit großem Fleiß erarbeitet, aber die Lappen durften sein Besitztum nicht betreten; er brüllte sie an und drohte immer gleich mit Prügeln, wenn sie auch nur in die Nähe seines Gebietes kamen. Deshalb haßten ihn alle. Wenn sie im Moor den tiefen Spuren seines Ochsenkarrens begegneten, spien sie mit dem Fluch: „Tvi!“ aus und hielten sich so weit abseits vom Wege, als ob der Teufel selber da entlanggefahren wäre.
Als nun das junge Lappenmädchen auf eine so unerklärliche Weise verschwunden war und es sich herumsprach, daß sie zuletzt in der Nähe seines Hofes gesehen worden war, fiel natürlich der Verdacht auf diesen verhaßten, gewalttätigen Mann. Alle sahen ihm mit

bösen Augen nach, und der ganze Stamm tat ihm noch mehr Schaden an als bisher.
Dagegen zog Sarre Per, solange er lebte, unangefochten durch das Land mit all seinem Volk, und der verhaßte Fremde mußte die Last des Verdachtes für ihn tragen. Björnar war schon ein ganz alter Mann und in Feindschaft noch härter und unnachgiebiger geworden, als Sarre Per schließlich auf dem Totenbett diese und noch andere ungesühnte Untaten eingestand.
Solche und ähnliche Vorkommnisse besprachen die Frauen am Feuer und nähten dabei an der Fellkleidung, stickten die bunten Mützen und webten farbige Wollbänder, die sie für allerlei Zwecke brauchten, tranken ungezählte Tassen Kaffee, sprangen auf in irgendeiner Hantierung, liefen hinaus in den strömenden Herbstregen und kamen wieder ans Feuer zurück, lachten, trockneten sich und plauderten weiter von allerlei, Großem und Kleinem, wie es gerade kam.
Der nieselnde, kalte Herbstregen hatte eingesetzt, nahm die Blätter von den Bäumen und ließ das Gras rasch welken. Da drängte die Herde fort, aufwärts in die hohen Wälder, wo die Pilze sie lockten, und weiter auf den Weg zu den Moorweiden in Schweden, die jetzt ohne Mücken und voller Nahrung waren.
So brachen sie auf, als die Männer alle Angelegenheiten geordnet hatten.
Sie wurden naß bis auf die Haut auf dieser Wanderung, und wenn sie rasteten, mußten sie erst die Kleider trocknen, ehe sie sich zur Ruhe legen konnten, denn es fror schon oben in den Bergen, und mancher von ihnen erkältete sich und wurde krank.
Aber bei der Emed, der alten Sippenmutter, waren sie mit jeder Krankheit, wie sie das Lappenleben so mit sich brachte, in bester Behandlung und Pflege. Die konnte selbst mit Lungenentzündungen und anderen schweren Krankheiten fertigwerden. Und den gewöhn-

lichen Erkältungskrankheiten: Husten, Hals-, Kopf- und Zahnweh, Kreuz- und Gliederschmerzen und Erkältungsfieber, ging sie mit Aderlässen, Packungen und Heilkräuteranwendungen so geschickt und energisch zu Leibe, daß kaum einmal eines Kranken wegen die Wanderung unterbrochen werden mußte. Dabei konnte sie sehr böse werden, wenn einer sie fragte, ob sie zaubern könne.

„Wie kann einer nur so dumm fragen", rief sie dann ganz aufgebracht. Das seien die alten Doktorkünste der Lappen. Zauberei hätte damit gar nichts zu tun und sei etwas ganz anderes. Nicht einmal einen Spruch brauche sie dazu zu sagen, ihre Künste hülfen so, ohne solchen Humbug, allein aus der Kraft der Mittel und der richtigen Anwendung. Aber das müsse man eben freilich verstehen und können.

So wußte die alte Emed Rat in vielerlei Krankheiten. Aber Gela half noch wirksamer. So schnell sie konnte, machte sie jedesmal ein Feuer in dem schnell aufgeschlagenen Zelt und beschwor die Flammen.

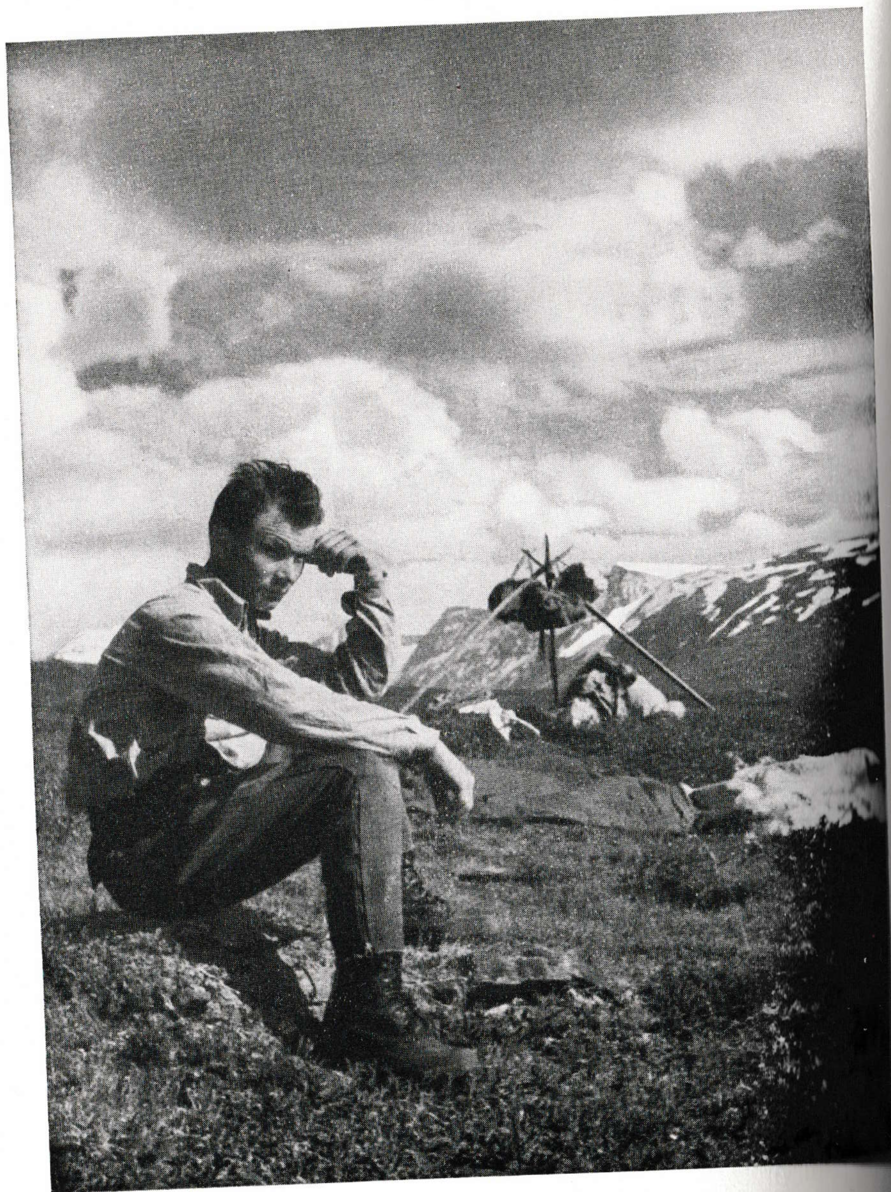
„Talla, talla, liggi kalamasa", bat sie die aufflackernden Flämmchen: „Feuer, Feuer, wärme die Frierenden!" Und schon lange bevor das Feuer mit seiner noch schwachen Wärme zu ihnen drang, wurde den Kindern schon warm und gut zumute von ihrer lieben, zuversichtlichen Stimme.

*

Sie rasteten auch wieder bei dem Opferstein wie auf der Herwanderung, und sie opferten auch wieder. Der Stein sollte es ihnen mit guter Reise und Glückszufällen auf der Wanderung danken. Aber die, die ihn hungern ließen, verfolgte er ganz gewiß mit Unglück und schlechtem Wetter.

Das erstemal, so hieß es, hätte eine alte Lappenfrau an dieser Stelle gesessen und sich ausgeruht, und weil es ein schwüler, heißer, gewitteriger Tag gewesen war, war sie eingeschlafen. Da hatte es vom Stein dreimal gerufen: „Tropfe auf mich! Tropfe auf mich! Tropfe auf mich!", jedesmal lauter, und das letztemal schon so wild wie das Gebrüll des Donners in den Bergen. Entsetzt war sie aufgewacht, und weil sie gar nichts anderes bei sich führte, hatte sie ein Medizinglas aus der Tasche genommen und hastig drei Tropfen auf den Stein aufgetropft. Dann war sie davongelaufen, so schnell ihre alten Beine sie noch trugen.

Seitdem wußte man, daß es ein Vuoitas-gallo, ein Opferstein, war, der das brauchte und der den Spendern Dank wußte. Darum ging keiner mehr an ihm vorbei, ohne ihm Nahrung zu spenden.



„Vuoya alloh stuorra alloh vadsa mana mana, manana, mana, man“, sang Per über die Herde hin, die vor ihm in den nieselnden Wolken einherzog: „Oh, die Herde, die große Herde wandert, geht, geht, geht, geht . . .“ Stundenlang wiederholte er die wenigen Takte, und in ihrem Rhythmus gingen sie dahin: die Herde, die Hunde, die Wächter, Neitah und er.

Die Sida folgte ihnen langsamer, manchmal auf anderen, bequemeren Pfaden, nach ihrem eigenen Rhythmus. Sie hatte wohl auch ihr eigenes Wanderlied.

„Padjel vari, padjel vari – Über die Berge, über die Berge, nu, nu, nuu – –“ Vielleicht auch ein anderes, wie der Augenblick es aus ihnen aufsteigen ließ: der wechselnde Ausblick über die Wege hinüber, den der nieselnde Regen verhängte und wieder freigab, der immer schwerer werdende Gang ihrer Tiere auf den abwärtsfallenden Wegen, die kalte Nässe, die ihnen allmählich durch die Kleider drang, die würzigen Herbstgerüche, die vorausfliegenden Gedanken – – –

So gingen sie, Stunde um Stunde.

Heikka war ihnen wieder vorausgewandert, zu den Rastplätzen, die der alte Jerpe noch bestimmte, aber nicht mehr vorausschreitend prüfen konnte. Er erwartete sie an der Stelle, wo sie die Wanderkote aufschlagen, Feuer anmachen, sich trocknen und erholen, essen und schlafen würden.

Die Rene dagegen liefen quer durch die Wälder. Sie suchten die Pilzwiesen, auf denen sie sich vollfraßen. Sie waren nicht wegzukriegen von diesen Pilzen, und die Wächter ließen sie fressen, solange sie mochten. Es hatte ja keine Eile mit dem Weiterziehen. Sie waren in dem weiten Land an jeder Stelle „zu Hause“.

Die Elfe, durch die sie im Frühjahr hatten schwimmen müssen, waren jetzt schmale Rinnsale. Die Rentiere gingen achtlos über die Steine im Flußbett hinweg, und Neitah sprang von Stein zu Stein oder

kam durch das kleine Rinnsal watend trockenen Fußes hinüber in ihren wasserdichten Lappenschuhen. Selbst das Senegras in ihnen blieb trocken.
So gelangten sie über das Hochgebirge hinunter in die Vorberge, ehe das wilde Unwetter des Spätherbstes sie eingeholt hatte. Über den großen See mußte die Herde dieses Mal schwimmen. Nur die Wächter blieben dabei. Neitah machte indessen mit der Sida den Umweg um das Ufer herum.
Dieses Mal wanderte Neitah gern mit Gela, denn die Frau war fröhlich, weil sie dem Herbstunwetter in den Hochgipfeln entronnen waren. Hier am See war es noch sommerlich warm, die Sonne schien wieder, die Spinnfäden flogen in der kühlen, klaren Luft, und die Wälder waren voller Beeren und Pilze. Man zertrat sie bei jedem Schritt. Das Lager war nah, wo sie die Wintersachen gelassen hatten. Dort würden sie nun lange rasten – den ganzen herrlichen Nachsommer lang.
Sie eilten von weitem an einer Stelle vorüber, wo an heruntergeschwemmten großen Steinblöcken ein üppiges Buschwerk emporwucherte, und Neitah lief hinüber, um die Himbeeren zu pflücken, die sie von weitem gesehen hatte. Aber Gela rief sie scharf zurück: „Nicht dorthin! Wecke nicht die Gespenster!"
„Was ist denn da?" fragte Neitah enttäuscht, aber Gela fuhr sie an: „Sei still! Da liegen die Engländer!" und trieb mit scheuem Blick schnell an dieser Stelle vorbei.
So kamen sie an den Rastplatz. Dort blieben sie lange. Sie schlugen alle Zelte auf, nicht nur das Wanderzelt, und machten es sich behaglich darin. Sie holten die Wintersachen vom Bock herunter und sahen sie nach, aber sie tauschten sie noch nicht gleich aus; sie fühlten sich noch wohl in dem leichten Sommerzeug. Hier mußten sie nun bleiben, bis der Schnee fiel und sie mit den Schlitten weiterreisen konnten. Es war hier auch noch gute Weide für die Herde,

rund um den See stand das Gras üppig und dicht; es war ein zweites Mal hochgewachsen, zwischen den trockenen, samentragenden Halmen standen die neuen Kräuter wieder saftig und frisch. Und in den Wäldern, in den Büschen und Knicks wuchsen die Pilze.
Es war ein schönes Leben in diesem Lager, und es dauerte unerwartet lange in diesem Jahr. Sie stellten wieder Fallen aus für die durchziehenden Vögel und fischten im See. Die Männer jagten im umliegenden Wald, brachten Hasen und Jungtiere, Vielfraß und anderes Getier, das über den Sommer herangewachsen war und leichte Beute gab.
Das Hüten dagegen war nicht leicht in diesen Tagen. Die Stiere hielten jetzt, nach der Brunstzeit, die Herde nicht mehr eng zusammen. So streunten die Tiere einzeln herum und verteilten sich über eine weite Fläche, und man mußte ihnen nachgeben und ihnen folgen, wohin sie gingen, denn sie wußten selber am besten, wo das Futter noch gut und kräftig war.
Einmal lagerten Per und Neitah sehr weit ab von der Sida mit ihrem halben Hirtenzelt. Neitah hatte das Zelt mit Birkenzweigen und Schaffellen schön hergerichtet und ein Feuer vor dem Eingang gemacht. Bei diesem Feuer saßen sie nun, Per rauchte seine Pfeife, und sie warteten beide auf Olof, der die Runde um die weitverstreute Herde machte und nun bald zurückkommen würde, um ihnen die Wache zu übergeben und selber in dem bereiteten Zelt zu schlafen.
Da erzählte Neitah von dem Himbeergesträuch bei den großen Steinen und fragte: „Warum durfte ich da nicht hingehen, Per?"
„Da liegen die beiden erschlagenen Engländer", sagte Per.
Und als Neitah ihn neugierig und bittend ansah, erzählte er:
„Es ist nicht geheuer dort. Einmal mußte eine Sida da in der Nähe übernachten. Sie kamen von den Bergen herunter und wurden vom Unwetter überrascht. So schlugen sie schnell das Zelt auf, ohne sich

den Platz erst genau anzusehen. In der Nacht hörten sie draußen Rufe, immer wieder, so daß sie schließlich einen Feuerbrand aufnahmen und hinausgingen und alles ableuchteten. Aber sie sahen nur das zertretene Gras und die Nässe, die von den Steinen tropfte, und solange sie das brennende Holzscheit in der Hand hielten, war es ganz still. Aber als der Brand ausging, kam das Jammern wieder, ein unheimliches Schreien und Stöhnen in einer fremden Sprache, so daß sie entsetzt ihre Sachen zusammenpackten und die Flucht ergriffen. Seitdem geht keiner mehr dort in der Nähe vorbei, auch am Tage nicht gern, und in der Nacht schon gar nicht."

„Ja, aber was ist denn da, Per?"

„Da sind die beiden Engländer umgebracht worden. Sie können keine Ruhe finden. Jedesmal, wenn Menschen in die Nähe kommen, versuchen sie, sich bemerkbar zu machen, damit sie endlich gerächt werden und Ruhe finden."

„Erzähl doch mal richtig, Per! Was ist da geschehen?" fragte Neitah ungeduldig und sah ihn vorwurfsvoll an, so daß er lachen mußte. Da klopfte er seine Pfeife aus, stopfte sie neu und erzählte nun ausführlich, mit allen Einzelheiten, so wie Neitah es gern hatte:

„Sie waren auf einer Lapplandreise mit einem Führer. Sie hatten nichts zu tun, sie wollten nur das Land kennenlernen und das Lappenvolk. Engländer sind so. Sie nehmen eine große Reise auf sich, um eine fremde Gegend zu sehen.

Sie reisten im Lande umher und sahen sich alles an. Und der Führer brachte sie auf Brita Hakis Hochzeit, damit sie auch eine Lappenhochzeit zu sehen bekämen.

Sie waren sehr nett und sehr lustig auf dieser Hochzeit, wenn sie auch nichts verstanden und vieles falschmachten, wie es nicht Sitte ist bei solch einer Gelegenheit. Sie waren eben Fremde. Aber sie machten der Braut auch Geschenke, und bei dieser Gelegenheit

konnte man sehen, daß sie viel Geld und allerlei unbekannte Kostbarkeiten bei sich hatten.

Dann wanderten sie weiter, auf die schwedische Lappmark zu, und auf dieser Wanderung verschwanden sie spurlos und sind nie wieder irgendwo angekommen."

„Und?" fragte Neitah gespannt.

„Und nichts. Sie waren eben fort. Weil es aber vornehme Fremde waren, mischten sich schließlich die Gerichte ein, die Beamten reisten im Lande umher und verhörten alle Leute. Aber keiner wagte etwas zu verraten, obgleich die Leute wohl wußten, wer es gewesen und wie es zugegangen war."

„Warum sagten sie es nicht?" fragte Neitah empört. „Wieso wußten sie überhaupt etwas, wenn keiner dabei war?"

„Ein Nordlappe, Pette Vuoltok, war an dem Tag in diese Gegend gekommen, auf der Suche nach seiner versprengten Herde. Er hatte sich dazu ein Fernrohr mitgebracht, und auf einmal, wie er das Fernrohr von den Bergen nach der Talsohle hin senkte, bekam er bei den großen Steinen das Verbrechen ins Blickfeld. Er sah, wie die Fremden überwältigt wurden, und er erkannte auch die beiden Lappen, die das taten. Aber er war so erschrocken, daß er nicht wagte, etwas davon zu sagen, als er wieder am Abend zu den Zelten herunterkam.

Erst bei sich zu Hause vertraute er seiner Schwester an, was er gesehen hatte, und beschwor sie, keinem etwas davon zu sagen, denn wenn es herauskäme, daß er diese Tat mitangesehen hätte, würde er wohl nicht mehr lange zu leben haben.

Aber die Schwester konnte das Geheimnis nicht bei sich behalten. Sie erzählte es weiter, und so ist es unter die Leute gekommen.

Im nächsten Herbst wollte dieser Pette einmal im Kirchzelt übernachten."

„Was ist ein Kirchzelt?" fragte Neitah dazwischen.

„Weißt du das nicht? In den Kirchdörfern haben sie doch Zelte aufgestellt. Für die Leute, die von weither zur Kirche kommen. Große Zelte, in denen es aus und ein geht von fremden Kirchenbesuchern und in denen es immer lustig zugeht, ein ständiges Ankommen und Abreisen ist da, mit vielem Erzählen und Berichten und Freundschaftschließen. Wie es überall ist, wo viele Leute zusammenkommen. Hast du das denn noch nie gesehen?"
„Ich war noch in keiner Kirche."
„In Soppero wirst du alles zu sehen bekommen. Freust du dich darauf?"
„Ich weiß nicht. Ich kenne es ja nicht. Aber erzähle weiter, Per. Du erzählst heute gar nicht ordentlich!"
Per lachte und fuhr fort: „Also, er wollte in dem Kirchzelt übernachten, und da kam an demselben Tage auch der Raublappe und sein Helfer von den Bergen herunter. Sie errichteten ihr Wächterzelt dicht daneben, und dann luden sie ihn ein, zur Kurzweil zu ihnen in ihr Zelt zu kommen.
Pette war sehr erschrocken, aber er wagte nicht, die Einladung auszuschlagen. So ging er zu ihnen ins Zelt hinein und blieb dort ein wenig mit ihnen zusammen. Er trank nur eine einzige Tasse Kaffee bei ihnen, aber es wurde ihm gleich übel danach. Als er ins Kirchzelt zurückkam, war er schon so krank, daß er nicht mehr stehen konnte. Er mußte sich gleich auf den Boden legen und konnte keinen Bissen und keinen Schluck mehr herunterkriegen. Alle Leute standen um ihn herum, aber keiner konnte ihm helfen. Er wurde ganz steif von dem Gift und starb noch am selben Abend.
Deshalb wagte auch keiner zu sagen, was er wußte, als die Beamten alle verhörten. Sie hatten Angst, daß es ihnen ebenso gehen würde, denn diese Räuber scheuten vor keiner Untat zurück.
Ihrem eigenen Gewissen aber konnten sie doch nicht entgehen, und so zogen sie allerlei Unglück auf sich herab. Menschen mit schlechtem Gewissen haben kein Glück bei allen ihren Hantierungen. Und schließlich sind sie beide auch auf eine schreckliche Art umgekommen, so daß sie auf diese Weise doch ihre Strafe bekamen. Nur, weil sie nicht gerichtlich abgeurteilt wurden, sind die beiden Engländer eben nicht gerächt, und deshalb spuken sie."

„Ach", sagte der dazukommende Olof, und das unfaßbare Lächeln stand wieder in seinem Gesicht, „sie sind Erde geworden. Kreisen in Bäumen, werden ins Licht hineingeatmet, sind Regen gewesen und Schnee geworden und mit den Quellen zum Meer geflossen. Sie spuken bestimmt nicht. Sie sind nicht mehr." Damit erhob er sich von der Feuerstelle und legte sich auf die Felle im Hirtenzelt, die Neitah so fürsorglich für ihn zurechtgelegt hatte.

*

Als der Schnee fiel, packte die Sida zusammen und zog weiter, auf Soppero zu, ins Winterlager.
Die Herde folgte langsam, hielt sich da und dort auf, wo das Futter gut war, und ging dann auf die ihr bestimmten Futterplätze in der Umgebung von Soppero. Neitah kam erst zu Weihnachten wieder herunter zu den Zelten.

Winterlager

Zehn helle, schöne Tage hatten sie gehabt: ein unerwartetes Geschenk des Wetters, so spät noch im Jahr. Der Bogen der Sonne war flach über sie hingestrichen, die Sonne kam ihnen so nahe wie das ganze Jahr über nicht und wärmte sie noch einmal durch bis auf die Knochen. Sie ging früher und früher unter, und noch bevor sie ganz hinter den Bäumen verschwunden war, stiegen aus den Wiesen die Nebel auf. Über jedem Wasserlauf standen sie dicht und stiegen so hoch, daß sie die wiedergekommenen Sterne verdeckten. Nur die allergrößten schimmerten matt durch die nebligen Schleier: Favtna, das Geweih des Sarva, die beiden Schneeschuhläufer. Und die Gallassöhne waren jetzt wieder nah und stiegen immer höher in den Himmel hinein mit ihrem starken, buntschillernden Hund.

Dann waren die Nebel dichter geworden und tagsüber stehengeblieben. Einmal noch drang die Sonne hindurch und stand matt, wie ein Mond, hinter der Dunstschicht.

Dann hatte es sich ganz eingenebelt, der Nebel war immer dichter, immer dunkler geworden, und eines Spätnachmittags fielen die ersten Schneeflocken heraus. Sie zergingen erst noch auf der Erde, aber über Nacht schon blieben sie liegen und tauten erst am andern Nachmittag weg.

Da machte sich die Sida zum Aufbruch bereit, und auch die Herde zog tiefer hinunter.

Auf dieser Wanderung nun sahen sie die Sonne nicht wieder. Der

Nebel lastete schwer auf ihnen und machte sie so traurig, daß sogar Per schweigsam und unlustig dahinschritt. Die Gänse, die Schwäne, alle die wilden, lustigen, lärmenden Vögel waren längst fort, es war unheimlich still über den Mooren. Nur die Krähen krächzten ihr heiseres Lied: „Vuora! vuora! vuora!“ über die leere Heide hin, aber Per war zu trübsinnig zumut, um es ihnen nachzuschreien.

Es wurde immer dunkler und lastender. Und dann kam der Tag, an dem die Sonne zum letztenmal über den Horizont heraufkam – einen Augenblick lang nur, ehe sie für dieses Jahr endgültig fortging. Aber nicht einmal das sahen sie deutlich. Sie sahen nur einen roten Schimmer durch den Nebel hindurchhuschen und wieder verschwinden. Und dann kam die lange Dämmerung, die ganz dunkle, die allerschwerste Zeit.

Erst als die Schneestürme einsetzten, wurde es besser. Die fegten das Lastende hinweg. Es wurde zündend kalt. Die Sterne kamen wieder heraus und gingen ihre Kreise: groß, leuchtend und festlich über den dunklen, tiefblau-schwarzen Himmel. Das große Jagdspiel am Himmel begann. Die beiden Schneeschuhläufer, die Gallassöhne mit ihrem Hund, die alte Frau mit der Hundeschar: sie alle liefen hinter Sarva her, um ihn zu jagen. Und Favtna spannte den Bogen und zielte nach Boahje-naste. Noch waren die Schneestürme leicht. Sie dauerten nur Stunden und hatten nicht die vernichtende Gewalt, die pfeilgerade aus den Polarländern herunterfegt und alles warme Leben vernichtet.

„Zur Ruotta-baive, zu Weihnachten, gehen wir hinunter nach Soppero“, versprach Per. „Und dann bleibst du im Lager“, fuhr er mit verheißungsvoller Stimme fort, als mache er Neitah ein großes Geschenk damit, „solange der tiefe Winter dauert, und vielleicht lassen sie dich jetzt schon zur Schule gehen.“

Aber Neitah maulte: „Und du, Per? Warum darf ich nicht immer bei dir bleiben?“

„Du mußt vernünftig sein, Neitah. Der ganze tiefe Winter ist noch zu anstrengend für dich. Da wirst du mir krank, und dann ist alles aus. Und außerdem mußt du auch die Lagerarbeiten lernen. Alles mußt du können, Neitah. Du weißt nicht, wie du es noch brauchen wirst. Gela ist eine so geschickte, tüchtige Frau. Und sie ist gut, sie wird dir alles richtig und ordentlich zeigen."

Aber Neitah schwieg nur. Auch als Per tröstend sagte: „Du wirst sehen, was du für eine tüchtige Hausfrau am Ende des Winters sein wirst." – –

Nicht mehr mit der Herde gehen – nicht mehr mit Per plaudern, ihn fragen, mit ihm zusammen nachdenken über die Welt und das . . . Wieder klein sein unter den Erwachsenen, ein Kind, das man spielen schickt . . .

„Sie wird mich schicken, das Rentierspiel mit den Geweihen zu spielen", sagte Neitah unlustig.

„Wenn sie dich spielen schickt, dann gehst du. Und spielst mit den anderen Kindern. Auch dabei kann man sich freuen und mancherlei lernen. Mit den Hunden kannst du umgehen, und die Rentiere gehorchen dir auch, obgleich du noch sehr klein bist. Aber ob du mit anderen Kindern umgehen kannst, das ist noch sehr die Frage. Die sind deinesgleichen, weißt du, mit denen mußt du dich vertragen. Ob du das kannst?"

Erstaunt blickte Neitah auf. Geradezu unsicher wurde ihr zumut, als Per sie so ernsthaft fragte.

„Übrigens", fuhr er fort, „es ist gar nicht sicher, daß Gela dich so oft spielen schickt. Sie braucht viel Hilfe. Die Frauen haben sehr viel zu tun im Winterlager, sperr nur die Augen auf!"

Es war ein schöner, großer Winterwohnplatz, den sich die Sida hergerichtet hatte. Er lag etwas abseits von der großen Siedlung, schon im Walde. Hohe Föhren standen rundherum und mitten zwischen

den Koten, es war viel trockenes Holz da, und man hatte es nahe bei der Hand.

Als Per und Neitah aus den Bindungen ihrer Schneeschuhe traten, rauchte es dick und lustig aus allen fünf Koten, der Rauch zog dicht über den Platz hin und erweckte aufmunternde Vorstellungen von Wärme und Menschennähe, Geplauder, Gelächter, von vielem, sehr vielem gutem, heißem Essen und tiefem, ungestörtem, langem Schlaf.

Es war ein emsiges Treiben auf dem Hofplatz: Menschen kamen und gingen, alle in irgendeiner Hantierung, und sie riefen sich gegenseitig an über den Platz hinweg, tauschten Lachen und Scherzworte im Vorbeigehen. Auch Per und Neitah wurden so angerufen, begrüßt, gefragt, mit Neuigkeiten überschüttet. Es schlug wie ein warmer Wind über der ermüdeten Neitah zusammen.

Sie brachten gerade die Renkühe herbei, die bei den Koten gehalten wurden, um gemolken zu werden, und mit den anderen Frauen kam auch Gela aus ihrer Kote und lockte ein Tier nach dem anderen zu sich heran. Per und Neitah gingen auf sie zu, um sie zu begrüßen, und Gela freute sich so, daß sie ihre Arbeit den anderen Frauen mit überließ, Neitah bei der Hand faßte und sie beide ins warme, dicht nach Menschen duftende Zelt zog.

Es ging Neitah immer so, daß sie mit Feuereifer bei allem dabei war, aus vollen Zügen lebte, was es gerade zu leben gab, und alle ihre Kräfte daransetzte. Und danach schlug dann die Müdigkeit so jäh über ihr zusammen, daß sie nicht mehr sah, was um sie herum vorging. So saß sie auch jetzt am Feuer, die Tasse mit Kaffee in der Hand und vor dem duftenden heißen Fleisch, das Gela gleich vor sie beide hingestellt hatte, und merkte nicht mehr, wie sie das Essen verschlang, hörte nicht, wie es um sie schwirrte von Plaudern und Fragen, merkte nicht mehr, wie man sie anredete, fühlte auch nicht, wie Per sie aufhob und Gela ihr die Kleider lockerte und sie in die

Felle einrollte. Die plötzliche Wärme hatte sie trunken gemacht und überwältigt, sie war in den Schlaf hineingefallen wie in ein abgrundtiefes Loch.
Sie hatte auch vorher schon nicht mehr viel gemerkt von allem, was um sie herum war: nicht, daß die Zurufe der spielenden Kinder ihr gegolten hatten, nicht, daß ihr Freund Osko mit ein paar größeren Jungen aus dem Walde kam, beladen mit trockenem Föhrenreisig, das sie auf einen besonderen Haufen neben dem großen Holzstoß schichteten. Keinen von den Männern und Mädchen hatte sie wiedererkannt und war dicht an der Rentierschlachterei vorbeigegangen, ohne hinzusehen, ohne den letzten wilden Schrei des Tieres auch nur zu hören.
So schlief sie nun fest, Stunde um Stunde, während das Treiben der anderen rund um sie her weiterging.
Als sie endlich aufwachte, war Per längst fort, wieder bei der Herde, und Gela rief sie heran, gab ihr zu essen und legte ihr kleine, belanglose Arbeiten in die Hand. An ihnen konnte sie sich langsam hineinfinden in das Leben hier unten, das so ganz anders war, als sie es sonst um sich hatte. Sie gingen alle freundlich und sorglich mit ihr um. Alle hatten sie gern, und sie gehörte jetzt ganz dazu, als ob sie niemals fremd unter ihnen gewesen, als ob sie nie anders geheißen hätte, sondern als „Neitah" unter ihnen zur Welt gekommen wäre.
Es galt, die Allerkleinsten zu hüten und zu versorgen. Einen Säugling in einer Wiege gab es nicht mehr. Ristin war herangewachsen im Sommer und krabbelte nun überall herum. Er war ein Krabbelkind, ein „Guonna-mugga" geworden, ‚das nach Harn riecht', weil es sich noch nicht sauber halten kann und noch nicht versteht, sich rechtzeitig zu melden. Er mußte auch noch vor allerlei Gefährlichkeiten gehütet werden, und das tat Neitah gern. Ristin war wie ein Miesse, ein Kälbchen, in seiner fröhlichen, draufgängerischen Geschäftigkeit, und er trug oft eine Beule, eine Schramme oder auch

nur einen Schreck davon, obgleich Neitah ständig auf ihn aufpaßte. Dann tröstete sie ihn, indem sie ihn in die Arme nahm und summend wiegte, und so hatte sie allmählich eine Vuolle für ihn gefunden. Damit rief sie ihn auch. Und dann kam der kleine Kerl angestrampelt, was er auch gerade vorgehabt haben mochte, stolperte in ihre ausgebreiteten Arme und ließ sich wiegen. Er hörte auf diesen Ruf schneller, als wenn man ihn mit dem Namen rief, und allmählich riefen ihn auch die anderen so. Es wurde *seine* Vuolle, sein eigener, nur für ihn geltender Ruf. Viele Kinder hatten solch eine Vuolle, mit der man sie weithin, über Berge und Wälder hin errufen konnte, und alle riefen sie dann so an, so daß oft ihr Name darüber beinahe in Vergessenheit geriet. Sie behielten diese Vuolle, dieses ihr eigenstes Klangmotiv, zeitlebens bei, es wurde ihnen noch ins Grab nachgerufen. Und selbst später noch, wenn man sich des Gestorbenen erinnerte und ihn grüßen und ehren wollte, rief man seine Vuolle hinaus in das Land oder summte sie traurig in sich hinein. Es war eine große Tat, ein Zeichen von großer Liebe und endgültigem Dazugehören, daß Neitah schon eine Vuolle für einen Guonnamugga fand.
Wenn Ristin schlief oder wenn Gela sich mit ihm abgeben mochte, lief Neitah hinaus zu den anderen Kindern, die um die Koten lärmten. Sie alle hatten ihre zugeteilten Pflichten, die sie gewissenhaft erfüllten und nach denen sie auch gerufen wurden. Gelas Ältester, Nilsa, war Holzhauer, und er handhabte sein kleines Beil so geschickt, daß Gela nur die ganz dicken Kloben entzweizuschlagen brauchte, und auch an die machte er sich schon heimlich und verbissen heran. Elle war Feuerhüterin, Dolla-tsogge, sie pflegte das Feuer in der Kote, legte rechtzeitig Holz nach und holte auch zur rechten Zeit frisches Holz herein, schichtete es neben dem Feuerplatz auf, damit es inzwischen trocknen konnte und nachher gut

brannte. Und Neitah, Gelas nächstes Kind, war eben Kinderpflegerin und ging der Mutter überall zur Hand, was die auch tun mochte.
Zuerst war Elle auf Neitah eifersüchtig gewesen. Sie war bis dahin Gelas einziges Mädchen gewesen, und sie mochte jetzt nicht, daß auch Neitah „Mutter" sagte. Elle hatte es leicht, Neitah zu hänseln, ihr allerlei Ärgerliches in den Weg zu legen, sie auszulachen, alberne Dinge zu sagen, sie vor den anderen lächerlich zu machen, denn Neitah kam ja von den Herden herein und hatte noch niemals mit ihnen allen zusammen im Zelt gelebt. Sie wußte mit den „einfachsten Dingen" nicht richtig Bescheid, machte noch die selbstverständlichsten Sachen unsicher und manchmal sogar falsch. Und Elle war herrschsüchtig und wollte Alleinherrscherin sein, unangefochtene Vertreterin der Mutter im Zelt, wenn Gela nicht da war.
Neitah war erst empört, dann erstaunt und ratlos – sie hatte Elle nie etwas getan, nie etwas gesagt, was deren Abneigung hätte hervorrufen können. Neitah war immer allein gewesen – bis auf die kurze Zeit damals in dem nun schon lange vergessenen Frühjahr, bevor sie Pers Mädchen wurde und mit ihm zu den Herden ging. Sie wußte nicht, was Eifersucht ist – sie wußte gar nicht, was Elle eigentlich von ihr wollte – sie hatte keine Ahnung, wie viele Kinder sich untereinander einspielen. Per hatte recht gehabt, sie konnte nicht mit ihresgleichen umgehen.
Sie war sehr getröstet, als sie es sich soweit zurechtgelegt und herausgefunden hatte, daß es nur daran lag, daß sie noch nicht das richtige Verständnis und den richtigen Griff für Elle hatte – während sie doch mit Ristin – und auch mit allen anderen genau so sicher umgehen konnte, wie mit den Hunden und Kälbern draußen auf der Weide. Sie begann, sich sehr vorsichtig zurückzuhalten und Elle zu beobachten.
Bis eines Tages Gela, Ristin in den Armen, müßig und einmal ganz allein mit den drei Kindern im Zelt war, beim Feuer saß, ausruhend in die Flammen sah und leise vor sich hin zu summen begann.

„Tallatjuoknamat reukarit tjuoknamat räpenralke alkos kaaden", summte sie und sah verträumt in die Flammen: „Die Feuerfunken sprühen, die Funken fliegen zum Rauchloch aus dem Zelt heraus", „talkatjuonamat tirrit njuolko, die Funken fliegen zuckend gerade hinaus."
„Wie schön!" sagte Neitah warm und selbstvergessen. „Ist das Elles Lied?"
„Elles Lied, wieso?" fragte Gela.
„Weil sie Dolla-tsogge ist", sagte Neitah und sah zu ihr hinüber: herzlich, froh über das Schöne, gar nicht vorsichtig und zurückhaltend wie sonst.
„Natürlich ist das mein Lied", griff Elle hastig danach, bereit, es gegen jeden Angriff zu verteidigen. Aber Neitah sagte nur noch einmal, froh, aus tiefstem Herzen heraus: „Es ist wunderschön!"
Da schmolz etwas Hartes in Elles Gemüt. Sie glaubte Neitah plötzlich. Nichts Bestimmtes glaubte sie, sie glaubte ihr ihr ganzes Wesen: ihren graden, aufnehmenden Blick, ihre breiten, tragenden Schultern, ihre zugreifenden, pflegegeschickten Hände – sie hatte Neitah einfach lieb von diesem Augenblick an. Und beide Mädchen spürten das, obgleich sie gar nichts sagten, nicht einmal sich gegenseitig ansahen. Es war plötzlich in Ordnung zwischen ihnen, sie hatten sich in Verständnis und gutem Willen zueinander hingefunden.
Von da ab ging es auch mit allen anderen Kindern wieder wie von selber; es waren keine Spannungen mehr da, Neitah gehörte zu ihnen allen. Sie spielte das Stallospiel mit ihnen um die aufgebockten Schlitten herum, hinter denen man sich verstecken und großartig blitzschnell als Stallo hervorschießen konnte, auf die Gruppe der nichtsahnend tuenden, zusammenstehenden Kinder. Sie sammelte Reisig mit ihnen im Wald und trug es heran, so daß der Hau-

fen beim Zelt immer größer und größer wurde. Und als es herauskam, daß sie zählen konnte bis Unendlich, über alles Dagewesene hinaus, daß sie alle Zahlen schreiben und sogar mit ihnen rechnen konnte, da ging sie auch mit ihnen ins Schulzelt, bekam eine Schiefertafel, die die Lehrerin von weither, aus Stockholm, mitgebracht hatte, und lernte die Buchstaben schreiben und sie zusammenziehen zu richtigen Wörtern, die man lesen und überall wiedererkennen konnte, wo man sie auch vorfand.

Es war dunkel in dieser Zeit: die Sterne standen Tag und Nacht am Himmel, und es wurde auch sehr kalt. Aber das Leben um die Koten ging täglich weiter, fröhlich oder an Tagen mit widrigem Wetter mühselig, denn sie hatten alle vielerlei Arbeiten zu bewältigen, damit sie durchkamen durch die Winternacht.

Die Männer besorgten die Rentiere, die bei den Koten gehalten wurden für Milch und Fleisch. Auch als Tragtiere waren sie ja nötig, wenn Reisen zur Kirche oder sonstwohin über Land zu machen waren. Dann war auch die große Herde zu bewachen, die in diesem Jahre sehr weit ab gehalten wurde, denn eine der anderen Sidas, die auch auf Soppero zu gezogen waren, hatte Slubbo mitgebracht, die ansteckende Maul- und Klauenseuche der Rentiere. Sie wütete so schlimm in dieser verseuchten Sida, daß sogar die Spuren ansteckten. Deshalb fürchteten alle sie sehr und hielten sich in diesem Winter fern voneinander. Jede Sida hatte ihren Lagerplatz weit von der anderen entfernt in den um Soppero liegenden Wäldern. In der Kirche kamen die Erwachsenen noch zusammen – aber viele gingen selbst dorthin nicht mehr aus Angst vor der Ansteckung. Nur die Kinder trafen sich in der Schule. Das mußten sie ja wohl.

Slubbo ist schlimm genug: dabei schwellen die Klauen der Tiere an und eitern, so daß sie nicht mehr laufen und nicht mehr nach Futter

scharren können. Aber meist kommt dann noch Njunevikke dazu: da wird das Maul räudig und die Krankheit geht über auf die Zunge und in den Mund und den Hals hinunter in die Lunge. Dann sterben die Tiere. Slubbo und Njunevikke überfielen meist dasselbe Tier und töteten es, wenn man der Krankheit nicht beikommen konnte. Dagegen halfen sich die Lappen so, daß sie alles wegschnitten, was räudig war, und die Stellen dann mit einer Salbe einschmierten, die sie aus Baumrinde bereiteten und dick wie Teer einkochen ließen. Das half und heilte gut, aber die krank gewesenen Tiere erholten sich meist erst wieder im kommenden Sommer, und es war jedesmal fraglich, ob sie die Frühjahrswanderung über die Gipfel aushalten würden. Daher wurde diese Ansteckung sehr gefürchtet, und die Lappen hielten sich in diesem Winter abseits von einander, obgleich sie sich alle auf die Wintergeselligkeit gefreut hatten. Ihre großen Herden hielten sie weit auseinander, daß es für die Tiere unmöglich war, aus einer Herde in die andere überzulaufen. Dadurch wurde das Hüten schwer und der Weg von der Herde zu den Zelten so lang und zeitraubend für die Wächter, daß sie oft nicht dazu kamen, hinunterzugehen und sich auszuruhen und durchzuwärmen. Und wenn sie kamen, waren sie übermüdet und schliefen oft schon beim Feuer ein.

Mehrere Male sah Neitah Per nur schlafend, und dann war er wieder weg, ohne daß sie ein einziges Wort mit ihm gesprochen hatte.

Sie hatten soviel Arbeit mit dieser Krankheit, daß die Männer kaum dazu kamen, die Schlitten auszubessern, die auf der Reise schadhaft geworden waren, und neue Schlitten und Schneeschuhe anzufertigen, und vor allen Dingen: Kisten mit festen Deckeln, in denen man Lebensmittel und andere kostbare Dinge aufheben konnte während der Wanderung – eben alles das herzurichten und anzufertigen, was die Lappen so auf ihren Wanderungen brauchen. Einige Männer verstanden diese Handwerksarbeit nicht, aber

Heikka konnte mit allem fertig werden. Viele fremde Lappen kamen zu ihm um Rat in diesen Dingen, und Neitah stand oft bei ihm und sah zu, wie sich die Späne unter seinem Messer ringelten und er aus dem ungefügen Holz die gewollte Form immer klarer und genauer herausholte. Das begeisterte sie so, daß sie ihm stundenlang aufmerksam zusah, unermüdlich, und als er ihr einmal in Gönnerlaune das Messer in die Hand drückte, machte sie sich wahrhaftig daran und versuchte sich auch damit, bis ihr Heikka lachend das Messer wieder fortnahm. Natürlich war sie nicht gleich damit zurechtgekommen, aber ihre Hände hatten ein neues Gefühl gelernt: wie es ist, wenn ein Werkzeug in der Hand liegt und die Kraft der Hände verstärkt und spezialisiert.

Aber auch Gela hatte viel zu tun und war froh über hilfreiche kleine Hände, die mit zupackten. Nicht nur bei der Zubereitung des Essens, das in der kalten Zeit reichlich und fett sein und stets bereitstehen mußte, wann auch immer die Männer ins Zelt hereinkamen von ihrer Arbeit. Sie kamen oft von weither und zu jeder Zeit, denn es gab keine Tageszeiten mehr, es war immer dunkel.

Vor allem mußten die Schlitten alle ausgepackt und jeder einzelne Gegenstand nachgesehen und neu gerichtet werden. Vieles davon hatte Gela seit einem Jahr nicht mehr in der Hand gehabt. Es war über Sommer auf den Böcken am Rastplatz beim See verstaut gewesen und auf der Wanderung nicht gebraucht worden. Denn es ist umständlich, auf der Wanderung viele Sachen aus- und wieder einpacken zu müssen. So behilft man sich denn nur mit dem Allernötigsten und wartet mit den meisten Verrichtungen, bis man wieder in Ruhe im Lager ist. Dann aber müssen alle Sachen gründlich nachgesehen werden, denn manches ist inzwischen verdorben und muß ausgebessert werden.

Besonders die Kleider hatten eine genaue Durchsicht nötig. Sie

waren ja während des Umherziehens oftmals naß und wieder trocken geworden, viele waren zerrissen, manche verfault.

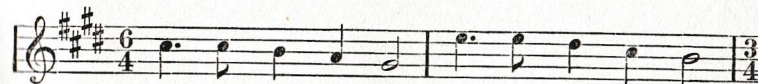
Die Lappen tragen Kleider aus Rentierfellen, im Winter doppelte: eins mit den Haaren nach außen und darunter eins mit den Haaren nach innen. Die Unterkleider werden aus der Innenhaut der Rentiere gefertigt. Sie sind wasserdicht, denn die Lappenfrauen verstehen es, wasserdichte Nähte an Kleidern und Schuhzeug zu machen. Auch Neitah lernte das jetzt unter Gelas Anleitung, wenn sie es auch erst an den alleraltesten, allerschlechtesten Kleidern versuchen durfte, die höchstens gerade noch diese Winterrastzeit überstehen würden. Währenddessen machte sich Gela daran, neue Kleider zu schneidern und zu nähen, so daß sie genügend großen Vorrat davon hatten für alle die Ihrigen, für Sommer und Winter und für allerlei unvorhergesehene Zufälle, an denen das Wanderleben ja reich ist. Die Sommerkleider sind nicht aus behaarten Fellen, sondern aus gegerbtem Rentierleder, und man trägt da auch nur eine Schicht über den Unterkleidern und fühlt sich leichter und freier.
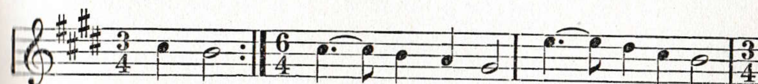
Gela beeilte sich sehr mit diesen Arbeiten, um möglichst vor Weihnachten noch fertig zu werden. Denn wenn nach Weihnachten die große Kälte einsetzte, wenn es so brandkalt wurde, daß sich das Zelttuch auch innen mit Reif beschlug, selbst wenn das Feuer im Zelt so groß war, daß es oben zur Rauchöffnung herauszüngelte – dann konnte sie sich nicht mehr mit Handarbeit abgeben. Dann hatte sie alle Hände voll zu tun, das Feuer in Gang zu halten und auf die Kinder zu achten, daß sie nicht froren oder gar sich etwas erfroren.

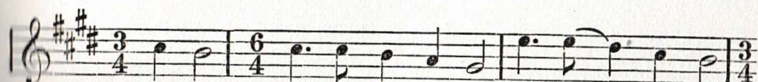
Indessen hatten sich die Männer ans Rentierschlachten gemacht. Immer standen dann Kinder um sie herum und sahen zu, aber da mochte Neitah nicht dabei sein. Sie wußte zwar, daß das dazugehört, und sie war froh, daß Heikka ein gutes Stahlmesser hatte

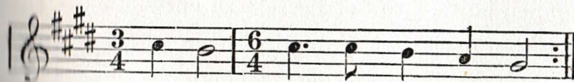
und geschickt und schnell tötete, so daß das Tier sich nicht lange dabei quälen mußte. Aber zusehen mochte sie nicht. Auch nicht helfen, wenn man den Magen mit Sänjas, dem reinen, körnigen Schnee aus der unteren Schneeschicht, reinwusch, um das Blut darin aufzufangen, oder die Därme reinigte für die Wurst. Das war zwar Frauenarbeit, aber sie suchte sich lieber eine andere Beschäftigung abseits davon, während Gela den Männern beim Schlachten zureichen mußte.
Nach dem Schlachten hob dann jedesmal in der Kote ein großes Schmausen an. Die verschiedenen Fleischspeisen wurden sorgfältig und abwechslungsreich zubereitet. Als erstes wurde jedesmal das Gehirn in kochendes Wasser gelegt und ein wenig angekocht. Wenn es halbgar war, nahm man es heraus und knetete es mit dem Fett, das auf der Brühe schwamm, und mit Mehl durch. Dann war es fertig und war eins der Lieblingsgerichte, auf das sich alle immer schon vorher freuten.
Am nächsten Tag wurde das Fleisch vom Bein, der Kopf und die Markknochen gekocht und zu Brot gegessen, und danach verbrauchte man allmählich das andere Fleisch: den Rücken und die Leber und die Würste. Immer einen Abend gab es Suppe aus Fleischstücken und den zweiten Abend feste Fleischstücke zu Brot. Tagsüber bekamen sie Butterbrot oder Fisch und Brot, wenn gerade Fische gefangen worden waren, und danach den Kaffee für alle. Gemüse oder gar Obst kennen die Lappen nicht, sie leben nur von Fleisch und kennen nur Fleischgerichte.
Auch das Fleisch, das sie später, im Frühjahr, essen wollten, mußte jetzt, zu Anfang des Winters, geschlachtet werden, solange die Rentiere vom Sommer her noch fett waren. Im Frühjahr würden sie mager sein, und ihr trockenes Fleisch würde nicht schmecken und nicht kräftigen. Und so legten sie schon jetzt von jedem geschlachteten Tier alles feste Fleisch: die Keulen und die Zunge, gut ver-

packt in die Schlitten und ließen es dort über Winter einfrieren, sie aßen immer nur das gleich auf, was sich nicht so lange hielt.
Unter allen diesen Arbeiten war Ruotta-baive, die Sonnenwende, herangekommen, die sie als Weihnachten zu feiern gelernt hatten, seit sie Christen geworden waren.
Sie begingen das Fest auf ihre Weise: mit großem Feuer im Zelt und vielem fettem Essen, mit unzähligen Tassen Kaffee – mit Geselligkeit, Besuchen, Erzählen, Lachen und Plaudern, mit Herzlichkeit, Gelächter und Beieinandersein.
Sie sprachen auch von dem Kind in der Krippe und sangen ihm Lieder, am liebsten dieses:









„Ich singe und freue mich herzlich. Unsere Hilfe und Zuflucht liegt in der Krippe, und die selige Freude, da die Sonne aufgegangen ist." So hatten sie das schöne Lied verstanden, das alle Christen-

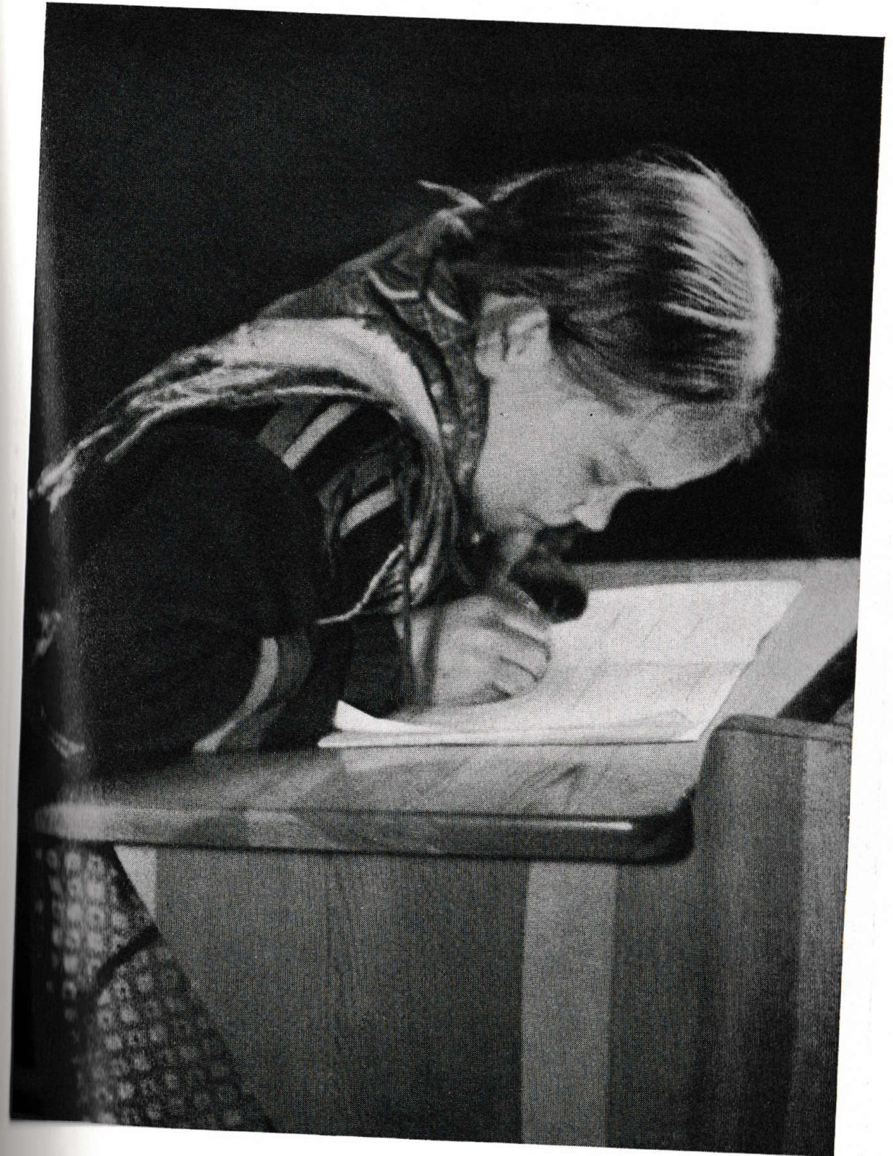
menschen an diesem Tage singen: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh . . .“
Und es war ihnen das herrlichste von allen Christenliedern, weil von der Sonne darin gesungen wird. Denn die Sonne war ihnen das Wichtigste an diesem Tag.
Auch Baive, so meinten sie, war ein Mann gewesen, ein lappischer Mann, der sich seines Lebens wehren mußte. Er war immer höher getanzt, immer höher, immer im Kreise herum, den ganzen Sommer über, und dann war er müde geworden und wollte schlafen. Da aber war er in die Gewalt seiner Feinde gefallen, in die Gewalt der augenlosen Nächte, die im Polareis hausen. Augenlos und erbarmungslos waren sie – tobende, rasende Feinde der Wärme, des Lichts und jeglichen Lebens, das Wärme und Licht erschaffen haben. Der große Versteinerer war unter ihnen, der die Vögel versteinert und tot aus der Luft fallen ließ, wenn er über sie hinblies. Aber der war noch nicht einmal der Schlimmste, er hatte wenigstens ein Gesicht und einen Namen. Die andern waren viel schlimmer, unheimlicher: augenlos, gnadelos, gestaltlos, unansprechbar.
Sie hatten Baive gefangen und gefesselt und wollten ihn töten. Aber er ergab sich nicht kampflos. Er nahm den Kampf auf, den Kampf um sein eigenes Leben und um das Leben aller seiner Kinder, die ihn brauchten und aus seiner Wärme lebten. Und heute, am Ruotta-baive-Abend, spürten die Menschen, daß noch Kraft in ihm war, daß er begonnen hatte, sich der Fesseln zu entwinden. Heute spürten sie, daß es ihm doch noch einmal gelingen würde. Und sie freuten sich ihres Lebens, ihres warmen, lebendigen Lebens, das wieder in den sonnigen Sommer einlaufen würde. Und so halfen sie ihm mit den innigen Wünschen, die sie ihm zusangen, und mit den großen Feuern, die sie an diesem Abend in ihren Koten anzündeten und die hoch aus den Rauchlöchern herausschlugen in die tiefe

schwarze Nacht, in der die Augenlosen ihre unheimlichen Lichter surren und sausen und spuken ließen.
Die Kinder mußten ganz still sein an diesem Abend, sie durften nicht spielen und um die Koten lärmen, weil alle bösen Mächte in dieser Nacht wach waren und auf den Wegen lauerten. Allen voran Stallo, der böse Riese, der die Kinder frißt. Deshalb mußte auf dem Wohnplatz auch alles aufgeräumt sein: kein Scheit Holz durfte aus dem Stapel ragen, damit Stallos Schlitten nicht daran festhakte. Und dann mußte ein Pfahl hinter dem Holzblock aufgepflanzt werden, damit Stallo sein Rentier daran festbinden konnte, wenn er in die Kote ging, um Wasser zu trinken. Stallo hat großen Durst, und wenn er kein Wasser findet, frißt er irgendein Lappenkind, das ihm gerade in den Weg kommt. Deshalb stellen die Lappen einen großen Kübel Wasser an den Eingang der Kote und halten die Kinder still.
In den Festtagen führen sie das allerschönste Leben. Sie arbeiten nichts und nehmen sich gar nichts vor, als zu essen und zu trinken. Nur die Herden müssen sie hüten. Und wenn der Wolf in die Herde bricht, dann müssen natürlich alle Männer hinaus und ihn jagen. Aber sonst tun sie nichts, als nur feiern und guter Dinge sein.

Nach Weihnachten wurde es kalt, sehr kalt. In der Kote war solch ein Frostnebel, daß man nicht auf die andere Seite des Feuers hinübersehen konnte, und wenn sie ein Brot backen wollten, fror ihnen der Teig unter den Händen, und sie mußten dicht am Feuer damit bleiben. Die Brotlaibe legten sie auf eine eiserne Pfanne, die dicht über dem Feuer hing; nur so wurden sie gar. Oder sie legten sie direkt auf die glühenden Holzkohlen, bis sie angebacken waren und eine Kruste hatten, und dann wurden sie gegen ein Stück Holz aufrecht ums Feuer herumgestellt und öfter umgewendet, bis sie von allen Seiten gar waren. Aber es war die ganze

Kältezeit über eine große Arbeit und Quälerei damit, und es geriet ihnen oft schlecht.
Doch sie kamen irgendwie hindurch durch diese schwere Zeit mit vielem Schlafen, denn sie hatten vor Weihnachten sehr viel Holz zugerichtet und konnten immer ein gutes Feuer halten.
Allmählich lichtete sich auch die Dunkelheit. Ein ganz kleiner Schimmer von Helligkeit tauchte eines Tages im Süden auf, genau gegenüber der Stelle, von woher die Nordlichter über den Himmel flammten. Alle sahen ihn, obgleich er nur schwach schimmerte und bald wieder verschwunden war. Und dann war es nicht mehr so schlimm, obgleich nun die Schneestürme rasten.
Sie mußten ja rasen und toben vor Wut, denn Baive hatte sich losgerissen aus seinen Fesseln und kam täglich näher. Die Leute wachten wieder auf aus der Stummheit, in die die große Kälte sie versetzt hatte. Sie plauderten wieder, erzählten, und manchmal lachten sie auch schon wieder, als sei die böse Zeit schon vorüber, als brauchten sie nur aufzustehen und vor die Kote zu gehen, um sich in die Sonne stellen zu können. Wenn aber wirklich einer von ihnen hinausging in den Sturm, dann wurde er zur Erde geweht und mußte auf allen vieren kriechend zusehen, daß er zu dem kam, was er vorhatte. Und wenn er danach wieder hereinkam und sich drinnen erholt hatte, dann hatten die rasenden Mächte alles Lastende aus ihm herausgeschleudert, und er fühlte sich frisch, rein, neugeboren, wie am ersten Tag, bereit für den Frühling.

Aber zunächst mußten sie noch eine schlimme Gefahr abwenden, ehe sie sorglos auf den Frühling warten konnten: Wölfe hatten sich um Soppero gezeigt! Schon jahrelang hatten sie sich nicht so weit ins Land herausgetraut, aber jetzt plötzlich, mit den Schneestürmen, waren sie da. Sie fielen da und dort in die Herden ein, trieben einzelne Tiere fort, würgten und schlangen – und verschwanden wie





ein Husch, nicht zu sehen im Schneetreiben: ein flüchtiger Schatten, der ebensogut nur eine Bewegung der Luft gewesen sein konnte. –

Aber man spürte sie, wenn man sie auch nicht sah und bei dem Sturm auch nicht riechen konnte: mit den Poren, mit den Haaren fing man den wilden Haß auf, die blutlüsterne Gier, die sie waren. „Seipek“ – das war nicht ein Tier mit Kopf und Schwanz, mit vier Beinen und einem langhaarigen, mageren Körper – das war Haß! Haß und Gier und Kampf auf Tod und Leben, empörender Eingriff ins Leben, gestaltlose Gewalt. – Und Geheul! – Wolfsgeheul, das Menschen und Tieren das Blut erstarren und die Haare steilstehen machte.

„Voisji, voisji voisjii vuos!“ Das war der Haßgesang, mit dem die Männer sich in unendlichen Wiederholungen in eine Wut, in einen grenzenlosen Haß hineinsteigerten. – Die langgezogenen „ii, jii, voisjii“ tanzten im Blut, bis sie zu Flammen wurden, die ihnen vor den Augen flimmerten – bis sie selber zu reißenden Tieren wurden, die morden, die Blut sehen wollten.

Und so jagten sie hinter den Schatten her auf zischenden Schneeschuhen, bis ihnen das Blut in den Mund kam vor Überanstrengung, bis ihnen so heiß wurde, daß sie in dem eisigen Schneesturm die Kleider über der Brust aufrissen, um sich zu kühlen. Wie Regen strömte der Schweiß von ihnen herunter, und sie wurden so müde, so völlig ausgepumpt, daß manch einer nicht mehr zu der Kote zurückkam, von der er ausgefahren war.

Und sie stellten ihn und fürchteten sich nicht mehr vor seinem Geheul, vor dem geifernden Rachen mit den spitzen Zähnen, der ihnen entgegenstarrte, als wollte er ihnen den ganzen Kopf auf einmal abbeißen. Sie brachen ihm mit Holzkeulen das Rückgrat oder schlugen mit dem Skistock dorthin, wo er empfindlich war: auf den Kopf oder in den Nacken oder auf die Schwanzwurzel – am besten auf die schwarze, spitze Nase, das tat ihm am wehesten. Aber schnell

mußten sie dabei sein, denn der Wolf schnappt nach dem Stock, oder er schnappt nach den Schneeschuhen und schüttelt sie so, daß der Lappe stürzt, und dann ist das Untier über ihm und beißt, wo es kann.

Der Lappe hat das Messer als Waffe und sticht zu, wenn er ihn zum Stehen gebracht und mit dem Schlag betäubt hat, aber der Wolf schnappt zu, erwischt den Fuß mit den Zähnen oder faßt quer über den Arm. Seine spitzen Zähne schneiden ohne weiteres durch den ganzen Arm, und ins Bein dringen sie so tief, daß das Bein steif wird und sich nie wieder beugen läßt. Oft sterben Leute an Wolfsbissen, oft liegen sie Monate krank an ihren Wunden, und die Narben von diesen Bissen verheilen zeitlebens nicht.

Dabei heult der Wolf vor Wut und Kampfgier, und der Lappe brüllt ihn an und beschimpft ihn mit den fürchterlichsten Namen. Allen Schaden wirft er ihm vor, den jemals ein Wolf gemacht hat, alle Schandtaten schleudert er ihm an den Kopf, die er je von ihm gehört hat. Er flucht und schimpft und schwört sich hinein in eine Riesenwut, in der er so außer sich gerät, daß er seine Müdigkeit nicht merkt und keine Schwäche ihn ankommt, und dabei schlägt und sticht er auf ihn ein, bis er ihn getötet hat.

Denn der Wolf ist solch ein mutiges Tier und hat solch einen Haß auf den Menschen, daß er nicht fortläuft, wenn es erst zum Kampf gekommen ist, sondern springt und heult und beißt und wieder springt und zuschnappt, bis er erschlagen ist. – –

So jagten sie ihn und schützten ihre Herde, und dann kamen sie hinunter zu der Kote mit den Fellen und schliefen tagelang wie Tote.

Und nun war der Tag da, an dem die Sonne wiederkommen sollte. Sie wußten es alle längst: die Tage waren seit langem schon immer hellere Dämmerung geworden. Man unterschied sie schon von der Nacht, wenn auch die größeren Sterne hell am Himmel stehenblie-

ben und auch die kleineren immer bald wieder dastanden am wieder dunkel gewordenen Himmel.

Aber heute, heute würden sie die Sonne selber sehen!

Sie hatten sich alle auf einem Hügel aufgestellt, sie waren alle gekommen, auch die Allerkleinsten hatten die Mütter mitgebracht, damit sie zum erstenmal in ihrem Leben die Sonne sehen sollten. Sie standen ganz still, sahen gebannt auf den einen, den südlichsten Punkt am Himmel. – – – Es wird immer heller, und sie sind so gespannt, daß sie kaum noch den Schrei zurückhalten können.

Und plötzlich – – plötzlich schießt ein heller, glutender Strahl über den Horizont. Einen Augenblick lang leuchtet ein gleißender Punkt am fernen Rande der Erde und verschwindet wieder. – – –

Aber die Menschen liegen sich in den Armen. Sie schluchzen und jubeln, sie tanzen und schreien und schütteln sich gegenseitig und küssen und streicheln sich und schreien, weinen, jubeln: die Sonne ist wiedergekommen!

„Hi! hu! hi! hu! hi! hu! – . . .“ keuchen sie, von freudiger Erregung durchschüttelt. Sie sind ganz aufgelöst, Erde, Luft, Sehnsucht und Freude geworden – Worte hat solch ein Augenblick nicht. – – – –

Erst, nachdem sie sich gefaßt haben, wieder zu sich gekommen sind, brechen sie in verständlichen Jubel aus, daß es weit über das wieder dämmernde Land hallt:

„Valla, peive, valla peive, valla, valla, valla . . . Sei gegrüßt, Sonne, sei gegrüßt . . . valla, valla . . .“

Wie betrunken gehen sie zur Kote zurück. Nun ist die Sonne da. Jeden Tag wird sie früher kommen, länger dableiben, höher steigen. – – Jetzt wird es Frühling.

Und bald werden sie wandern, wandern – den Bergen entgegen und über die Hochgipfel in den Sommer hinein.

Die große Notzeit

Sieben Jahre zog Neitah so mit der Sida durch das lappische Land. Im Frühling hinauf über die Berge in den norwegischen Sommer hinein, in dem die Sonne Tag und Nacht am Himmel stand, und im Spätjahr wieder zurück in die schwedischen Moorebenen, über denen die Sterne und die Nordlichter flammten den langen, dunklen Winter hindurch.

Sie war inzwischen ein großes Mädchen geworden. Sie hatte nicht nur das Hirtenhandwerk in allen Einzelheiten gelernt und war zu einer tüchtigen, besonnenen Hirtin herangewachsen – sie wußte auch gründlich Bescheid mit allem, was zum Wanderleben gehört. Sie lebte und dachte und fühlte ganz mit der Sida, zu der sie gehörte, und hatte längst vergessen, daß sie einmal anders geheißen hatte als „Neitah". Wenn sie darüber nachgedacht hätte, hätte sie sicherlich Heikka für ihren Vater gehalten, Heikka oder vielleicht auch Per. Wahrscheinlich Per, sie fühlte sich ganz als Pers Mädchen. Aber sie machte sich gar keine Gedanken darüber. Sie lebte mit ihnen allen, und sie lebte fröhlich und tüchtig und gut.

Ihre Tage waren voll Lachen und Arbeit, voll Anstrengung, Mühe und Herzlichkeit, voll selbstverständlicher Tätigkeit und nachdenklichem Geplauder. Der Wind, der über die Gräser ging, der Sturm, der die Eisnadeln durch jede Ritze ihrer Kleidung peitschte, hatte ihre Lungen geweitet, ihren Brustkorb tief und kräftig gemacht. Ihr Blut tanzte mit dem Steigen der Sonne und wurde schwer mit den

fallenden Nebeln in der leichtbeweglichen Art der Polarvölker, die plötzlich so froh und glücklich werden können, daß sie auffliegen möchten wie die Zugvögel über ihnen, und die ebenso schnell verzweifeln und trauernd über den Boden kriechen wie die lastenden Novembernebelschwaden. Die jubeln und juoiken, daß meilenweit die Berge davon widerhallen und die so tief und traumlos schlafen können, daß sie nicht aufwachen, und wenn der Sturm das Zelt über ihrem Kopfe davonträgt.

Neitahs Augen hatten sich vollgetrunken mit allen Schönheiten des weiten Landes. Sie kannte Hunderte von wilden Tieren und Vögeln so gut, daß sie verstand, was sie schrien, und wußte, wie sie lebten und wie sie sich fühlten. Sie kannte alle die vielen Wege im Land und erkannte die Bäume wieder am Gesicht. Sie hatte sieben Jahre lang zugesehen, wie sie weiterwuchsen, wie sie sich beugten und bargen im Sturm und wie sie die Blätterhände auftaten im Licht, um jeden Sonnenstrahl in sich aufzunehmen und damit weiterzuwachsen.

Sie selber war gewachsen. Sie hatte gelernt, geduldig stehenzubleiben in Schwierigkeiten, gelassen zuzugreifen, wenn es gefährlich wurde, und hatte sich selber aufgetan im Licht und jeden Sonnenstrahl, jede Freundlichkeit, jede Freude in sich hineingetrunken. Sie war ein richtiger, fertiger Mensch geworden, tüchtig und ordentlich, herzlich und froh.

Da brach das große Unglück über sie herein und schwemmte sie hinweg aus alledem, wie ein Wildwasser im Frühling ein Tier aus der Herde ergreift, es herumstrudelt in seinen reißenden Wirbeln und rettungslos hinausträgt aus dem Leben.

Es kam wie alles große Unglück allmählich, in immer wiederkehrenden Ansprüngen, gegen die der Mensch sich wehrt, wieder und wieder, solange er kann, bis er schließlich erlahmt.

Zuerst war Olof nicht mehr wiedergekommen von einem Gang ins

Gebirge hinauf. Sie warteten noch nicht einmal auf ihn, keiner sorgte sich um ihn, denn ein Mann bleibt oft tagelang fort, je nachdem, wie er es unterwegs antrifft. Und was konnte denn wohl Olof geschehen? Ihm am allerwenigsten von allen!

Aber dann kam Betto, sein Hund: struppig, hungrig, mit blutigüberanstrengten Augen und herausjachternder Zunge. Abgemagert, gehetzt, wie ein wildes Tier, wie ein hungriger Wolf sprang er heran, bellte, heulte, tanzte zwischen ihnen hin und her, sprang an den Männern hoch und zerrte an ihnen.

„Olof ist etwas zugestoßen!" riefen sie sich zu, und die Männer sprangen auf und machten sich fertig, um ihm zu Hilfe zu eilen. Der ganze Rastplatz glich einem aufgestörten Ameisenhaufen. Alles lief hin und her, rief, brachte herbei, stand und mutmaßte und lief wieder und brachte noch etwas, was den ausziehenden Männern vielleicht auch noch von Nutzen sein konnte bei der oder jener Gelegenheit.

In einem Winkel hockte Neitah bei Betto. Sie hatte ihm ein großes Stück Fleisch gebracht aus der Site, der hoch in den Bäumen hängenden Vorratskammer, und stellte eine Schüssel voll Milch vor ihn hin, kostbare Rentiermilch, von der sechs Tiere zusammen nur eine knappe Tasse voll hergaben, wenn man sie endlich melken konnte, nachdem das Kalb groß genug geworden war, um sich selbst zu ernähren am Gras wie ein erwachsenes Tier.

Betto hätte an jedem anderen Tag vorsichtig, mißtrauisch an ihrem Verstand gezweifelt, denn niemals im Leben bekam ein Lappenhund solch ein Stück Fleisch. Und Milch? Er wußte nur vom Geruch her, was das war. Von dem süßen, betörenden Geruch, der über den Setzwiesen lag, wo ein Hund sich so zusammennehmen mußte, so manierlich und zurückhaltend sein mußte, wie niemals und nirgends sonst im Leben – – –.

Aber heute schlang er das kostbare Fleisch hinunter, ohne darauf

hinzusehen, und mitten im Aufschlappen der märchenhaft unerreichbaren Milch sprang er jaulend auf und sprang wieder heulend und zerrend an den Männern hoch, die ihre Pfeifen zum letztenmal am Feuer des Herdes ansteckten, um dann aufzubrechen. Er hatte gar nicht bemerkt, daß Neitah bei ihm hockengeblieben war und mit sorglichen Fingern in seinem Fell geglättet hatte. Auch das hätte ihn an jedem andern Tag rasend gemacht vor Entzücken und ihn seine Rute in tollen Freudenwirbeln auf den Boden schlagen lassen. – – –

Daß er das alles heute so achtlos hinnahm, machte Neitahs Herz schwarz vor Trauer. Es war etwas Furchtbares mit Olof geschehen, denn es hatte Betto so völlig verstört, daß er alle ihre Sorgfalt und Liebkosung nicht einmal mehr merkte. – – –

Die Männer berichteten dann nach ihrer Rückkehr:

Betto hatte sie auf die obersten Gipfel geführt. Es war keinem klar, was Olof dort gewollt haben könnte, sie rieten lange darüber hin und her. Es war ein mühseliger Aufstieg gewesen, sie hatten die Skier abstellen müssen. Aber nirgendwo hatten Olofs Skier gestanden, so sehr sie auch danach auf dem Rückweg gesucht hatten.

Auf dem obersten Gipfel hatte Betto halt gemacht und über die Abgründe hinweggeheult, daß es schaurig von den nächsten Bergen zurückgekommen war. Sie verstanden alle, was der Hund sagte: Olof war tot. Und er war spurlos verschwunden aus der Welt, die für Betto nun völlig leer geworden war, so leer von dem über alles geliebten Geruch, daß er alle Orientierung verlor und sich nie wieder darin zurechtfinden würde. So endgültig war das, daß ihm gar nichts anderes übrigblieb, als selber zu sterben, auch hinwegzugehen aus der Welt, die wie ein Chaos über ihm zusammenschlug.

Die Männer verstanden, was er da heulte. Jedes Wort sozusagen verstanden sie. Olof war unerreichbar fort.

Und weil Betto ihr bester Hund war –
ein unwahrscheinlich kluges Tier, das die Gedanken der Wächter riechen konnte und mit mehr als Menschenverstand selber begriff, was bei der Herde notwendig war –,
so versuchten sie ihn einzufangen und ihn mit zurückzunehmen. Er aber roch auch diese Gedanken der Freunde, und mit einem schaurigen Aufheulen sprang er hoch ins Leere und stürzte zerschmettert, von Stein zu Stein weiterfallend, in die unheimliche Tiefe. Er winselte noch einmal von unten herauf zu ihnen, so daß ihnen eine Gänsehaut über den Rücken lief, und zwei von ihnen machten sich auf, um auf Umwegen die Stelle zu erreichen, wo er lag, und ihm wenigstens zu Tode zu helfen. Aber er war schon tot, als sie bei ihm ankamen. So begruben sie ihn dort in einem Loch und schichteten einen großen Hügel von Steinen über ihn, daß der Vielfraß nicht an ihn herankonnte. Und sie sangen sogar, wie bei einem Menschen, bei dieser Arbeit seine Vuolle, die Olof für ihn gefunden hatte, wenn sie beide nach einer gemeinsamen Arbeit oder von einem schweren Weg ausruhten, Mann und Hund, und der Mann ihm lobend über das Fell strich.
„Betto, valla, tschappa Betto, valla, valla ... Betto, brav! schöner Betto, brav, gutes Tier!“ So sangen sie.
Und es ging ihnen von selber über in den Klagegesang:
„Betto, valla, Betto, valla ... Betto, leb wohl ...“, sangen sie, während sie die Steine über ihm aufschichteten. Ihr „valla“ war nicht nur ein „Lebewohl“ an den Freund, den Mitarbeiter, der zufällig ein Hund gewesen war – aller Kummer um Olof schwang mit darin und alle Trauer des weiten Landes, das sich anschickte, in den herbstlichen Novembernebel zu versinken.
Sie hatten Olof nicht mehr gefunden, obgleich sie tagelang suchten. Auch keine Spur von ihm: keinen Tritt in der noch lockeren Erde, keinen verlassenen Lagerplatz, keinen geknickten Zweig, keinen

Überrest seiner Geräte und Kleidung. Keine Spur von ihm selbst. Er war fort. Verweht. Wie nie gewesen.
„Armer Olof“, sagte einer der Männer schwer, als sie ums Feuer saßen und berichteten, „er hätte wohl noch leben mögen.“
Aber Neitah sagte aus ihrer Ecke heraus über sie alle hin: „Wir sind arm. Wir werden nie wieder Glück haben. Es ist, als ob Favtna den Polstern getroffen hätte.“
Es sagte niemand etwas dazu. Nur Per sah einen Augenblick auf, aber auch er sah wieder zurück in die Flamme, bevor sein Blick Neitah in ihrem dunkeln Winkel erfaßt hatte.
Dann war die große Notzeit über das Land gekommen.
Es fing im nächsten Frühjahr an. Da war die Sonne wiedergekommen und hatte herrlich geschienen, wunderbar heiß durch die Winterkleider hindurch bis auf die Knochen gewärmt. Aber auch der Schnee wurde weich bis in die tiefsten Schichten hinunter. Und danach war Frost gekommen: wütende Sturmtage, in denen die Polarmächte die Sonne zurückholen wollten, die ihnen schon entkommen war. Die Bäume knackten im Frost, und die Birken, denen der Saft im Frühjahr schnell und heftig aus den Wurzeln aufsteigt in die Stämme und Äste, um dort bereit zu sein für jeden Sonnenstrahl, barsten mit lautem Knall in den Sturmstößen, da nun der Saft in ihnen steifgefroren war und sie sich nicht mehr biegen und ausweichen konnten. Der ganze Wald rings um die Koten knallte und splitterte. Als nach Tagen der Sturm ausgerast hatte, war kein Wald mehr da. Nur noch ein Trümmerfeld. Kein Baum stand mehr, alles war umgeworfen, zersprengt, zertrampelt unter den kämpfenden Tritten der unsichtbaren Riesengewalten.
Und der Schnee war wieder hart gefroren bis auf den Grund. Die Rene konnten ihn nicht mehr aufscharren mit ihren Hufen, sie kamen nicht mehr an ihr Futter heran. Wo sie gingen und standen stachen alle Wächter, auch Per und Neitah, suchend mit ihren Stöcken in

den Boden, aber sie stießen immer wieder auf Eis. Keine einzige weiche, zugängliche Stelle war zu finden. Es war alles hart und glasig gefroren bis auf den Grund.

Die Tiere jagten auf der Flucht vor dem Hunger hinauf in die Berge, und Hunde und Wächter jagten hinter ihnen her, ohne sie zu erreichen und wieder in Gewahrsam nehmen zu können. Die Herde zerstreute sich. Auch als die Wächter schließlich bei ihnen ankamen, konnten sie sie nicht wieder zusammenbekommen, viele Tiere blieben endgültig verloren.

Die Hirten hatten auch keine Zeit, nach den abhanden gekommenen Tieren zu suchen. Sie mußten die Nadelbäume fällen, damit die Tiere sich wenigstens von den Flechten nähren konnten, die dort an den Zweigen wuchsen. Die Rentiere stürzten sich wie die Rasenden auf die fallenden Bäume, sie standen in dicken Klumpen schon erwartungsvoll um die Holzfäller, wenn die noch an der Arbeit waren, und waren mit keiner Gewalt von da fortzutreiben. So krachten die stürzenden Bäume jedesmal in die Rudel hinein und erschlugen viele von ihnen. Eine schauerliche Spur von gefällten Bäumen und erschlagenen Rentieren blieb auf dem Wege zurück, auf dem die Herde immer weiter in die Berge hineinflüchtete.

Aber auch oben in den Bergen hatte es getaut und war wieder gefroren. Auch dort konnten die Tiere nicht ans Futter kommen. Sie taumelten vor Hunger und Ermattung, viele blieben auf dem Wege liegen, und auch die Wächter taumelten vor Übermüdung und Anstrengung und viele von ihnen blieben zurück: sie waren zu erschöpft, um noch weiter zu rennen, sie wollten vielleicht nur einen Augenblick ausruhen, ein Feuer anmachen, einen Bissen zwischen die Zähne schieben – oder vielleicht auch unter einem Busch im Windschatten eines Steines, eine einzige Stunde schlafen –, aber sie fielen sofort in den Schlaf, sowie sie nicht mehr die Beine bewegten. Noch hockend fielen sie in den tiefen Wächterschlaf, aus

dem man nicht aufwacht, bevor man ausgeschlafen hat. Und dabei kam der Frost über sie. Die naßgeschwitzen Kleider wurden steif, so daß sie ganz zu Eisklumpen gefroren, die sich nicht mehr hätten bewegen können – aber das merkten sie nicht mehr, sie erfroren, tief schlafend. So blieben auch viele Wächter liegen auf der Spur, die die flüchtende Herde hinter sich ließ.

Neitah war mit in diese Flucht hineingerissen worden und jagte auf ihren Skiern hinter der Herde her. Sie sah und hörte und merkte bald nichts mehr von allem, was um sie her vorging. Sie hatte auch Per verloren und lief alleine weiter, immer weiter in der Spur der Herde, ohne noch einen Gedanken fassen zu können. Die Kraft der Panik allein hielt sie noch aufrecht.

Und es war ein Wunder, daß sie davonkam. Denn sie kam davon!

Nicht einmal die Wölfe taten ihr etwas. Sie waren alle plötzlich da und um die Herde. Wie aus dem Erdboden geschossen tauchten sie auf, wo man sie früher nie mehr angetroffen hatte. Sie wurden immer mehr und immer stärker von der vielen Nahrung und immer frecher. Aber Neitah kam an ihnen allen vorbei. Sie hatten wohl übergenug an all den verendeten Tieren.

Als sich die Herde endlich, hoch in den Bergen, beruhigte, waren es nur noch ganz wenige Tiere. Auch dort hatte es getaut und wieder gefroren, aber die Harschschicht war nur dünn, so daß sie sie mit den Hufen durchstoßen konnten. Und wo Per auf ein Tier stieß, das selbst dazu zu schwach geworden war, riß er den Harsch vor ihm mit seinem Stock an, so daß es ans Futter kam und sich kräftigen konnte.

„Neitah", sagte Per nur, als er sie wiederfand, tonlos vor Staunen. Aber Neitah nickte bloß und griff nach seiner Tasche, in der er immer etwas zu essen hatte für sie beide. Auch dieses Mal war noch ein Stück Brot darin, an das Per wohl in all seiner Stumpfheit nicht mehr gedacht hatte. Neitah sagte gar nichts. Sie war noch erstarrt,

tief eingefroren von der vernichtenden Wucht des Erlebten. Ihre Gedanken sprangen noch längst nicht wieder an, es ist fraglich, ob sie ihren Per im ersten Augenblick überhaupt richtig erkannt hatte. Sie hatte nur hastig, gierig, an der gewohnten Stelle nach Nahrung gegriffen, instinktiv, wie ein Tier.

Sie kamen ein wenig zur Ruhe und erholten sich wieder, so weit sich ein Mensch erholen kann in Kälte und Schnee, der völlig ausgepumpt ist und im Gehen einschläft, so daß er den nächsten Schritt vergißt. Aber sie standen sich gegenseitig bei. Sie wußten mit dem Leben in der Wildnis umzugehen. Sie fanden Schutz unter Bäumen und in Felsennischen, sie richteten sich ein Lager aus Birkenzweigen, es gelang, ein Feuer zu machen, und sie fanden Fleisch von den Tieren im Wald und schliefen abwechselnd. So kamen sie wenigstens soweit darüber hinweg, daß sie sich wieder um die Rentiere kümmern konnten.

Es waren nicht hundert Tiere geblieben von der ganzen, riesigen Herde, die zuletzt über dreitausend Stück stark gewesen war. Die Tiere waren ermattet. So war das Hüten leicht, zumal vier von den Hunden durchgekommen oder dabeigeblieben waren, die sich rührend zeigten in ihrer eifrigen Freude, wieder bei den befreundeten Menschen zu sein, und die in dieser Notlage eine große Hilfe waren.

So fand sie Heikka. Heikka kam allein. Gela hatte mit den Kindern in Soppero eine Unterkunft gefunden. Das war in einer solchen Zeit noch ein großes Glück. Sie arbeitete dafür bei einem Siedler, und Heikka würde es dann später wieder gutmachen, wenn er über das Gröbste hinweggekommen und seine Angelegenheiten neu geordnet hatte. Heikka hatte sofort zugegriffen, als der von früher her befreundete Siedler ihm dieses Angebot machte. Die anderen hatten es nicht so gut getroffen. Von den Brüdern und deren Familien wußte er nichts, die ganze Sida war versprengt und

der alte Jerpe gestorben. Er hatte den Schlag nicht überstanden, obwohl er noch bis zuletzt kräftig und aufrecht gewesen war.

Heikka war froh, so viele seiner Tiere noch vorzufinden. „So viele", sagte er. Neitah sah erschrocken auf, als sie das hörte, und Per lehnte sich fester an den Baum, unter dem sie gestanden hatten, als Heikka zu ihnen stieß.

Per war verzweifelt und wollte alles aufgeben. Aber Heikka hatte beim Anblick der geretteten Tiere wieder Mut bekommen. Und als sie zusammensaßen vor der halben Höhle, in der Per und Neitah nun wohnten, beschlossen sie, daß sie zusammenbleiben wollten. „Wir drei", sagte Heikka und sah dabei dem Mädchen so ernsthaft und antwortheischend ins Gesicht, als sei auch sie ein erwachsener, vollverantwortlicher Mensch und nicht ein Kind, das überall woanders in der Welt noch im Schutze der Eltern gelebt hätte.

Sie beschlossen, daß Per und Neitah mit den Rentieren weiterziehen sollten, so wie sie unterwegs das Futter vorfänden. Und dabei sollten sie die Herde, so schnell wie die ermatteten Tiere vorwärtskamen, auf den alten Wegen nach dem Ruhelager am See leiten. Heikka wollte derweil in den Wäldern umherschweifen und zusehen, ob er noch mehr von der versprengten Herde finden konnte. Die wollte er ihnen dann zutreiben, und dort, im Lager am See, würden sie weitersehen.

Und es war gut, daß sie zum See gegangen waren. Denn der Frost hatte das Wetter geklärt und es kam solch eine Trockenheit über das Land, das große Waldbrände ausbrachen. Der Wald brannte dann solange, bis er von selber wieder erlosch. Zu helfen war da nicht. Sie hätten noch einmal aus den brennenden Wäldern flüchten müssen mit ihren Tieren. Diese Flucht blieb ihnen erspart, denn bis in die feuchten, sumpfigen Wiesen am See drang das Feuer nicht vor.

Nur Heikka steckte mitten drin. Aber der war listig und geschickt

und hatte seinen starken Mut wiedergefunden. Das Feuer half ihm sogar: in Rudeln stürzten die geängstigten Tiere vor der Feuerwelle aus dem Walde heraus und es gelang ihm, viele davon in das Lager am See zu seiner Herde zu lenken, obgleich nur ein einziger Hund bei ihm war.
So bekam er wieder etwas über zweihundert Tiere zusammen. Davon kann eine Familie leben: schlecht und dürftig, aber es geht. Sie trieben sie zu rechter Zeit über das Gebirge und erholten sich alle den Sommer über, denn in Norwegen war nichts von der Not zu spüren, im Gegenteil, Gras und Getreide standen gerade in diesem Jahr so gut, wie schon seit Menschengedenken nicht. Und das Meer war reich an Fischen.
Heikka ließ Per und Neitah allein hüten und reiste im Lande umher, nach anderen Gelegenheiten spähend, aber er kam dann doch zurück mit dem Entschluß, wieder mit seiner Herde zu wandern, Gela und die Kinder wieder zu holen und noch einmal von vorne anzufangen.
So waren sie wieder im Winterlager, nur Heikka und seine Familie. Die große Sida von früher hatte sich zerstreut und kam nie mehr zusammen. Nur Per und Neitah gehörten noch dazu. Aber Heikka war es zufrieden so. Er hatte sich umgesehen in Norwegen und meinte, die Zeit der großen Herden sei vorbei, es wäre zu eng geworden überall im Lande, aber mit einer kleineren Herde würden sie sich noch sehr gut durchbringen können. Wenn sie es wieder auf fünfhundert Stück gebracht hätten, würden sie sorgenfrei leben können, bequemer als in einer großen Sida, die vieles brauchte: viel Nahrung und Kleidung und Gerät für die vielen Menschen, viele Tiere, die dieses alles hergaben, und viele Wächter und Hunde und sehr viel Platz für die große Herde. Und gerade der Platz würde immer beschränkter, mit einer kleinen Herde könnte man überall

besser durchschlüpfen und manchem entgehen, in dem eine große Herde hängen bleiben müßte.
So hatte er sich das überlegt und ausgedacht auf seinen Gängen durch das so sehr viel enger besiedelte Norwegen. So wollte er sich einrichten, und Gela und alle anderen waren einverstanden damit. Daher zogen sie guten Mutes fort aus dem Winterlager, den Bergen entgegen.
Da aber kamen die Lemminge.
Lemminge sind eine Wühlmausart mit dickem Kopf und gelbbuntem Fell, ein wenig so wie ein Hamster sehen sie aus. Sie leben in den skandinavischen Gebirgen, auf der schwedischen Seite, soweit sich die Flechtenmoore ausdehnen: denn von den Flechten nähren sie sich hauptsächlich. Aber sie fressen auch Gras und Wurzelwerk, und in der Not fressen sie alles. Sie leben in diesen öden Gegenden ganz unbeachtet, kein Mensch weiß etwas von ihnen. Im Winter wühlen sie sich ein Nest in der Schneedecke, ganz unten, dicht am Moos, und da haben sie denn alles beieinander, was sie brauchen: eine sturmsichere Wohnung, in der sie sich in ihrem dicken Pelz warmhalten können, und ihre liebste Nahrung gleich vor der Tür, und keiner weiß etwas von ihnen, kein feindliches Tier findet sie so leicht.
Aber bisweilen – alle zehn, zwanzig Jahre einmal – geraten sie in Not. Dann hat vielleicht eine Dürre die Flechten vertrocknen lassen, oder aber sie hatten so günstige Jahre, daß sie sich ins uferlose vermehrt haben und plötzlich kein Platz und keine Nahrung mehr da ist für sie alle.
Dann begeben sie sich auf die Wanderung. Alle auf einmal und alle hintereinander, in der gleichen Richtung. Sie rennen dabei immer geradeaus, über Stock und Stein, fressen sich unter Häusern und Schuppen durch, statt drum herumzugehen, springen ins Wasser und laufen am anderen Ufer in derselben Richtung weiter. Wenn

ihnen dabei ein Boot in die Quere kommt, krabbeln sie da hinein und springen an der anderen Seite wieder heraus und schwimmen weiter in derselben Richtung, schnurstracks.

Diese Lemmingenzüge kommen ganz plötzlich auf. Eben noch war kein einziges Tier zu sehen, und plötzlich sind sie zu Tausenden, zu Millionen da! Unübersehbar, wie ein Heuschreckenschwarm wogt es heran. Dabei grunzen und pfeifen sie, quieken und knurren, gehen niemandem und nichts aus dem Wege und springen alles an, was ihnen in den Weg kommt. Und sie fressen alles mit Stumpf und Stiel. Aber auch alles!

Die Bauern dort sagen, daß sie aus einer Wolke herunterregnen, und auch die Lappen glauben das, weil sie so plötzlich und gleich in so unvorstellbarer Menge auftauchen.

Sie fressen alles ratzekahl. Und sie werden von allen gefressen, was nur irgend an Raubzeug im weiten Lande jagt: Füchse und Iltisse, Marder, Hermeline. Selbst Wölfe und Vielfraße ziehen hinter ihnen her und die Raubvögel hängen in Schwärmen über ihren Wanderzügen. Eulen und Bussarde, Elstern und Krähen mästen sich an ihnen und vollführen dabei in der Luft ebensolchen Lärm wie die Lemminge auf der Erde. Das kreischt und schrillt, pfeift und zetert, grunzt und knurrt und zischt in der Luft und auf der Erde, es ist ein wilder, leidenschaftlicher, gieriger, unerbittlicher Kampf auf Leben und Tod.

Die Lemminge starben zu Tausenden. Sie lagen überall herum und verpesten Luft und Erde mit ihrem Leichengestank. Und vor allem auch die Wasserläufe. So kamen danach Seuchen über das Land und viele Menschen und sehr viele Tiere starben daran ... Es gab keine Hilfe dagegen.

Die Rentiere wurden wie rasend von alledem: von dem Lärm, von dem Kampf, schon von dem bloßen Geruch dieser Tiere, die quer durch die Rentierherden hindurchhüpften, statt, wie jedes andere





Geschöpf, im Bogen um sie herumzugehen, die sich vor nichts fürchteten und ihnen nach den Beinen sprangen, wenn die ihnen gerade in ihrem sturen, geradlinigen Weg standen.

Die Rene liefen nicht davon, wie sie es doch sonst bei jedem Geräusch tun. Rasend vor Wut schlugen und trampelten sie auf die Lemminge ein, die sich nicht duckten, nicht davonliefen, sondern geradezu hirnverbrannt den Kampf aufnahmen mit diesen für sie riesigen Tieren, und die denn auch massenhaft totgetrampelt wurden unter den wütenden Hufen.

Dann aber fingen die Rentiere an, die mit Gras und Flechten angefüllten Eingeweide der Lemminge zu fressen, und man mußte sie schleunigst forttreiben, damit sie sich an den giftigen, verpesteten Tieren nicht zu Tode fraßen.

So waren nun Wächter und Hunde zum andernmal auf der Flucht mit der Herde, und sie kamen erst richtig zur Ruhe, als sie in Norwegen ins Sommerlager eingezogen waren. Und auch auf dieser Flucht waren wieder Tiere versprengt worden und verloren gegangen. Nicht so sehr viele, aber, was schlimmer war: Heikka hatte nun den Mut verloren.

In diesem Sommer lief er nicht im Lande herum und spähte nach Möglichkeiten. Dieses Mal saß er still in der Kote und tat Wächterdienst bei der Herde, ohne irgend etwas anderes zu unternehmen. Und danach gelang ihm dann gar nichts mehr.

Als im Winterlager, nach der großen Frostzeit, nachdem die Sonne wiedergekommen war und in allen anderen wieder die Hoffnung wuchs, Gela starb und in Soppero auf dem Kirchhof begraben wurde, da verließ ihn aller Mut. Er gab seine Tiere und seine Kinder an einen seiner Brüder ab und beschloß, selber in die Berge zu gehen, Jäger zu werden, ganz allein zu hausen, um für keinen Besitz mehr sorgen zu müssen.

„Dich werde ich nach Norwegen bringen. Zu guten Leuten. Ich

weiß ein gutes Haus für dich", sagte er zu Neitah. Und als sie ihn mit aufgerissenen Augen erschrocken ansah, lächelte er: „Ich werde dich nicht verkaufen, Neitah. Ich will dich versorgen. Norwegen ist reich. Sie haben ein herrliches Leben dort. Und ich weiß seit langem schon einen Platz für dich, wo du gerne sein wirst, wenn du dich erst eingewöhnt hast." Sein Lächeln war gut, traurig und herzlich und ging ihr zu Herzen, als wenn er ihr Vater gewesen wäre.
„Und du, Per?" fragte sie ihn, der diesem Gespräch mehr zugesehen als zugehört hatte.
„Ja, Neitah – –"
„Kommst du mit nach Norwegen?"
„Nach Norwegen? Nein. Was soll ich da?"
„Du warst doch schon einmal fast norwegischer Bauer! Du kannst da doch schon alles!"
Und als er stumm blieb, bettelte sie: „Du kaufst dir eine Rodung, Per, und wir siedeln zusammen. Du zeigst mir alles, was ich dabei können muß, so, wie du mir auch beim Hüten alles gezeigt hast – –"
Und jetzt erst brach sie in haltloses Weinen aus.
„Nicht, Neitah, Liebes! Sei doch still. Das geht doch alles gar nicht. Norwegischer Bauer – damals war ich es fast. Und bin doch auf und davon gegangen. Es ging einfach nicht. Und jetzt tauge ich erst recht nicht dazu. Ich gehöre nicht dahin. Ich will auch etwas ganz anderes."
„Was denn, Per?"
„Ich will nach Stockholm gehen."
„Nach Stockholm? In die Stadt?" staunte sie entsetzt.
„Ja. –
Sieh mal. –
Wie soll ich dir das erklären . . .
Es ist mir ja selber noch nicht klar.
Es ist etwas falsch geworden in dem Lappenleben. –

Es geht nicht mehr weiter so.
Sie lassen uns nicht so leben, wie wir müssen, und wir können nicht so leben, wie sie es von uns verlangen.
Da ist etwas falsch geworden. Da stimmt etwas nicht mehr. – –
Und ich will versuchen, das zu ergründen. Vielleicht kann man es dann abändern, wenn man es erst weiß. – –"
„Und dazu willst du nach Stockholm gehen?" staunte sie.
„Ja. Weißt du noch, was du damals – als du noch ganz klein warst, so klein, daß sie dich nicht ins Schulzelt mitgehen lassen wollten –, weißt du noch, was du mir damals gesagt hast, von der Kopfkraft, die denken will, ebenso unbedingt, wie die Beine laufen wollen, und wenn man sie zu lange stillhält, schlafen sie ein, weißt du das noch?"
„Daß du das immer noch weißt!" staunte sie.
„Ich habe es nie wieder vergessen, alle die Jahre nicht. Und nun denke ich, ich will sie einmal loslaufen lassen, diese Kopfkraft. Ich will lernen. Vielleicht weiß man es dort längst, wie es mit uns weitergehen könnte. Nur wir wissen es noch nicht. Und wenn sie es da nicht wissen, gehe ich noch woanders hin. Irgendwo in der Welt muß man es doch wissen, wie wir leben können – – –" Er sah hilflos und entschlossen in die Ferne.
„Nimm mich mit, Per!" bettelte sie. „Ich will – –"
„Es geht nicht, Neitah. Ich werde ganz allein und in der Fremde sein. Ich werde sehr arm sein. Ich werde vielleicht hungern und frieren müssen und in schlechten Kleidern gehen. Da sind keine Felsenhöhlen, in denen man schlafen, keine Birken, von denen man Zweige abhauen kann zu einem Lager. Man kann auch keine Schneehühner fangen gehen, man muß alles bezahlen. Ich weiß noch nicht, ob und wie ich selber durchkomme, und da kann ich nicht noch für ein Kind, für ein junges Mädchen, eine kleine, junge Frau, sorgen müssen. Es geht nicht. Neitah, Liebes, es geht wirklich nicht."

„Per", schauderte sie, „jetzt hat Favtna den Polstern getroffen, jetzt stürzt der Himmel ein, jetzt geht alles in Trümmer!"
„Ja, Neitah, unsere ganze Welt ist zertrümmert. Die Herde ist fort. Die Kinder. Und Gela. Unser Wanderleben ist uns zerschlagen. Aber Favtna ist nur ein kleiner Stern. Drüben in Norwegen scheint die Sommersonne."
„Meinst du, Per?"
„Du weißt das ja selbst. Damals, als Olof ging, hat Favtna den Polstern getroffen. Du hast es selber damals gesagt. Auch das habe ich behalten. Und seitdem haben wir uns gequält um das Wanderleben und Unglück auf Unglück und Fehlschlag nach Fehlschlag gehabt. Man kann nichts festhalten, dessen Zeit vorüber ist. Man kann nur mit untergehen oder aber weitergehen in das Neue, das danach kommen will."
„Per, lieber Per, ich werde so schrecklich allein sein!"
„Keine Spur, Neitah. Du wirst Norwegisch lernen, und dann sind alle norwegischen Menschen für dich da. Sie sind anders als wir, das ist wahr, aber auch jeder Baum ist anders als der andere. Du gehst nicht verloren, Kind. Auch in Norwegen, unter den Bauern nicht. Du gehst nur ein Stück tiefer ins Leben hinein."
„Danke, Per", sagte sie still. Und dann machte sie sich am nächsten Morgen mit Heikka fast fröhlich auf den Weg.

Neitah wird verkauft

Sie hatten nur einen einzigen Schlitten, der das Nötige trug, und zwei Rentiere davor, und sie gingen andere Wege als sonst: von Gamme zu Gamme oder zu fremden Koten. Heikka sorgte dafür, daß sie immer wieder zur Zeit ein Dach über dem Kopf hatten, und Neitah lernte staunend einen ganz anderen Heikka als sonst kennen: den Spaßmacher Heikka, der lachte und spaßte, flunkerte und so spannend erzählte, daß sie nicht aufhören konnten, ihm zuzuhören, und nicht vom Feuer fortfanden zur Schlafstelle. Neitah hörte es immer noch lange, wenn sie selbst schon im Winkel lag und schlief und wieder aufwachte, wieder einschlief und wieder aufwachte, weil die Angst vor der Zukunft, vor all dem Neuen, vor der Verlassenheit im fremden Lande sie nicht ruhig schlafen ließ. Obgleich sie am Tage tapfer all diese Gedanken beiseiteschob und sich an Pers letzte, tröstende Worte hielt: „Du wirst Norwegisch lernen, und dann werden alle die norwegischen Menschen für dich da sein."
Eines Abends aber blieb auch sie beim Feuer sitzen und hörte ihm zu, bis sie alle aufbrachen und schlafen gingen. Da erzählten sie so lebhaft und lustig und sprachen von Dingen, von denen Neitah noch nie etwas gehört hatte.
Dabei hatte es, als sie in die Gamme kamen, zuerst so ausgesehen, als seien sie unwillkommen, und als sollte es ein trübsinniger Abend werden, an dem man am besten gleich schlafen ging. Der Mann

hatte dagesessen, an einem Hornlöffel geschnitzt, aber er war nicht bei der Sache, starrte immer wieder vor sich hin, und die Frau saß am anderen Ende des Herdes und flickte an einem alten Rock, der nur noch aus Fetzen bestand und keinen neuen Flicken mehr halten wollte. Und auch sie ließ immer wieder die Hände in den Schoß sinken und seufzte vor sich hin. Sie hatten auch nur unlustig den Gruß der Fremden erwidert und zögernd und zugleich gierig zugegriffen, als Heikka das Essen auf den Tisch legte und sie einlud, mitzuhalten. Da war plötzlich noch ein alter Mann aus einem Winkel aufgestanden und dazugekommen, den sie zuerst gar nicht bemerkt hatten – wahrscheinlich der Vater der Frau, schätzte Neitah, und der hatte erst lange und freundlich gebeten werden müssen, ehe er mit zulangte.

Viel gesprochen wurde nicht bei diesem Essen. Jeder scheute sich vor dem ersten Wort, das nur eine Klage sein konnte: das Unglück, die Trauer, das mißmutige Stillhalten hing um die Wände und sprach laut für sich, ohne die Worte der Menschen dazu nötig zu haben. Neitah verstand es ohne weiteres, las es ab von dem spärlichen, verwahrlosten Gerät, den Unratwinkeln, den schmutzigen Dielen, der leeren Herdplatte, dem muffigen Geruch in der Stube. Man brauchte dazu nicht einmal in die leeren, energielosen Gesichter zu sehen. Und sie wußte ja auch, die große Notzeit hatte die Siedler noch härter getroffen als die Wandernden. Die letzten vier Jahre war die Ernte mißraten, das Getreide nicht reif geworden, das Vieh gestorben, es war in keiner der Gammen ein Körnchen Saatgetreide für das kommende Jahr, von dem schon sowieso kein Mensch mehr hoffte, daß es besser sein würde als die vorhergehenden. Und Siedler waren ohnehin eine weichere Sorte Menschen, schneller verzagt, schneller bereit, alles aufzugeben. Es waren diejenigen unter den Lappen, die das härtere Wanderleben aufgegeben hatten, um es bequem zu haben.

Da hatte Heikka ein Wort unter sie geworfen wie eine Angel, und sie hatten angebissen. So waren sie ins Erzählen gekommen und ereiferten sich nun. Mit gespannten Gesichtern und blanken Augen sprachen sie von den alten Zeiten. Dabei kamen sie auch auf die Bärenjagden, und davon kamen sie dann den ganzen Abend nicht wieder los.

„Der Bär", sagte der Alte begeistert, „das ist solch ein Tier! Der Großmächtige der Wälder ist es, Gottes heiliges Wild selber. Er ist so groß und stark, kein Lappe könnte ihm beikommen, wenn er es nicht selber zuließe. Aus reiner Gutmütigkeit läßt er sich fangen, deshalb muß man ihn auch gut behandeln, wenn er tot ist. Nicht der kleinste Knochen darf ihm gebrochen werden. Die Erde fordert die Gebeine unbeschädigt zurück, und der Jäger, der dagegen verstößt, hat nie wieder Jagdglück, und in der Gegend, wo das geschah, kommen auch keine kleinen Bären mehr zur Welt."

„Ja", fuhr er fort, „und am Grabe singen sie dann:

‚Viele Wege bist du gegangen,
viele Kämpfe hast du bestanden,
mächtige Jäger begraben dich!'

Und dann schütten sie Erde auf die Knochen und wälzen Steine darauf, wie es auch bei einem Menschenbegräbnis in der Wildnis zugeht."

„Ja, aber erst muß man ihn haben!" warf Heikka hin.

„Freilich, haben muß man ihn erst!" ereiferte sich der Alte. „Und das war nicht einfach! Benna ist stark und schlau. – –

Ich weiß noch, wie sie den letzten fingen. In der Umgegend von Gielas war das. Da hatten sie Rentiere gefunden, die so zugerichtet waren, wie nur Benna das tut. Es nutzte ihnen nichts, daß sie aufpaßten, es nutzte ihnen nichts, daß sie sangen:

„Bienna, bienna, i kalka päapatet – der Bär, der Bär darf nicht an

die Herde herankommen!“ Der Alte sang so laut, daß es schallte. Er hatte ganz vergessen, daß er in der engen, dumpfen Stube saß. Er juoikte, daß es über eine große Herde hingeschallt hätte.

„Aber es nutzte nichts. Immer wieder war Benna in die Herde eingefallen und wieder weg, ehe sie es merkten. Sie fanden nur die Spuren.

Da holten sie sich zwei Jäger, Nils und Paul Johnssöhne waren das. Die hatten zusammen nur eine alte Flinte und einen gut angelernten Hund, aber sie kannten den Bären genau. Sie wußten, wann er seine Ruhezeit hatte, und sie kannten auch die Stellen, wo er sich am liebsten aufhielt.

Sie fanden seine Spur in einer Geröllhalde und ihn selber auch nach einer Weile. Er hatte sich bei einem Felsen eine Grube gemacht und schlief darin. So legten sie sich auf die Lauer und warteten, aber als der Bär sich erhob, ging er nur einmal im Kreis herum und legte sich dann wieder auf denselben Platz und schlief weiter. Endlich hatte der Bär ausgeschlafen und stand auf, schüttelte sich, schnupperte vorsichtig nach allen Richtungen und beobachtete dann eine Rentierherde, die unten an der Talsohle entlanggetrieben wurde. Wächterrufe und Hundegebell waren bis hierher zu ihm herauf zu hören.

Da hob Nils vorsichtig das Gewehr und schoß auf ihn, und er traf ihn gut: ein Blutstrahl fuhr ihm aus der Seite. Er brüllte auf, daß es über das Tal schallte, und drei Junge hasteten jedes aus seinem Versteck hervor und flüchteten fort.

Der Hund wollte nicht anfassen, und als Paul ihn aufhetzte, entdeckte der Bär seine Feinde und wandte sich wie rasend gegen den Felsen, auf dem sie sich aufgestellt hatten. Aber er glitt immer wieder ab, und da flüchtete er auch, und die Jäger konnten nun nichts mehr tun, denn sie hatten solch eine alte Flinte, die immer nur

einen Schuß hergab, und sie hatten nur noch diese eine Kugel gehabt. Da mußten sie es aufgeben.

Der Bär aber ist danach nicht mehr in dieser Gegend aufgetaucht.

Im nächsten Frühjahr stieß dann ein anderer Jäger weitab von diesem Platz auf eine tote Bärin, bei der drei Junge waren, zwei braune und ein schwarzes mit einem weißen Ring um den Hals. Die beiden braunen erschoß er gleich. Aber den dritten verwundete er nur, so daß er noch fliehen konnte, und verfolgte ihn durch einen Fluß hindurch und über eine feuchte Wiese, auf der Wollgras und Farnkraut so dicht standen, daß man schwer vorwärtskommen konnte. Da wandte sich der Bär plötzlich gegen ihn, so daß er sich gerade noch auf einen Stein hinaufretten konnte. Aber der Bär kletterte ihm nach. Da schlug ihn der Jäger mit dem Flintenkolben über den Kopf, daß er rücklings hinunterkullerte, und sprang ihm nach und tötete ihn mit dem Messer. So war das damals.“

„Ja“, meinte Heikka, „damals. Mit den neuen Flinten ist es keine Kunst, stärker zu sein als ein Jungbär. In früheren Zeiten war das ganz anders. Da war es viel gefährlicher und auch viel großartiger, auf Bärenjagd zu gehen. Da zogen die Männer jedes Jahr aus mit allen Hunden, um den Bären zu jagen. Es war ein großes Fest. Aber da kannten sie ihn auch schon vorher ganz genau. Sie hatten seine Gewohnheiten beobachtet und seine Schlupfwinkel, seine Eigenschaften, seine Art zu kämpfen – seinen ganzen Charakter. Sie hatten ihm einen eigenen, achtungsvollen Namen gegeben und zu ihm hingejuoikt, wenn er sich blicken ließ, wie zu einem Freund.

‚Jetzt gehst du über das Hochgebirge und kratzt!‘ (Mit den Tatzenkrallen über den steinigen Boden.)

Sie hatten ihm Grüße nachgerufen und seinen schweren Gang nachgetanzt.

Sie kannten ihn ganz und gar. Sie hatten ihn gern. Sie waren selber ein wenig zu Bären geworden, wenn sie ihn jagten.

Wenn die Hunde dann alle hinter ihm herhetzten, mußte er sich bald setzen, um sie mit den Tatzen abzuwehren, und kam nur noch in kurzen Sprüngen weiter. Dann konnten ihn die Jäger gut einholen und ihn mit ihren Speeren treffen.
Das Bärenmännchen war leichter zu fangen als das Weibchen, wenn es allein war. Das war schlauer und fand noch immer einen Ausweg, den es flüchten konnte. Wenn sie aber Junge bei sich hatte, mußte sie die schützen, und dann kamen die Jäger schließlich auch an sie heran.
Wenn der Bär tot war, feierten sie ein Siegesfest. Wenn die Männer mit der Beute zur Kote kamen, dann trugen sie ihn am Speer hängend zwischen sich und sangen:
‚Je, ja, je, ja, je, ja, ja ... stuorstuor geura je, ja ... gitalis buore, je, ja ...
Je, ja, je, ja ... ih vahakahte birsob je, ja ...' je, ja ... der große, große Starke, je, ja ... Dankenswert gut bist du, ruinierst nicht die Flinte, je, ja ...'
Sie schritten daher mit dem schweren, wiegenden Schritt des Bären, und die Frauen zogen ihnen in dem gleichen, wiegenden Bärenschritt von der Kote aus entgegen und freuten sich:
‚Je, jaaa, willkommen, je, je, jaa, der Bärentisch, je, je, jaaa ...' und ‚Je, je, jaa, bateh buorist, je, je, jaa, mätkan däla! je, je, jaa ... Je.'
Dann kochten sie das Bärenfleisch, und die Männer setzten sich zusammen und aßen. Es ging hoch her in der Kote mit Essen und Essen und wieder Essen. Einen richtigen Fleischrausch aßen sie sich an, so daß sie wie betrunken und benebelt aufs Lager sanken und lange Zeit tief und schwer schliefen.
Jetzt erst durften die Frauen herankommen, und auch sie aßen sich übersatt und schliefen einen langen, schweren Verdauungsschlaf.
Wenn sie wieder zu sich gekommen waren, reinigten sie die Geräte und versorgten die Reste vom Bärenfleisch. Das Bärenfell hängten

sie auf einen Pfahl, und alle Frauen mußten kommen und mit verbundenen Augen nach dem Bärenfell schießen. Und die, die das Fell mit verbundenen Augen traf, deren Mann würde das nächste Mal den Bären töten, so glaubten sie.
Es war solch eine wilde Kraft in des Bären Blut, und auch in seinem Fleisch, daß sie lange feierten und fröhlich waren, solange sie noch etwas davon hatten, und da sangen sie dann das Bärenlied:
‚Zwar bin ich der Starke Lapplands, aber eher möchte ich mit acht oder neun Männern kämpfen, als mit zwei Brüdern. Denn das Blut ist dichter als das Wasser, und der Unverwandte läßt nicht sein Leben für den Unverwandten, aber ein Bruder kämpft, solange er noch kann, für seinen Bruder.'
So sangen sie und waren fröhlich und guter Dinge. Und zum Schluß begruben sie dann feierlich die ungebrochenen Knochen und stimmten das Begräbnislied an, damit wieder neue Bären zahlreich in den Höhlen heranwachsen möchten. So war das in alten Zeiten."
„Ja", fiel die Frau ein, „der Bär ist ein merkwürdiges Tier. Er lebt den ganzen Winter, ohne zu fressen, und die Uldas ernähren ihn. Er ist auch nicht böse zu den Menschen, die in seine Höhle kommen, wenn sie ihm nichts tun wollen. In den alten Zeiten mußten oftmals Leute fliehen und sich verbergen, und manche davon haben mit Bären zusammen in deren Höhle gehaust den ganzen Winter über. Einmal hat sogar ein Mädchen einen ganzen Winter lang bei einem Bären gewohnt, und die Uldas haben auch das Mädchen ernährt, und sie schlief außerordentlich gut in diesem Winter in der Bärenhöhle."
„Das mag sein", meinte der Siedler, „denn die Bären haben ein Gewissen, und wenn sie einen Menschen töten, der ihnen nichts tun wollte, dann haben sie keine Ruhe, den Winter über zu schlafen. Auch die Uldas wollen ihn dann nicht versorgen, wenn er sich mit unschuldigem Menschenblut befleckt hat."

„Einmal", erzählte nun der Alte wieder, „gingen zwei Jäger aus, um einen Bären zu fangen. Aber es war ein wütender Bär, der die Menschen gleich anfiel, noch bevor sie ihm das geringste getan hatten. Als er die beiden kommen sah, ging er gleich auf sie los. Sie aber versteckten sich hinter einer dicken Föhre. Da ging der Bär auf die Föhre zu und griff mit beiden Tatzen um sie herum, um die Jäger von beiden Seiten zu fassen. Der eine Jäger ergriff die beiden Tatzen und rief dem andern zu:

‚Ich halte ihn fest, töte du ihn jetzt!'

Aber der andere war feige und ließ den Kameraden im Stich und ging nach Hause. Am nächsten Tag erst ging er nachsehen, was aus dem Kameraden geworden war. Da stand der Bär noch bei der Föhre, und der Kamerad hielt ihm immer noch die Tatzen fest und rief ihm zu:

‚Komm, halte du jetzt die Tatzen, jetzt ist es ganz leicht. Denn der Bär ist schon müde, man braucht sie nur noch ein bißchen gegen die Föhre zu drücken. Derweil schlage ich ihn dann tot.'

Da ging der andere hin und hielt dem Bären die Tatzen, und nun ging der Kamerad fort und ließ ihn stehen und die Tatzen halten und kam erst am nächsten Tage wieder. Dann erschlug er den Bären endlich und sagte zu dem anderen: ‚Siehst du, so ist das, wenn der Kamerad einen im Stich läßt!' Aber dann vertrugen sie sich wieder und brachten zusammen den Bären nach Hause."

Sie lachten sehr, und dann sprudelte es den ganzen Abend von Bärengeschichten und Jagdgeschichten. Sie waren so fröhlich und lachten so viel, wie schon seit Jahren nicht mehr.

Die Gamme barst vor Fröhlichkeit, und Neitah dachte: wie hat Heikka das nur angefangen? Es war doch zuerst scheußlich trübsinnig und verwahrlost. Jetzt sind alle vergnügt und richtig nett geworden!

„Man darf sich eine fremde schlechte Laune nicht aufzwingen lassen", sagte Heikka, als Neitah ihn danach fragte. „Man muß sie locken, wie die Schneehühner, mit dem Ruf, den sie verstehen. Der Alte – und die beiden Siedlersleute –, es war doch deutlich, wie schlimm es ihnen ging und wie schlecht ihnen die Gegenwart gefiel. Natürlich wollten sie gern von den alten Zeiten hören und reden. Wenn man so unterwegs ist und überall fremd und arm dazu, wie wir jetzt, dann darf man nicht an sich denken und was man selber sagen und tun möchte."

Als er das sagte, waren sie schon wieder unterwegs mit ihrem einzigen Schlitten. Heikka hielt die Zügel und ging vorauf, und Neitah lief hinterher, wie alle Tage schon.

Sie schlossen sich bald darauf einer Sida an, um mit ihr über die Berge zu gehen. Heikka hütete die fremden Rentiere und war oft trübe gestimmt, wenn er zur Kote kam, und Neitah ging der Frau zur Hand, in deren Kote sie schliefen und aßen. So kamen sie besser hinüber, als wenn sie allein gewesen wären.

Aber sie hielten sich dann nicht mit ihnen im Sommerlager auf. Sie gingen gleich weiter, das Tal hinab und dann am Fjord hinunter bis fast ans Meer.

Dort lag eine kleine Stadt, und da war ein Kaufmann, mit dem Heikka in früheren Jahren gehandelt hatte. Zu dem brachte er Neitah jetzt.

Der Kaufmann stand groß und breit in seinem Laden, der vollgepfropft war mit Dingen, die Neitah nicht einmal dem Namen nach kannte. Sein Gehilfe turnte beflissen an den Regalen hinauf und herunter und brachte die Dinge, die der Kaufmann dann vor die Kunden hinlegte, eins nach dem anderen. Um jedes Stück wurde gehandelt, und jeder Handel wurde mit einem Trunk bekräftigt. Der ganze Laden stand voll Kunden, und alle nahmen teil an dem Geschäft, das gerade im Gange war. So dauerte es eine ganze Weile,

bis der Kaufmann Heikka bemerkte. Heikka hatte sich mit Neitah im Hintergrund gehalten, bis alle andern weg waren.
„Nun, Heikka, was darf es denn heute sein?“ fragte der Mann und lachte dabei übers ganze Gesicht. Auch Neitah, die still und ernst daneben stand, lachte er gleich noch mit an. Das ging ihm so in einem hin.
„Ich will dir das Mädchen dalassen, wenn du sie brauchen kannst“, sagte Heikka auf norwegisch.
Neitah verstand kein Wort, aber sie hörte am Klang, was er sagte, und sie wußte ja auch, worum es ging. So richtete sie sich grade auf und sah dem Mann fest ins Gesicht.
Der aber lachte nur: „Das Mädchen? Die kauf ich nicht. Ich habe ja selber viere hinten in der Stube.“
„Ich will sie dir nicht verkaufen. Ich bringe sie dir, weil sie es gut bei dir haben würde.“
„Ach so.“ Nun wurde Johann Larsen ernst. „Steht es so? Die Notzeit, ja?“ Damit schenkte er Heikka einen Schnaps ein, und Heikka trank ihn schnell herunter. Derweil sah der Kaufmann Neitah prüfend an.
„Sie hat mir Glück gebracht, lange Zeit, und sie hat das ganze Unglück mit durchgehalten, bis zuletzt. Und jetzt gehe ich in die Wälder, da kann ich sie nicht mehr mitnehmen.“
Neitah verstand noch immer kein Wort, aber sie beobachtete den Kaufmann. Der lachte freundlich zu allem, was geschah. Immer. Aber das jungenhafte Lachen saß ihm nur ganz vorne, wie eine Maske, dahinter war ein alter, müder, trauriger Mann. In dem Augenblick, als Neitah das an ihm sah, fühlte er sich von des Kindes Blick tief im Herzen angerührt und entschloß sich, schnell, wie man es tun muß in seinem Gewerbe.
„Gut, Heikka. Ich behalte sie. Ich werde sie in meine Familie aufnehmen und halten wie mein eigenes. – Und wir beide“, meinte

er noch und goß einen zweiten Schnaps ein, „wir beide bleiben die alten. Du wirst schon wieder hochkommen und wieder was zu handeln haben.“
„Danke“, sagte Heikka und meinte den Schnaps, den er ebenso schnell hinuntergestürzt hatte wie den ersten. Drehte sich um und ging fort. Er hatte sich nicht von Neitah verabschiedet, und auch Neitah stand unbewegt da und sah ihm nicht nach.
Das dünkte den Kaufmann erschütternder, als wenn sie beide, nach Lappenart, in Tränen ausgebrochen wären.
So nahm er schnell des Mädchens Hand und führte sie nach hinten, durch einen langen, dunklen Korridor in die hellen Stuben, die seine Familie bewohnte.

Allein in Norwegen

Er stand mit Neitah an der Hand einen Augenblick allein in der hellen Stube. Es waren eigentlich zwei große, ineinandergehende Stuben. In der hinteren spielten und plauderten kleine Mädchen, und von dort kam auch die Frau durch die Zwischentür herein.
Es war plötzlich so viel Verwirrendes um Neitah her, so vieles, was sie noch nie gesehen hatte und nicht begriff, daß sie gar nichts Einzelnes wahrnahm: hohe, helle Fenster, Gardinen, Vorhänge, ein bunter Teppich auf dem hellen, blanken Fußboden, dunkelglänzende, blitzende Möbel an allen Wänden, eine lang herabhängende Tischdecke auf einem Tisch in der Mitte der Stube. – – In den Gammen hatte Neitah Tische gesehen, aber die waren immer deutlich aus Brettern zusammengenagelt, mit vier einfachen, geraden Beinen, und sie wurden gebraucht. Immer standen sie voll mit Dingen, die sie kannte, deren Verwendung ihr geläufig war. Dieser Tisch hier aber war unwahrscheinlich blank, stand auf einem Bein da, ganz leer, nur mit Decken behangen, nur in der Mitte auf ihm stand ein Topf, ein schöner, bunter Topf mit abgepflückten Blumen. Auch solche Blumen wuchsen nicht in der Wildnis, und wozu man sie abgepflückt und hierhergestellt hatte, konnte sie sich auch nicht denken: zu essen waren sie nicht.
Viele Stühle mit hohen Lehnen und bunten Kissen standen um den Tisch herum, über dem von der Decke herunter eine Riesenlampe hing. Eine richtige, gutausgestattete Kleinstadtstube war plötzlich

um dieses Wildniskind herum, das in einer Pfütze liegen und schlafen konnte, wenn es sein mußte, und das sich nicht hätte vorstellen können, wozu dieses alles gebraucht wurde – wenn sie Muße gehabt hätte, zu betrachten und nachzudenken.
Aber die stillstehende Luft wurde ihr knapp in dem zugeschlossenen Raum. Sie sah gar nicht hin nach all diesen vielen Dingen, sie blickte nur auf die Frau. Und sie ließ sogar Johann Larsens Hand los, so sehr versank sie mit Leib und Seele in aufmerksamem, witterndem Anschauen.
Ane Larsen war keineswegs eine besondere Frau: jung war sie noch, zart und schmal, obgleich sie vier Kinder hatte, mit nordischhellem Haar und weichen, blauen Augen, die warm und herzlich lächelten. Und auch ihr Gang war leicht und schwebend. Dieser Gang nahm Neitah gefangen:
Wie sie so hereinkam, ganz still in ihrem dunklen Kleid, und leicht und freundlich lächelnd das Gesicht zu ihrem Mann emporhob, glich sie nichts, was Neitah kannte. Kein Tier im Walde ging so sorglos, kein Mensch so gewichtslos und schwebend.
Plötzlich fürchtete Neitah sich: sie fand keinen Anhaltspunkt in dieser Frau, nichts, wo sie selber sich bei ihr einen Platz erobern konnte. Sie merkte, daß sie nicht hierher- und nicht dazugehörte. Aber nun war sie einmal da, und es geschah über sie hinweg, was mit ihr geschehen würde.

Johann Larsen hatte mit der Frau gesprochen und war wieder gegangen. Neitah hatte kein Wort verstanden. Sie hatte auch nicht hingehört. Sie hatte mit ganzer Seele an dieser Frau herumgetastet. Jetzt war sie mit ihr allein. Sprechen konnten sie nicht miteinander. Die Frau versuchte ein Lächeln. Aber Neitah blieb ernst, wie ein scheues, ratloses kleines Tier.

Da rief die Frau etwas hinaus. Ein kleines Mädchen rannte, eine Tür klappte, eine andere Frau kam herein.
Eine ganz andere Frau. Es war sofort klar, daß es die Schwester der ersten Frau war, deutlich sah man das.
Aber sie ging anders. Ihr Schritt war rasch und bestimmt, und ihre Hände flogen beim Gehen, als käme sie aus einer kräftigen Arbeit und sei auf dem Wege zu der nächsten. Ihr Gesicht war gröber und langgezogen, ein Pferdegesicht eigentlich, und ihre Stimme klang viel lauter und härter als die der Schwester.
Aber Neitah stürzte auf sie zu. Nicht auf die ganze Frau: nur auf eine dieser tüchtigen, tätigkeitsgewohnten Hände, die sich ihr entgegenstreckten. Wie einen Anker ergriff sie sie mit beiden Händen, aufatmend: hier würde sie anwachsen können.
Die beiden Frauen lachten sich an und Neitah wurde mitgenommen: durch das Zimmer mit den Kindern und die hinter ihnen zuklappende Tür in ein anderes Zimmer. Das war noch größer und heller als die vorigen, und ein riesiger Herd stand darin.
Neitah atmete auf. Ein Herd – das war das erste, was sie in diesem Hause begriff: ein Herd, Küchengeschirr und Essengeruch.
Sie wurde auf eine Kiste im Winkel an einen hohen Tisch gesetzt, Essen wurde ihr hingestellt, und als das Gefäß leer war, füllte es sich wieder, und Neitah leerte es zum zweitenmal, obgleich es merkwürdig roch und seltsam schmeckte. Und plötzlich schlief sie dann ein: von der Wärme, dem vielen Essen und der endlich gelösten Spannung.
Aber sie wurde wachgerüttelt. Da war inzwischen eine andere Frau dazugekommen, eine Bütte mit Wasser dampfte mitten in der Küche – so hieß der Raum. Sie lernte später das alles kennen, mit norwegischen Namen benennen und damit hantieren. Jetzt sah sie sich erst einmal verstört um. Noch nie hatte man Neitah so aus

dem Schlaf geweckt. Was es auch sein mochte, immer hatte man das Hirtenmädchen seinen Kinderschlaf zu Ende ausschlafen lassen.
Die neue Frau hieß Stine, das hörte Neitah heraus, und sie konnte ein paar lappische Worte. „Buorist", sagte sie, „Willkommen . . ." und „tschappa neitah – schönes, kleines Mädchen", und „manna – sie geht", und dann noch eine Menge Wörter, die auch lappisch klangen, aber sie ergaben keinen rechten Sinn. Neitah wunderte sich, was sie wohl heißen sollten.
Daß sie sich ausziehen sollte und in die Bütte steigen und sich gründlich abwaschen, wie Stine glaubte, ihr mit deutlichen Worten gesagt zu haben, begriff Neitah nicht. Kein erwachsener Lappe wusch sich jemals den Leib. Und kein Lappenmädchen zog sich aus, wenn andere dabei waren und es sahen.
Als die lappischen Worte nichts nutzten, schickte die Frau mit dem Pferdegesicht Stine wieder hinaus an ihre Arbeit und griff nach Neitah, die sich ihr willig überließ.
Als sie allerdings anfing, an Neitahs Kleidern nach Knöpfen und Bändern zu tasten, sträubte sie sich. Doch ein freundlicher, fester Blick unterdrückte dieses Sträuben, und dann war Neitah plötzlich nackt, völlig entkleidet und in der Bütte, obgleich sie schon lange groß war und sich gewiß schon jahrelang die Hosen nicht mehr naß machte.
Sie schämte sich sehr.
Aber das Wasser war so wohlig warm – wie Sonnenschein und Wind und Wasser zugleich.
Man ließ ihr nur keine Ruhe, es zu genießen. Sie wurde abgeseift. Es roch nach Blumen, was da um sie schäumte, anders als Wildwasser, aber es war doch Schaum. Dann wurde sie abgetrocknet, gerubbelt, als sollte die Haut abgehen, bis sie krebsrot war, und in ein fremdes, langes, weißes Kleid gesteckt, in ein Hemd oder was das war, und auf dem Arm –

sie großes erwachsenes Mädchen! –
auf dem Arm eine Treppe hinaufgetragen.
Treppen – was ist das? – In der Wildnis konnte man nur an manchen Bäumen mit sehr tief ansetzenden Ästen so mühelos in die Höhe steigen. Hier aber war noch ein Haus über dem unteren: feste Dielen, die nicht schwankten wie Baumwipfel, feste Wände. Dazu ein weiches Lager: nicht Felle, sondern weiße Leinentücher, zwischen die man sie legte – Federkissen, kleine und riesig große.
Ein Bett war das, so lernte sie später.
Jetzt begriff sie gar nichts mehr, denn sie schlief schon, noch ehe man sie richtig zudeckte.
Am nächsten Morgen wurde sie wieder gewaltsam geweckt, obgleich gar kein Grund da war, so früh aufzustehen.
Man steckte sie in fremde, norwegische Kleider. Sie waren leicht, luftiger als Sommerkleider, man fröstelte in ihnen, und sie saßen unbequem: schnürten an Taille und Ärmellöchern und waren eng über der Brust. Und fremd.
Jetzt erst war Neitah ganz und gar in der Fremde.
Ihre eigenen Kleider hatte man verbrannt. Stine hatte sie mit spitzen Fingern hinausgetragen und in der Waschküche unter dem Kessel verbrannt. Aber das wußte Neitah nicht, und es dauerte lange, ehe sie sich so gut verständigen konnte, daß sie danach hätte fragen können. So lange, daß sie inzwischen von selber begriff, was damit hatte geschehen müssen in diesem Hause, und gar nicht erst fragte.
Vorläufig stand sie nur herum: in den Zimmern, bei den kleinen Mädchen, in der Küche, auf dem gepflasterten Hof zwischen den Häusern. Man schob sie aus dem Weg: nicht unfreundlich, aber als unnütz und hinderlich. Sie konnte mit keinem sprechen, und niemand nahm sich ihrer an.
Die Frau mit dem Pferdegesicht hieß Ellin, und in ihrer Nähe

fühlte sich Neitah am ehesten hingehörig, obgleich keiner sie so oft aus dem Wege schob, wie gerade sie. Aber Ellin arbeitete immer. Stets hatte sie etwas in der Hand und hantierte fix und geschickt damit. Sie kochte, leitete Stine an, rief hinaus auf den Hof, schalt die Kinder, trug Ane etwas zu, räumte, nähte – alles so schnell und geschickt hintereinander weg, ineinander geschachtelt, aufeinander eingespielt, daß es schien, als täte sie immer mindestens zwei Sachen auf einmal.
Unter ihrer Hand entstanden Speisen, Gebäck, Kleider, Futter für die Tiere draußen, wurden die gebrauchten Tische, die Dielen wieder sauber, die Zimmer aufgeräumt. Immerzu kam etwas Neues aus ihren Händen – und ihr Tun begriff Neitah zuerst. Sie war glücklich, als sie ihr einmal etwas zwischen die Finger schob: ein weißes Tuch, mit dem man das Geschirr abtrocknete, das „Teller“ hieß, wie Neitah sich gemerkt hatte. Und von dem sie bereits genau wußte, wohin man es stellen mußte, wenn es trocken war und wie man das machen mußte, damit es nicht klirrte und nicht zerbrach.
So glücklich war sie darüber, daß sie es wagte, nach den Namen von all diesen Geräten zu fragen, mit denen auch sie bei der gemeinsamen Mahlzeit aß, bei der sie auf norwegische Manier erst essen lernen mußte wie Valborg, die Zweijährige.
Britta und Inga konnten das längst, Inga ging schon zur Schule und malte mit vieler Mühe Zahlen und Buchstaben auf eine Schiefertafel, aber Neitah hatte sich noch nicht getraut, ihr dabei zu helfen. –
So eifrig lernte Neitah jetzt alle diese neuen Wörter, daß sie fast eine Tasse darüber fallen ließ. Sie haschte sie gerade noch und sah erschrocken zu Ellin hinüber, die aber über den Töpfen am Herd hantierte und es nicht gemerkt hatte.
Bei Ellin siedelte Neitah sich in der nächsten Zeit an, ging ihr zur Hand, wurde geschickt in den vielen bisher unbekannten Hantie-

rungen und arbeitete sich so in dieses neue Leben hinein. Sie bekam auf diese Weise wieder festen Boden unter die Füße, wurde zuversichtlich, und ihre natürliche Sicherheit und Lebensfreude kam wieder herauf und machte ihr auch die neuen Menschen zu Freunden.

Die kleinen Mädchen gewann sie auf andere Art. Später kam das, als sie so gut norwegisch konnte, daß sie mit ihnen plaudern und erzählen konnte.
Da standen Britta und Valborg einmal auf der Küchenschwelle und sahen den Hühnern zu, die das Korn aufpickten, das Neitah ihnen hinstreute. Valborg lachte über den bunten Hahn, der sich aufgeregt darum bemühte, daß auch alle Hennen fraßen, und dann stolz und wichtigtuerisch die Flügel schlug und anfing zu krähen. Da lachte auch Neitah und machte es ihm nach, stolzierte wie er und schlug mit den Armen um sich, wie er mit seinen aufgeregten Flügeln.

„Lullu, lullu, luu, tap, tap – lulli luu", machte sie, daß der Hahn sich erschrocken umsah und dann ärgerlich und sehr beleidigt loskrähte. Valborg und Britta lachten und schlugen in die Hände: „Noch mal! Noch mal!"
Aber Neitah hatte zu tun und schob sie beiseite, wie Ellin das immer machte. „Ein andermal, wenn ich Zeit habe", sagte sie dabei.
„Hast du jetzt Zeit?" lagen ihr daraufhin die beiden den Tag über in den Ohren, und Inga stand neugierig und etwas überlegen daneben, als sie aus der Schule kam und erzählt bekam: „Neitah kann singen wie der Hahn!"
„Kannst du wie alle Tiere?" fragten sie abends begierig, als Neitah ihnen noch einmal den Hahn vorgesungen hatte. Es war das nicht so

einfach, denn natürlich durfte man hier im Zimmer unter all den feinen Sachen nicht so laut krähen wie in der Wildnis oder wenigstens auf dem Hof draußen. So sang sie ihnen lieber das Mäuselied, das war leiser, und eigentlich viel lustiger.
„Eine, zwei, drei, vier Mäuse gehen herum, daß die Erde dröhnt!"
Dabei huschte sie erst ganz leise hin und her wie eine Maus, sah sich nach allen Seiten listig um und trampelte dann laut und gewichtig auf die Dielen. Sie lachten, quiekten vor Lachen und machten es ihr nach, huschten und trampelten und versuchten, die lappischen Worte nachzusprechen. Es war solch ein Lärm in der Stube, daß Ane verwundert dazukam und erschrocken in der Tür stehenblieb. Aber Ellin steckte den Kopf durch die Küchentür, verbot ihnen den Krach und rief Neitah zur Hilfe heraus.
„Mutti, Mutti! Neitah kann die Tiersprache!" wirbelten die kleinen Mädchen indessen um Ane herum und konnten nicht aufhören zu erzählen und vorzumachen, bis Ane zurück ins vordere Zimmer flüchtete.
Seitdem konnte Neitah die Mädchen um den Finger wickeln. Sogar zum Aufräumen und zum Schlafengehen konnte sie sie verlocken, wenn sie ihnen dafür nachher im Bett das Mäuselied versprach. Oder für ganz große Opfer – das Biberlied.
„Vuojelite, vuojelite manatjin juhke njewveraika! – schwimmt, schwimmt, meine Kinder, den reißenden Strom hinab! Mans dan jinjen niekatib fuonos nahkareb. Vuojelite! – Heut nacht habe ich einen scheußlichen Traum gehabt, schwimmt weg!"
„Hast du schon einmal einen Biber gesehen?"
„Wie sieht der aus?"
„Was hat er gemacht?"
„Hat er wirklich dieses Lied gesungen?"
„Sind sie wirklich alle weggeschwommen?"
Sie konnten nicht genug kriegen. Und Neitah erzählte: vom Biber,

vom Schneehuhn, von allen anderen Tieren, von allen Herrlichkeiten der weiten Wildnis. Es war gar nicht mehr fremd und einsam in dem Kaufmannshaus.

Bis auf einmal das alles jäh zu Ende kam.

Neitah hatte auch von Stallo erzählt, von Rimagallas, von den Uldas und Katnihah und von allen Geistern und Wundern der Wildnis. Die liebste Geschichte der Kinder war diese, die wollten sie immer wieder hören:

Stallo hatte eine Tochter, und die verheiratete sich mit einem Lappen, der Ascovis hieß, und sie bekamen einen Sohn. Stallo ist ja ein Menschenfresser, aber diesen Enkelsohn liebt er, den würde er nie fressen wollen! Und als der einmal weinte, schaukelte er ihn in der Wiege und sagte, um ihn zu trösten: ‚Weine nicht, heute abend fressen wir beide deine Eltern auf mit Haut und Haaren.' Das hörte Stallos Tochter, und sie riet ihrem Mann, eine fette Rentierkuh zu schlachten. Die kochten sie am Abend, und Stallo aß davon so viel, bis er nudelsatt war und sich nicht mehr bewegen konnte und einschlief. Da nahm Ascovis die Hälfte des Zeltes herunter, packte es auf einen Schlitten und zog mit seiner Frau und seinem Kind davon.

Als Stallo erwachte und sah, daß sie fort waren und ihm nur die Hälfte des Zeltes dagelassen hatten, nahm er seinen Speer und fing an, damit überall hineinzustechen und seine Tochter und den Schwiegersohn zu suchen, denn er hatte sich wieder hungrig geschlafen und wollte sie nun fressen. Und wütend war er auch, weil sie sich versteckt hatten. Aber er konnte sie nirgends finden. Da entdeckte er die Schlittenspur und lief ihr nach, und als er sie erreichte, ergriff er das Rückenbrett des Schlittens und wollte den Schlitten anhalten. Aber Stallos Tochter schlug ihn mit einem dicken Stock auf die Fingerspitzen. Da heulte Stallo laut auf, ließ

los und lief wieder nach Hause, und Ascovis lachte ihn aus und schrie hinter ihm her:

„Ala, Ala, alaa – Wo hast du jetzt deine Tochter? ala . . ."

Über dieser Geschichte kam einmal Ane dazu. Sie war entsetzt und empört, daß Neitah ihren Kindern solch einen „Heidenunsinn" erzählte, und ihnen solche „gottlosen, unsinnigen Lieder" vorsang und ihre jungen Gemüter damit verwirrte und verdarb. Und in ihrem Zorn schlug sie Neitah.

Und damit zerschlug sie alles. Neitah hatte manchmal gesehen, daß die kleinen Mädchen Prügel bekamen für irgendeine kleine Unart, die in Neitahs Augen Kälbchenübermut war. Es war dieses eine der vielen Unbegreiflichkeiten des neuen Lebens. Auch in der Schule, die Neitah besuchte, seit sie genug norwegisch konnte, wurden die faulen Kinder geschlagen. Bisweilen zu Unrecht. Neitah begriff es nie. Aber daß man *sie* schlug, sie – Neitah – –, das zerschlug all ihre fröhlich-bereite Zutraulichkeit.

Jetzt war es aus. Sie gehörte nicht hierher. Alles Fremde, das sie in den Winkel geschoben hatte in ihrer eifrigen Geschäftigkeit, ihrem Willen und Mut zu diesem neuen Leben, ihrer Freude an all dem unbekannten Neuen – das kroch wieder heraus: die Stube wurde ihr eng, die stehende Luft darin bedrängte sie von neuem.

Sie wurde finster und verschlossen. Sie schob die Kinder beiseite, auch Sigrid, die sie als Säugling gehütet hatte, die unter ihren Augen laufen und von ihr norwegisch sprechen gelernt hatte. Verbissen arbeitete sie in Küche und Stall, lernte Ellin alles weg, was sie nur erhaschen konnte, lief durch den Schulabschluß, den Konfirmandenunterricht und die Konfirmation mit verschlossenem Herzen.

Es tat ihr leid, daß das Fest sie nicht freute, das Johann Larsen zu ihrer Konfirmation gab, um zu zeigen, wie gern er sie hatte, aber es freute sie wirklich nicht. Ganz und gar nicht. Es blieb ihr alles fremd.

„Was willst du nun tun?“ fragte Johann Larsen am Abend dieses Festes.
„Ich will fort von hier“, unterbrach sie schroff seine weiteren Vorschläge. „Irgendwohin, wo der Wind weht. Wo Bäume wachsen, wo es weit und hell ist. Ich ersticke hier in den geschlossenen Stuben. Man kann nur Eigenes denken, wenn der freie Himmel über einem ist und das Wetter über einen hingeht, nicht in solch einem Kasten!“ sagte sie so leidenschaftlich, daß Johann Larsen erstaunt und betrübt fragte: „Hast du dich so schlecht bei uns gefühlt, Neitah?“
Sie senkte den Kopf: war es wirklich so schlimm gewesen? Aber sie vertrotzte sich: hier war es ihr mißglückt. Sie hatte ihr frohes Herz geöffnet, hatte Liebe gesucht und war geschlagen worden. Immer würde das hier vor ihr stehen. Vielleicht würde sie das woanders, irgendwo, vergessen und es besser machen, von Anfang an nicht so hilflos sein, nicht so anlehnungsbedürftig.
Sie hatte Norwegisch gelernt und konnte auf norwegisch wirtschaften. Alles konnte sie, was dazu gehörte. Sie wollte arbeiten. Der feste, gute Boden, der ordentliche Arbeit gab, würde sie weitertragen.
Das alles fühlte sie nur, sagen konnte sie nichts davon. Johann sah sie eine Weile an, wartete auf eine Erklärung, dann sagte er:
„Gut, wenn du nicht bleiben willst, werde ich sehen, wo ich etwas Passendes für dich erfahre.“
„Ja, bitte“, sagte sie aufstehend, „und ich danke auch für das Fest heute und für alles Gute die beiden Jahre über.“
Johann sah sie nachdenklich an: das hatte geklungen, als ginge sie heute abend noch fort, als sei sie in ihrem Inneren schon längst woanders.
Nun gut, er hatte getan, was er konnte. Lappen sind ein sonderbarer Menschenschlag, dankbar und anhänglich sind sie nicht. So dachte er.

Beim Neusiedler

Larsen hatte für Neitah einen Arbeitsplatz gefunden bei einem Fischer mit kleinen Kindern. Dessen Frau war gestorben, und sie blieb bei ihm, bis er wieder heiratete. Dann ging sie selbständig von einer Arbeitsstelle zur andern. Überall half sie gut, überall hatte man sie gern, und nirgends wuchs sie so fest an, daß es ihr leid tat, wenn es sich ergab, daß sie wieder weitergehen mußte. Sie sah und beobachtete viel in diesen Jahren, wurde eine sichere, tatenfrohe junge Frau, der keiner zu nahe trat. Und es war nichts Außergewöhnliches, als eines Tages Jo Otteson zu ihr kam und fragte, ob sie bei ihm arbeiten wolle. Er gefiel ihr, und bei den Leuten, wo sie damals gerade diente, würde es sowieso bald aufhören: die junge Frau war gesund geworden und ging herum und hatte begonnen, die Arbeit wieder selbst in die Hand zu nehmen. Sie würde bald frei sein und dann kommen, sagte sie ihm.

Mit diesem Jo Ottesen stand es so:
Er war ein Mann aus altem Bauerngeschlecht und hatte von Hause weggehen müssen, weil er ein jüngerer Sohn war, für den es keinen Platz mehr gab auf dem väterlichen Hof, nachdem der ältere Bruder geheiratet und den Hof übernommen hatte. Er war geschickt und stark und hatte sich schon in allem Möglichen versucht, als er Signe Svensdotter kennenlernte und sich so sehr in sie verliebte, daß er sie unbedingt heiraten wollte.

Signe aber war ein sehr reiches und stolzes Mädchen, das auf dem großen Hof ihrer Eltern maßlos verwöhnt wurde, und sie dachte nicht daran, einen armen Mann zu heiraten, der nichts anderes besaß als seinen gescheiten Kopf und seine fleißigen, starken Hände.
Da beschloß Jo Ottesen Neuland zu roden und einen Hof aufzubauen, wie er Signe wohl anstehen mochte. Er fand eine passende Stelle oben in Baekkebotn, und daraufhin verlobte sich Signe mit ihm. Aber sie hatte keine Lust, mit ihm auf einen Neuhof zu ziehen und alle die dreckigen, anstrengenden Anfangsarbeiten mitzumachen. Sie meinte, dafür solle er sich jemand anderes suchen und sie erst holen kommen, wenn dieser Anfang überwunden und es auf dem Hof so schön und bequem wäre wie in ihrem Elternhaus. Sie riet ihm selber, Neitah dazu zu holen, die fleißig und geschickt und als Lappenmädchen ein so primitives und anstrengendes Leben gewöhnt sei... Sie meinte, sie könne sie ja dann als Magd und schließlich als Großmagd auf dem Hof behalten. Wenn sie als Herrin dorthin kam, dann hätte sie es bequem mit einer eingearbeiteten Kraft, die alle Arbeit kannte und alles selber mit aufgebaut hatte.
Jo Ottesen war mit diesem Vorschlag seiner Braut sehr einverstanden, denn er bewunderte sie sehr und fand selber, daß sie für diese grobe Anfangsarbeit, und eigentlich für alle Arbeit, zu schade sei.
So holte er sich Neitah auf seine Rodung, und die beiden kamen gut miteinander aus. Jo war sehr zufrieden, daß Neitah keine Verwandten in der Gegend hatte, zu denen sie sonst immer einmal würde hingehen wollen, und auch sonst keinen Anhang, sondern daß sie ganz auf der Rodung war mit allen ihren Interessen und all ihren Gedanken und Einfällen. Er war glücklich, daß sie überall mit zufaßte, sich für nichts zu schade hielt, auch von seiner Männerarbeit etwas verstand und ihm beisprang, wenn er mit irgend etwas nicht allein zu Rande kam, und daß sie die Sache auf dem Hof zu

der ihrigen machte und half, wo sie konnte, nicht nur stumpfsinnig ihre Frauenarbeit tat und wartete, bis ihr etwas aufgetragen wurde.
Neitah machte gerade dies Freude: daß da keine eingefahrene, eingefrorne Ordnung war, wo jedes Ding seit Urväterzeiten seinen Platz und jede Hantierung ihre feststehende Art hatte, sondern daß sie alles nach ihrem Kopf einrichten und so erledigen konnte, wie sie es sich als am besten überlegt hatte.
Und Baekkebotn selber gefiel ihr gut. Es lag hoch oben bei den Bergen, am äußersten Ende des Tales, das weiter unten zum Fjord wurde. Man hatte einen weiten Blick über das Tal hin von da oben. An sichtigen Tagen konnte man fern am Horizont das Meer glitzern sehen. Nur, daß in diesem Meer die Sonne versank, nicht, wie es bei Fosbak gewesen war, aus ihm auftauchte.
Auch sonst erinnerte Baekkebotn sehr an Fosbak. Es war steinig und abgelegen, und als erstes mußte auch Jo sich einen Weg hinunterbauen zu den anderen Menschen, nachdem er sein Haus hingestellt hatte. Dann mußte er die Wildwasser zähmen und in ein tiefes, gut abfallendes, gemeinsames Bett leiten, damit sie nicht jedes Frühjahr seine Äcker überschwemmten, die fruchtbare Ackerkrume wegtrugen und überall Steine darauf liegen ließen, wenn sie sich später, im Sommer, verlaufen hatten. Das hatte auch Ol Olsa genau so machen müssen. Neitah erinnerte sich wieder an die Erzählungen ihrer Mutter und fühlte sich so wohl dort oben auf dem Hof, als sei sie nun endlich heimgekehrt und da angelangt, wo sie nun bleiben und anwachsen wollte.
Jo fand so großen Gefallen an diesem Heim, das er mit seiner eigenen Kraft dem Boden abgerungen hatte, daß er bald nicht mehr so oft seine Braut besuchen ging. Und wenn er bei ihr war, fühlte er sich immer weniger wohl dort und machte immer schneller, daß er wieder nach Hause kam. Wenn er sein Haus nur von weitem sah, freute er sich auf jeden Nagel in der Wand und jeden Stein vor

der Tür. Er freute sich auch auf Neitahs „Willkommen!", das sie ihm schon weithin entgegenrufen würde, sowie sie ihn herankommen sah.

Das merkte Signe natürlich und klagte es ihrem Vater, und als Jo das nächste Mal zu Besuch kam, verlangte der von ihm, daß er das hergelaufene Mädchen fortschicken und seine Arbeit allein zu Ende machen und zusehen solle, endlich fertig zu werden, damit Signe dort wirtschaften könne.

Da wurde es Jo klar, daß Signe nicht in die Einöde paßte. Sie würde sich dort niemals wohlfühlen, so weit ab von ihren Verwandten und Freunden, von Vergnügungen und Anregungen aller Art. Sie würde in den einfachen Verhältnissen dort oben sich kreuzunglücklich vorkommen und sich Tag und Nacht fortsehnen. Und es wurde ihm auch klar, daß er selber nie wieder fortgehen würde von dieser Heimstätte, die er sich nach seinem Herzen mit seinen eigenen Händen geschaffen hatte.

Er sah auch, daß Neitah dazugehörte. Zu allem: zu der Luft dort oben, zu Wolken und Wind und Wetter und Weite, zu dem Hof, den sie gemeinsam aufgebaut hatten. Und zu ihm.

So heiratete er sie, und Neitah wurde Hausfrau auf Baekkebotn und wuchs an an einer Stelle, wo Wetter und Wind über sie hingingen und alles von der Tüchtigkeit ihrer Hände und der Fröhlichkeit ihres Herzens abhing.

Hausfrau auf Baekkebotn

Neitah war nun Hausfrau auf Baekkebotn und wirtschaftete auf ihrem Eigenen. Aber sie arbeitete genauso weiter, wie sie es vordem als Magd getan hatte. Es war kein Unterschied: Baekkebotn brauchte dieselbe Arbeit, nach wie vor. Und Jo Ottesen war ein Mann, der nicht locker ließ, bis er alles beisammen und in bestem Stande hatte, was seiner Meinung nach zu einem ordentlichen Hof gehörte: Äcker und Wiesen, Weiden und Wald, Scheunen und Ställe, Herden und Geräte, gute Wege und Zäune überall – und zum Schluß sogar ein Mahlhaus, damit sie ihr Korn nicht auf eine fremde Mühle zu bringen brauchten.

Sie arbeiteten weiter beide allein, und Neitah faßte auch wie bisher neben all ihrer Frauenarbeit mit zu, wenn Jo etwas unternommen hatte, womit ein einzelner Mann allein nicht fertig wird.

Jetzt war sie froh um alles, was sie da und dort gelernt hatte, sie konnte alles brauchen für Baekkebotn und für ihrer beider gemeinsames Leben dort.

Neitahs erstes Kind war ein Mädchen. Es hatte blaue Augen wie Jo und einen kleinen, blonden Flaum auf dem Kopf. Und da wollte Neitah gern, daß es Karen heißen sollte.

„Warum Karen?" fragte Jo. „Meine Mutter hieß Christine, und ich habe sie sehr lieb gehabt."

„Einmal, als ich noch zu Hause war, kam ein kleines Mädchen zu uns in die Gamme, die hieß so. Sie war blond und hatte blaue

Augen, und mir schien sie das Schönste zu sein, was es geben konnte. Deshalb", bat Neitah.

„Wenn du es so gern willst", gab Jo nach. Und er fragte: „Wo war denn das?"

„Zu Hause", sagte Neitah unbestimmt, „sie gehörte nach Fosbak."

„Wo ist das?"

„Zu Hause eben. Ich weiß auch nicht, wo das ist." – –

Karen war damals schon ein großes Mädchen von sechs Jahren und hatte drei Brüder; einer fing schon an, hinter Jos Arbeit herzulaufen und verständig zuzusehen, einer krabbelte auf allen vieren und hielt sich an Mutters Röcken fest, und einen hatte Neitah an der Brust – als sie dazu kamen, daß Neitah Jo von zu Hause erzählte: von der Gamme und der Mutter und Lars – von Heikka und Per und Olof – und ihr ganzes Geschick; bis es sie nach Baekkebotn geführt hatte. Jo hatte sie schon längst danach fragen wollen, aber es war immer so viel zu tun und zu bedenken auf Baekkebotn, so daß sie bisher nicht dazu gekommen waren.

Jetzt hörte er schweigend zu. Es war wie ein schönes Märchen, was Neitah erzählte, es war immer schön und spannend gewesen, und es war keine Spur von Not und Mühe darin in ihrer Erzählung.

„Und hast du denn nie wieder etwas von den Deinen gehört?"

„Ich habe nie einen getroffen, der Fosbak kannte. Und wie der Berg und der Fjord und die Stadt unten hieß, habe ich vergessen."

„Und dieser Heikka, konntest du den nicht fragen?"

„Daran habe ich damals noch nicht gedacht, und ich hätte mich auch nicht getraut. Er wäre nur wütend geworden, wenn ich ihn gefragt hätte, und gesagt hätte er es mir doch nicht."

„Aber du fürchtest dich doch vor nichts und niemandem, wie konntest du Angst davor haben, daß dieser Heikka wütend werden könnte in solch einer wichtigen Angelegenheit?"

„Ich war ein Kind, als ich ihn zum letztenmal sah, und damals war ich sehr verzweifelt. Ich hatte alles verloren, auch den Mut, und er ist fortgegangen, ohne selbst ‚Lebewohl' zu sagen."

Jo schüttelte den Kopf. Daß es solche Ratlosigkeit und Verlassenheit geben konnte, hatte er nicht gewußt. Und er beschloß, dieser Sache nachzugehen, soweit es sich von hier oben aus machen ließ.

Eines Tages war Neitah in der Milchkammer, da hörte sie Gebrüll von fremden Tieren und wie ihr eigenes Vieh darauf antwortete, und als sie in den Hof hinaustrat, sah sie Herden und viele Menschen mit Sack und Pack gerade auf Baekkebotn zusteuern. Sie wunderte sich sehr und erwartete sie in ihrem Hofe.

Und sie wurde begrüßt in einem Lappendialekt, dessen sie sich nur schwach erinnerte, und „Sara" angesprochen und mit einer Herzlichkeit in den Arm genommen, daß sie nicht wußte, was sie dazu denken sollte.

Es waren Sivert und Malin, ihre beiden Brüder, die sie als ganz kleines Mädchen gewiegt und betreut und inzwischen vergessen hatte. Auch, daß sie einmal „Sara" geheißen hatte, wußte sie kaum noch. Die Brüder waren mit ihren Frauen und Kindern, mit ihrem Vieh und mit all ihrer Habe hierhergekommen und wollten hier in der Umgebung roden und siedeln. Jo hatte sie ausfindig gemacht und hatte es ihnen geraten, und weil sie in der Heimat nicht weitergekommen und schließlich in Not geraten waren, hatten sie seinen Rat befolgt, und nun waren sie da.

Jo kam vom Felde herein, als er sie hörte, und er traf sie noch alle im Hof an bei der ersten Begrüßung.

So lud er sie ein in die Stube, nachdem die Männer gemeinsam das Vieh der Brüder vorerst einmal in eine jetzt gerade leere Koppel nahe beim Hof getrieben und dort versorgt hatten.

Neitah versorgte indessen mit den Schwägerinnen zusammen die Kinder. Und dann saßen sie beieinander und erzählten:
Sie hatten Sara für tot gehalten. Die Mutter hatte geglaubt, die Wölfe hätten sie zerrissen, damals, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren. Die Mutter hätte sich noch lange heimlich gegrämt, aber gesprochen hätte niemand mehr von ihr, um ihrer Seele die Ruhe zu lassen. Und so hätten die Brüder sie längst vergessen gehabt, denn sie waren ja noch winzig klein gewesen, als das alles geschah. Sie wären aufgewachsen, ohne zu wissen, daß sie eine Schwester gehabt hatten, sie hatten geheiratet und sich gemeinsam mit dem Erbe des Vaters gequält, aber es sei nichts Rechtes geworden da oben; Lars hätte wohl doch nicht den richtigen Blick für den Ackerbau gehabt und sich an eine Stelle hingesetzt, auf der man nicht zurecht kommen konnte.
Da sei plötzlich von Jo Ottesen Nachricht gekommen. Sie hätten es erst für einen Scherz gehalten, denn sie wußten nichts von einer Schwester. Dann hatten sie sich aber umgetan und allmählich alles erfahren. Und weil es im vorigen Jahr wieder ganz schief gegangen sei mit der Ernte und sie auch wieder Unglück mit dem Vieh gehabt hatten, trotz aller Sorgfalt und Mühe, die sie sich gegeben, so wären sie Jos Rat und Einladung gefolgt, hätten dieses Frühjahr alles aufgepackt und wären mit den Wandernden über die Berge gekommen. Und nun seien sie da und wollten hier bleiben.
„Und du hast mir nie etwas davon gesagt, daß du das tun wolltest?" fragte Neitah zu Jo hinüber.
„Wirklich nicht?" sagte er verlegen. „Dann habe ich es nur vergessen. Ich habe mir das sofort vorgenommen, als du mir damals deine Lebensgeschichte erzähltest. Ich finde es richtig so, für uns alle. Die Lappen haben sehr ordentlich gelebt, solange sie mit den Herden durchs Land ziehen konnten. Aber die Zeit für diese Lebensführung ist vorbei. In unserm Land wenigstens ist es zu eng ge-

worden für solch eine raumverschwenderische Lebensform; wir müssen uns anders einrichten in dem Raum, der unsere Heimat ist. Müssen den Boden anders ausnützen, damit wir alle miteinander leben und gut leben können. Müssen ihn pflegen und bearbeiten. Auf Bauernart eben.
Das müssen die Lappen nun lernen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Und wir Bauernvölker, die wir seit Generationen diese Arbeit betreiben, müssen ihnen dabei helfen. Müssen ihnen unsere Handgriffe zeigen, unsere Erfahrungen mitteilen und ihnen aushelfen über die schwere Zeit hinweg, in der sie umlernen.
Wer stur seine Nase nie über den eigenen Hofzaun hinaussteckt und niemals nachdenkt über den Nebenmenschen und über sich selbst, der kommt leicht dazu, die Lappen zu verachten, weil sie noch nichts Rechtes zustandebringen in der neuen Arbeit und sich ungeschickt anstellen und abquälen mit all diesen ungewohnten Dingen. Statt sich ein Beispiel zu nehmen an ihnen, da, wo sie wirklich beispielhaft sind. Ich war auch so. Ich habe mich nicht um alles das gekümmert. Ich habe nur an mich gedacht, wie ich es schnell zu einem eigenen Hof bringe und ein reicher, mächtiger Bauer darauf werde; so kenne ich es von zu Hause. Aber du, Neitah, hast mir die Augen geöffnet. Wie du hier gearbeitet hast: unermüdlich und fröhlich: immer warst du ganz bei der Sache, immer wußtest du einen Ausweg, immer wurde es gut und schön, was du so ruhig und freudig machtest. Wir haben so gut miteinander gearbeitet, jeden Abend waren wir ein großes Stück weiter als am Tage zuvor. Und wenn es einmal nicht geglückt war: wie du da zuversichtlich lächeln konntest und etwas sagtest, was den ganzen Fehlschlag leicht machte.
Und das alles tatest du doch damals für Signe, für diese hochmütige Bauerntochter, die sich selber zu schade war für die Arbeit. Ich habe damals Signe sehr bewundert und geglaubt, sie zu lieben. Als sie aber von mir verlangten, ich sollte dich fortschicken und mit

Signe hier allein wirtschaften, da sind mir die Augen aufgegangen. Da habe ich gemerkt, was ich dir alles verdanke, und daß ich das, was ich mir vorgenommen habe, nur mit dir zusammen zu Ende führen kann. Damals habe ich gesehen, welchen Anteil du hattest an dem bereits Erreichten. Nicht nur mit deiner Hände Arbeit, auch mit deinem unverzagten Drangehen an die Aufgabe, mit deiner zähen Geduld, deinem fröhlichen Mut, mit alledem, was eben du, Neitah, bist.
Damals haben wir geheiratet. Und sind gut gefahren miteinander seitdem.
Und damals habe ich angefangen, nachzudenken über das Lappenschicksal. – Daß wir Bauernvölker ihnen doch eigentlich ihren Lebensraum haben fortnehmen müssen, um selber zu leben, und verpflichtet wären, ihnen nun auch zu diesem neuen, stärkeren und besseren Leben zu verhelfen. Und damals habe ich auch beschlossen, daß ich selber meinen Teil an dieser Schuld abtragen würde, wenn es an mich heranträte.
Und als du mir dann einmal deine Geschichte erzähltest, habe ich da zugegriffen, denn ich meinte, daß wir beide über die gröbste Anfangsarbeit hinaus wären, und es nun an der Zeit wäre, sich um die anderen zu kümmern. Und daß es dich freuen würde, wenn es gerade deine Brüder sind, denen wir zuerst beispringen."
Dieses Mal hatte Neitah wirklich Tränen in den Augen. Das war es, was Per in Stockholm suchte, was hinter dem gestanden hatte, wovon Olof geschwiegen hatte: weitergehen im Leben. Weitergehen in Almen Ahtje, der das Leben selber ist, von einer Lebensform zur anderen. Arbeiten, lernen, wissen und können. Sich mühen, Erfolg haben, und die Brüder mitnehmen in das neue, bessere, schönere, leichtere Leben. – – –
Sie freuten sich aneinander an jenem Tage, und dann rodeten die Geschwister in der Nachbarschaft und bauten dort Neusiedlerhöfe.

Und die Hilfe und Freundschaft hinüber und herüber war schön und machte ihrer aller Leben reich.
An den Feiertagen kamen sie alle zu ihrer Schwester hinüber – auch sie sagten jetzt „Neitah". – Die Erwachsenen mühten sich dann, die norwegische Sprache zu lernen. Das fiel ihnen schwer. Aber ihre Kinder, die draußen mit Neitahs Kindern spielten, lernten das Norwegische im Spiel und spielten die norwegischen und die lappischen Kinderspiele bunt durcheinander, wie es ihnen gerade einfiel.

Über die Gesänge der Lappen

Die Melodien in diesem Buch sind die wirklichen uralten lappischen Lieder, wie sie den Lappen aus ihrem täglichen Leben, Arbeiten und Wünschen aufstiegen. Sie wurden in einer Art Sprechgesang so laut gerufen, daß es über die Berge und die weiten, menschenleeren Ebenen hinschallte und dabei gleichzeitig pantomimisch dargestellt, getanzt. Sie bilden die Urform dessen, was später, bei kultivierten Völkern in sprachliche Kunst, Musik und Schauspiel (bzw. Tanz) auseinanderfiel.

Das Christentum verbot diese Gesänge als heidnische, teuflische Zauberei. Und da die Lappen in ihrem schweren, vielfach bedrohten Leben sehr empfänglich für das Christentum waren, waren diese Gesänge bald wie vom Erdboden verschwunden. Denn es war eine große Sünde, die unter Höllenstrafe stand, wenn es einem von ihnen passierte, daß er im Überschwang von Freude, Schmerz, Hoffnung oder sonst eines überwältigenden Gefühls oder Erlebnisses, sich in diesen alten Formen Luft machte.

Erst in allerletzter Zeit sind diese Gesänge von schwedischen Gelehrten wieder aufgespürt worden. Unter großen Schwierigkeiten und Opfern – denn noch immer scheuen sich die Lappen, öffentlich zu juoiken (d. h. diese alten Gesänge tanzend und singend darzustellen). Und so mußten die Gelehrten ihnen bis in die einsamsten Berge und Halden nachgehen, oft wochenlang und meilenweit reisen, um eine neue Melodie zu ergattern.

Einer der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiet ist Karl Tirén, der an siebenhundert solche Melodien im Laufe seines Lebens gesammelt hat. Er hat den Gesang jedesmal an Ort und Stelle auf Platten aufgenommen und diese Platten dann in mühevoller Arbeit, zusammen mit anderen Gelehrten und Musikern, in unsere Notenschrift übertragen. Auf diese Weise können sie nun weitergegeben werden und sind nicht nur für die Musikwissenschaft gerettet, die dieser bis in die Steinzeit zurückreichenden Urmusik das größte Interesse entgegenbringt, sondern sie können auch von jedem musikalisch begabten Leser nachgesungen oder, z. B., auf der Blockflöte, nachgespielt werden. Auch die Lappen hatten ein Flöteninstrument, das Fadno, das sie im Spätsommer aus den bei ihnen riesengroß wachsenden Angelikastengeln schnitzten. Man kann gut darauf spielen, solange die Stengel frisch und saftig sind. Wenn sie abtrockneten, mußte man sie wegwerfen und warten, bis im nächsten Spätsommer die Angelikastauden wieder groß genug und die hohlen Stengel holzig und fest wurden.

Inhalt

Anhang

